Aus der Chronika Derer von Zimmern

Lebensdokumente
vergangener Jahrhunderte

③

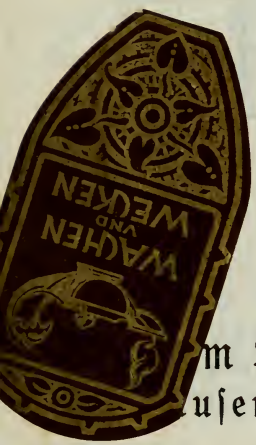
Aus der Chronika Derer von Zimmern

Aus der Chronika Derer von Zimmern

Historien und Kuriosa
aus sechs Jahrhunderten deutschen Lebens

urkundlich erzählt von
Graf Froben Christoph von Zimmern † 1563
Johannes Müller, Zimmernschem Sekretär † 1600

Herausgegeben von Bernhard Ihringer



m Langewiesche-Brandt
usen-München und Leipzig

Das erste bis dreißigste Tausend dieses Buches ist im Januar 1911 in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig gedruckt worden

STACK
ANNEX
DD
87
Z66
1911

Geschichtlicher Überblick.

Als im Jahre 1095 die Synode zu Clermont unter großem Jubel die Idee der Befreiung des Heiligen Grabes, die schon seit Jahren in den Köpfen lebte, befürwortet hatte, da zogen die Scharen von allen Seiten heran und vereinigten sich zu dem ersten Kreuzzugsheere, dem 1099 die Eroberung Jerusalems gelang.

Mit dieser Zeit religiöser und politischer Begeisterung beginnt unsere Chronik und zeigt an den Taten und Schicksalen eines „hochteutschen" Ritters, wie in dieses gesteigerte religiöse Leben sich zügellose Gewalttat einmischte, die schließlich die ganze Bewegung zugrunde richtete.

Mochte Kaiser Friedrich Barbarossa, der 1192 in den Wellen des Saleph seinen Tod fand, sich aufopfern, mochten zwei glänzende Ritterorden, die Johanniter (1113) und die Deutschherren (1199) den Kreuzzügen ihre Entstehung verdanken — — bei der Uneinigkeit der christlichen Fürsten war Palästina dauernd nicht zu halten.

Hatten die Kreuzzüge zunächst die unruhigen Elemente abgelenkt, so schwand doch mit dem Reiz des Neuen und

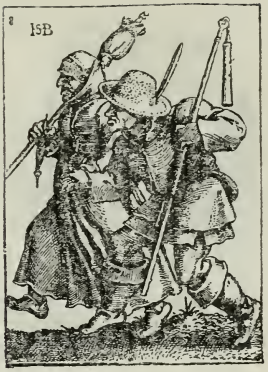
der Hoffnung auf Beute deren Begeisterung rasch, so daß schon kurz nach dem ersten Kreuzzuge ganz Europa unter den Plagen des Fehdewesens seufzt. Wohl wurden hier und dort Versuche gemacht, durch einen Gottesfrieden, der nur wenige Tage der Woche zum Ausfechten von Streitigkeiten freiließ, das Faustrecht einzudämmen, aber es blieben Versuche, die schon durch den Bürgerkrieg vereitelt wurden, den 1104 Heinrich V. gegen seinen Vater entfachte. Der alte Kaiser starb „in Reiches Acht, in Papstes Bann" und der junge wurde in endlose Streitigkeiten mit den Päpsten verwickelt, bis 1122 das Wormser Konkordat einen Scheinfrieden herstellte.

Mit dem ersten der Staufer, Konrad II. (1138—1152), beginnt eine neue Epoche der deutschen Geschichte. Die politischen Probleme zwar bleiben dieselben, aber der Geist der Reichsstände hat sich geändert. Es kommt eine Zeit der Differenzierung, Laie und Kleriker treten sich gegenüber. Die Römerzüge zeigen das Kaisertum im vollen Glanze seiner Macht, aber auch die Zwietracht im Innern, die Verderbnis derjenigen, die zu Lehrern des Volkes berufen sein sollten. Es ist nicht lange nach Barbarossa, daß Herr Walter von der Vogelweide klagt:

Diu Kristenheit gelepte nie sô gar nach wâne.
die sie da lêren solten, die sind guoter sinne âne.
es waere ze vil, und taet ein tumber leie daz.
sie sündent âne vorhte, dar umb ist in got gehaz.

Dagegen vermochten die Kaiser nur wenig, mehr schon gegen die Landschaden und Raubritter, die ihrem Handwerk allmählich einen rechtlichen Anstrich zu geben wußten

und an den Hauptverkehrsstraßen ein Netz von „Zöllen" ausspannten. Das 1235 auf dem Reichstage zu Mainz von Friedrich II. gegebene große Landfriedensgesetz bedeutet wenigstens einen Schritt zu geordneten Verhältnissen.



Mit Friedrich II. hatte zum erstenmal ein Ausländer 1212 den deutschen Thron bestiegen. Sizilien war seine Heimat, jene internationalste Insel, die heute noch in ihren Kunstdenkmälern die Spuren aller Völker aufweist. Dort nur fühlte er sich heimisch und scheute sich — zum Entsetzen der Päpste — keineswegs auch Mauren an seinen Hof zu ziehen. In dieser Renaissanceerscheinung vor der Renaissance mischen sich die Gegensätze seltsam: ihm, der dem Christentum sehr kühl gegenüberstand, war die Königskrone von Jerusalem beschieden, um die seine frommeren Vorfahren vergebens gekämpft hatten.

Auch die Macht der Staufer ging zu Ende. Der letzte aus deutschem Stamm (nicht der letzte überhaupt, denn noch lebte zu Bologna im Gefängnis der schöne König Enzio) war Konradin; 1268 endete er siebzehnjährig mit Friedrich von Baden zusammen auf dem Schafott.

Indessen diese Bluttat zu Neapel der deutschen Herrschaft in Italien ein Ziel setzte, meißelte Nicolo Pisano die Kanzel des Baptisteriums zu Pisa, die man heute als die früheste Schöpfung des Geistes der Renaissance betrachtet. Wenige Jahre zuvor war der größte Scholastiker, Thomas von Aquin, gestorben und im Norden baute Erwin von Steinbach am Straßburger Münster. Alle diese Fakta bedeuten in ihren Wirkungen einschneidende Veränderungen,

Wurzeln eines neuen geistigen und künstlerischen Lebens, das sich mehr und mehr auf sich selbst besinnt und möglichste Unabhängigkeit von politischen Wechselfällen mit immer größerem Erfolg erstrebt.

Das soziale Leben Deutschlands erhält gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sein besonderes Gepräge durch den Aufschwung der Städte, die, von den Kaisern ihrer Lehensdienste gegen die meist bischöflichen Landesherren entbunden, sich nunmehr als selbständige Mächte zu fühlen beginnen. Nach außen traten diese neuen Mächte namentlich durch die Hansa imponierend in die Erscheinung, jene großartige Handelsgesellschaft, die von ihrem Hauptkontor Lübeck aus fast den ganzen Norden kommerziell beherrschte und auch im Süden starken Einfluß gewann.

Eine andere freilich nur theoretisch wichtige Neuerung war die Ernennung der Juden zu „Kammerknechten des Reiches" und unmittelbaren Schutzbefohlenen des Kaisers, der sie freilich gegen die Volkswut nie schützen konnte.

Der allgemeine kulturelle Aufschwung setzte sich im vierzehnten Jahrhundert zunächst allenthalben fort. Marco Polos abenteuerliche Reiseberichte durchbrachen zum ersten Male das mittelalterliche Weltbild. Das Todesjahr Dantes (1321) wurde für Italien zur Geburtsstunde einer nationalen Sprache und damit auch einer selbständigen Kultur, während in Deutschland die Gründung der Marienburg weite Länder der Kultur erschloß. Rund vierzig Jahre später schuf zwar nicht der gelehrte Eifer, sondern die Liebe Karls IV. für sein Erbland Böhmen die erste Universität auf Reichsboden: Prag. Und wenn wir auch noch 1349

vom „schwarzen Tod", dieser furchtbarsten Volkskrankheit des Mittelalters, hören, von greulichen Judenmetzeleien, von Geißlerscharen, die mit ihren monotonen Bußgesängen ganz Deutschland durchziehen, und wenn auch diese selbe Zeit das Erstarken der mystischen Empfindung sah, den Predigten der wortgewaltigen Tauler († 1361) lauschte — das Sterben des Mittelalters hat dennoch begonnen.

Äußerlich wird hier der Wendepunkt zweier Zeiten durch die Erfindung des Schießpulvers bezeichnet. Die erste Nachricht vom Feuergeschütz in Deutschland, das nun an die Stelle der schwerfälligen Belagerungsmaschinen tritt, kommt aus Aachen, das schon 1346 eine Büchse besaß, die „Donner schoß". Zehn Jahre später hat Nürnberg „bereits eine Menge eiserner und kupferner Büchsen, welche eiserne Kugeln warfen".

Bei der Schwerfälligkeit dieser Apparate — die „scharfe Metze" schleuderte zentnerschwere Eisenkugeln, brauchte aber zur Beförderung hundertdreiundsechzig Pferde — blieben gleichwohl bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein die Ritter der Kern des Heeres. Erst als die Schlacht bei Sempach die Überlegenheit gewandten Fußvolkes gegenüber den erzgepanzerten ungelenken Massen gezeigt hatte, kamen die Landsknechte auf, die in ihrer charakteristischen Tracht, Plattharnisch und Pluderhosen, nunmehr das ganze Kriegswesen bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein beherrschen. Stehende Heere bürgerten sich seitdem in fast allen Staaten ein, wobei das verschärfte, überaus harte Kriegsrecht freilich den demoralisierenden Einfluß dieser bunt

zusammengewürfelten Horden nicht aufhalten konnte.

Zum letztenmal entfaltete sich der ganze höfische und kirchliche Prunk des Mittelalters auf dem Konzil zu Kostnitz 1414—1418. Diese Konstanzer Kirchenversammlung, die drei um die Tiara streitende Päpste absetzte, einen vierten wählte und zwei Ketzer verbrannte, unterließ gleichwohl die wichtigere Reform der innerkirchlichen Zustände, die seit mehr als fünfzig Jahren zu einem akuten Bedürfnis geworden war, und bedeutet so in Wahrheit den Abschluß einer Entwickelung. Der Gottesstaat, das heilige römische Reich deutscher Nation tritt nun in jenen jahrhundertelangen Zersetzungsprozeß ein, der durch das Erstarken der Fürstengewalt, durch die Glaubensspaltung, durch den Dreißigjährigen Krieg vielleicht nur äußerlich bezeichnet wird.

Während die Konstanzer Väter ihre endlosen Debatten in Basel fortsetzten, reifte Johannes Gutenbergs Erfindung. Kaum waren seine ersten Drucke erschienen, so breitete sich das Verfahren mit einer für damalige Verhältnisse ungeheuren Schnelligkeit aus. Schon im Jahre 1485 finden wir Pressen und zum Teil regelrechte Verlagsbetriebe, die mit anderen Druckorten in Austausch standen, in achtundneunzig Städten in allen möglichen Ländern.

Für die Humanisten in ihren stillen Gelehrtenstuben konnte es im Grunde gleichgültig sein, ob Freunde und Feinde ihre Bücher gedruckt oder geschrieben lasen. Aber Luthers Auftreten erscheint undenkbar ohne die weitausgedehnte populäre Propaganda, die nur Gutenbergs schwarze Kunst vermitteln konnte.

Am 10. November 1483, unter der Regierung Kaiser Friedrichs III., neun Jahre vor der Entdeckung Amerikas, wurde Martin Luther zu Eisleben geboren. Am 31. Oktober 1517 schlug er zu Wittenberg seine Thesen an. Die ganze Entwicklung der Neuzeit steht unter der Wirkung dieser Tat.

Zwei Jahre darauf starb Maximilian, der letzte Ritter, der „Weißkunich", und um sein Grabmal zu Innsbruck halten die Heldengestalten der deutschen Vorzeit Wache. Diese Erzfiguren Peter Vischers haben eine mehr als nur symbolische Bedeutung. Denn mit der altdeutschen Herrlichkeit war es nun endgültig vorbei. Kaiser Karl V. (1519 bis 1556), der Enkel Maximilians und persönlich eine glänzende und gewinnende Erscheinung, war Spanier und von seinem Regierungsantritt datiert der wachsende Einfluß der Spanier in Deutschland, über den auch die Verfasser unserer Chronik klagen. Als Sohn Johannas, der Erbtochter Ferdinands und Isabellas von Aragon-Kastilien war er gänzlich mit den Interessen der spanischen Politik verbunden. Wohl konnte dieser Kaiser in Wahrheit sagen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, aber seinem Glücke leuchtete sie nicht lange und die Dunkelheiten seines Weges erhellte sie ihm nicht. Indes sich hinter ihm die Klostertür von San Yuste schließt, legt unser Chronist die Feder nieder. Bald kam die Zeit, da es heißen konnte: „Und das römische Reich, daß Gott erbarm, sollte jetzt heißen römisch arm." Das Geschlecht Derer von Zimmern aber starb aus.

AUS DEM STAMMBAUM DER HERREN VON ZIMMERN.

Johannes Werner — Margarethe Gräfin v. Oettingen.

Wilhelm Werner
(1485—1575).
Vermählt mit Katharina von Lupfen und Margarethe von Leuchtenberg.

Gottfried Werner
(1484—1554).
Vermählt mit Apollonia Gräfin von Henneberg.

Zwei Töchter.

Johannes Werner
(1480—1548).
Vermählt mit Katharina Gräfin von Erbach.

Veit Werner
(1479—1499).

Sechs Töchter.

Johannes Christoph
* 1516.
Domdekan zu Straßburg. Comtur zu Köln und Speyer.

Gottfried Christoph
* 1524.
Comtur zu Straßburg und Konstanz.

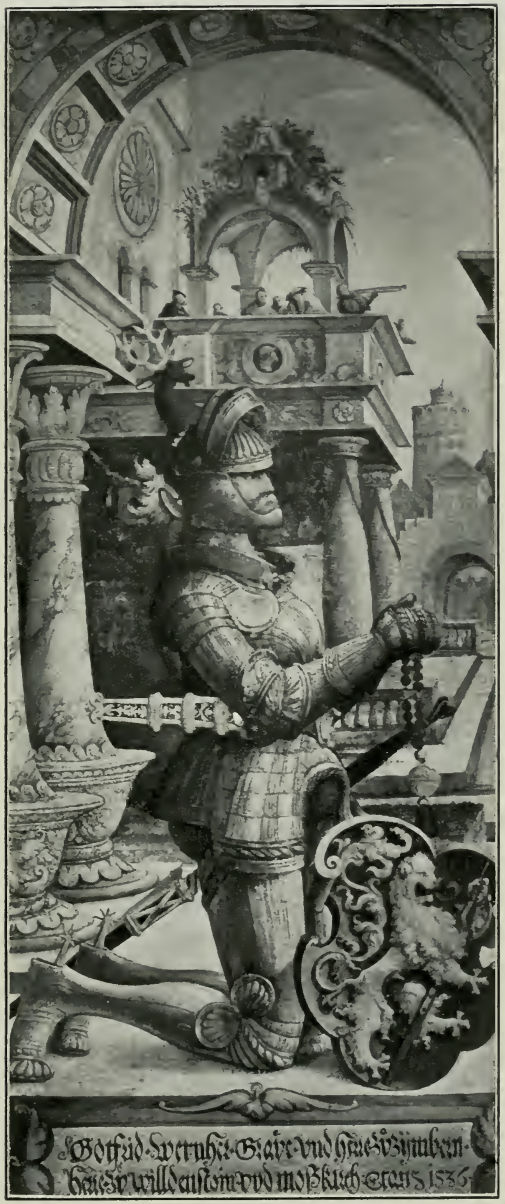
Froben Christoph
(1519—1563).
Vermählt mit Kunigunde Gräfin von Eberstein.

Christoph Werner
(1514—1517).

Eine Tochter.

Wilhelm
(1549—1594).
Vermählt mit Sabina Gräfin von Thurn.

Zehn Töchter.


Gotfrid · Wernher · Graue · vnd herre zu zymbern ·
herre zu willdenstein · vnd moßkirch · Stans 1536

Der Kupferstecher Matthäus Merian aus Basel gab seit 1640 „Typographien" verschiedener Länder heraus. Einer dieser zweitausend Kupfer ist hierüber wiedergegeben. Er stellt die Burg Wildenstein im oberen Donautale dar, die die Herren von Zimmern von den Pfalzgrafen bei Rhein zu Lehen trugen. Die heute noch wohlerhaltenen Mauern lassen verstehen, daß Wildenstein nur ein einziges Mal mit Gewalt genommen worden ist: im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden. — Auf Wildenstein befand sich der Flügelaltar mit dem umstehenden Bildnis des Grafen Gottfried Werner von Zimmern, dessen ungenannten Maler die Kunstgeschichte als den „Meister von Meßkirch" bezeichnet, weil er in und bei dieser alten Zimmernschen Stadt in der Nähe des Bodensees, die 1806 Baden einverleibt wurde, ansässig gewesen zu sein scheint. — Nach dem Aussterben Derer von Zimmern kam wie Meßkirch so auch Wildenstein an das Haus Fürstenberg, das die Burg noch innehat und den Altar in Donaueschingen aufbewahrt.

Aus der Chronika Derer von Zimmern.

Da man zählte nach Christi unseres Herrn Geburt 1095 erhob sich der allergrößte Heerzug wider die Ungläubigen, von dem man geschrieben findet. Es waren dabei gar viele treffliche Freie, Herren, Ritter und Edelknechte von hohen und niedern deutschen Landen, aus Gallien, Italien, überhaupt aus der ganzen Christenheit, so daß man den ganzen Haufen schätzte auf dreimalhunderttausend wehrhafte Männer zu Roß und zu Fuß. Was diese unterwegs an unsäglicher Arbeit und Mühe, Sorge und Gefahr gehabt und erlitten, bis sie die Stadt Jerusalem samt dem Lande Judäa erobert, das alles haben Guido Remensis, Robertus Monachus, und besonders Guilelmus Tyrius, so zum Teil damals gelebt und mit dabei gewesen, beschrieben, weshalb nicht vonnöten ist, das hier weiter auszuführen. Aber da nun die genannten Geschichtsschreiber nicht Süddeutsche, sondern Franzosen und Niederländer gewesen, so haben sie vor allem der Herrschaften ihrer Länder, die mitgezogen, gedacht, den hochdeutschen Adel aber, der doch nicht weniger Leib und Leben gewagt, mit kurzen Worten übergangen. Darum ist zu wissen, daß in dem Kloster zu Alpersbach auf dem Schwarzwald ein alt geschrieben Buch und ein großes gewirktes Tuch ist, die beide vor undenklichen Zeiten von der Freiherrschaft Zimmern dahin geschenkt wurden. Den Inhalt des ganzen Buches bildet eine Beschreibung des Heerzuges und ist glaubhaft, daß solche von einem der Freiherrn von Zimmern, von denen drei, näm-

lich die Brüder Friedrich, Konrad und Albrecht dabeigewesen, aufgezeichnet wurde. In das Tuch aber sind große Figuren und lateinische Worte gewirkt, die sich auf den Inhalt des Buches beziehen. Daraus sind nun die folgenden Kapitel, soweit sie die Freiherrn von Zimmern betreffen, entnommen.

Grund und Anfang der ruhmreichen, löblichen und christlichen Expedition sind vornehmlich die gewesen: Der löbliche teure Fürst, Herzog Gottfried von Lothringen, seines Geschlechts und Herkommens ein Graf von Bouillon, hat Kaiser Heinrich IV. löblichen Gedächtnisses allezeit getreu angehangen. Und als Kaiser Heinrich mit Macht nach Italien zog und Rom im Jahr Christi 1081 belagerte, ist er ihm nachgefolgt. Als nun die Stadt Rom einmal hart bestürmt wurde und ein guter Teil der Mauern und Befestigungen bereits niedergelegt war, hielt er sich so ritterlich bei diesem Sturm, daß er als allererster auf die Mauern kam und diese ruhmreiche Tat trug nicht wenig dazu bei, daß die Stadt von den Kaiserlichen erobert wurde. Bei diesem Sturm, der im Juni unternommen wurde, strengte sich aber Herzog Gottfried so an, daß er bald darnach in eine lebensgefährliche Krankheit fiel. Da gelobte und verhieß er Gott dem Allmächtigen, wenn er lebendig und bei Kräften bliebe, so wolle er zum heiligen Grab ziehen und dieses wieder aus den Händen der Ungläubigen zu retten suchen. Wunderbarerweise ward er darauf in ganz kurzer Zeit gesund und wie er wieder nach Deutschland kam, nahm er Urlaub vom Kaiser und setzte alles daran, um das nötige Geld für die Besoldung eines Kriegsvolks zusammenzubringen. Und als er dabei zwölf Jahre lang beharrt war, verkaufte er schließlich im Einverständnis mit seinen beiden Brüdern, Herrn Balduin und Herrn Eustachus, alle ihre liegenden Güter, um auch diesen Erlös wider die Ungläubigen zur Wohlfahrt der ganzen Christenheit zu verwenden. Auch das große Blutvergießen und die ewigen Kriege, die zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten auf Anstiften der Päpste erregt wurden, bestärkten ihn nicht wenig in seinem Unternehmen.

Als nun die Fürsten aus Gallien und den andern Nationen das ehrliche christliche Vorhaben vernahmen (die schon früher durch den Papst Urban zu Clermont in der Auvergne dazu bewogen worden waren), erwählten sie Herzog Gottfried einstimmig zu ihrem Obristen über den ganzen Haufen. Das war in Deutschland kaum bekannt, so hefteten sich schon etliche Bischöfe das Kreuz an, so Bischof Konrad von Chur und Bischof Otto von Straßburg, Herzogs Friedrich von Schwaben Bruder. Zu diesen und anderen Bischöfen verfügten sich noch Bischof Thiemo von Salzburg, ferner Herzog Eckhart von Bayern, ein Sohn Graf Ottos von Scheyern und Herzog Walter von Teck. Ferner zogen mit die folgenden Grafen und Freiherrn: Graf Heinrich von Schwarzenberg, Pfalzgraf Hugo von Tübingen, Graf Rudolf und Graf Huldreich von Sarwerden, Graf Heinrich von Helfenstein, Graf Adelprecht von Kirchperg, Graf Heinrich von Heiligenberg, Herr Rudolf Freiherr von Brandis, Graf Berchthold von Neufen, Herr Albrecht Freiherr von Stoffeln usw. Dazu eine bemerkenswerte Anzahl aus der Ritterschaft, die alle zur Errettung des christlichen Glaubens mit den Ungläubigen zu streiten begehrten. Damals nun, als diese Mär in deutschen Landen erscholl, waren die Brüder Herr Friedrich und Herr Konrad von Zimmern am Hofe bei Kaiser Heinrich, wo sie mit andern Grafen und Herren aus dem Schwabenland etliche Jahre gedient hatten. Sobald nun der Zug begann, nahmen sie untertänigst Urlaub und verfügten sich zu ihrem Vater, Herrn Gottfried, den sie samt ihren beiden Brüdern, Herrn Gottfried und Herrn Albrecht zu Herrenzimmern fanden. Denen und vor allem ihrem Herrn Vater zeigten sie an, daß es ihr Wille und Meinung wäre, an diesem ehrlichen, christlichen Zug teilzunehmen und mit den andern Grafen, Freien und Adeligen deutscher Nation ihren ritterlichen Mut gegen die grausamen Erbfeinde des Glaubens und alles christlichen Blutes zu beweisen; daß sie ihn deshalb, als ihren Herrn Vater, um die Erlaubnis bitten wollten, und daß er sie mit allem zu der Reise notwendigem versehen möchte. Mit diesen und dergleichen Wor-

ten bewegten sie ihren Bruder, Herrn Albrecht, der eine Zeitlang zu Herrenzimmern ansässig gewesen, daß er auch mit seinen beiden Brüdern zu ziehen begehrte. Als nun ihr Herr Vater seiner Söhne Wunsch erkannte, wollte er sie nicht daran hindern, sondern versprach, ihnen soviel er vermöchte zu geben, um sie in ihrer christlichen Reise zu fördern. Weil aber nun Herr Friedrich von Zimmern immer ein prachtliebender Herr gewesen, und es von seiner Jugend am kaiserlichen Hof und von seinen Kreuzzügen her so gewohnt war, so begnügte er sich nicht mit dem Zehrgeld, das ihr Herr Vater ihm und seinen beiden Brüdern zugemessen hatte, sondern brandschatzte heimlich noch etliche Untertanen, die in der Herrschaft wohnten, namentlich in dem Dorf Rulinghoven, wo damals reiche, wohlhabende Leute, die Zoppen genannt, ansässig waren. Deswegen entstand große Klage von dem gemeinen Mann, und er selbst kam auch hernach dadurch zu Schaden. Dann zogen sie zu Pfalzgraf Hugo von Tübingen, ihrem Obristen, bei dem sie Herzog Walter von Teck, den Fähnrich und eine große Anzahl von Grafen und Herren, auch von der Ritterschaft viele, fanden. Mit denen reisten sie durch Ungarn und Bulgarien auf Konstantinopel zu.

Als nun Herzog Gottfried von Bouillon und der ganze Haufe nach Thrazien kam, verloren sie durch die Untreue des Kaisers Alexis von Konstantinopel viele gute Leute. Doch setzten sie schließlich dreimalhunderttausend Mann stark ohne Weiber und Kinder glücklich und wohl über den Bosporus nach Asien, und wiewohl ihnen etliche sarazenische Fürsten und Potentaten mit einer großen Anzahl Volks entgegenzogen und ihnen den Durchgang nach Syrien verlegen wollten, so wurden sie ihrer doch immer mächtig und erschlugen eine große Anzahl. Nach diesen Siegen marschierten sie auf die Stadt Nicäa zu. Unterwegs aber, nicht weit von Nicäa ging ihnen der Proviant aus und als sie nun hörten, wo und wie stark die Türken ihr Lager geschlagen, ritten sie zunächst sehr

vorsichtig auf Furagierung aus; dann aber wagten sie sich von Tag zu Tag weiter hinaus, bis sie sich schließlich zehn Meilen weit vom Lager entfernten, plünderten und raubten. Schließlich, als sie des türkischen Königs Soliman schon gar nicht mehr achteten, der sich bisher absichtlich ganz still verhalten hatte, und als wieder dreihundert zu Pferd und dreitausend zu Fuß sich ohne alle Ordnung vom Lager entfernt hatten, wurden sie in aller Eile von diesem Türken Soliman umzingelt und die meisten erschlagen. Als die Kunde ins Lager kam, entstand ein Auflauf; die gemeinen Knechte wollten sofort und in aller Unordnung gegen die Feinde ziehen. Und wiewohl die Obristen das Kriegsvolk gern aufgehalten hätten in der Voraussicht einer nahen Niederlage und in Erwägung der großen Macht der Feinde, so konnten sie doch nichts ausrichten und sahen sich schließlich gezwungen, die Reihen zu ordnen. Sie zogen also mit viertausend zu Roß und fünfundzwanzigtausend zu Fuß gegen den Feind, in der Hoffnung, sintemalen es doch nicht anders sein könne, wenigstens Ehre einzulegen oder ihr Leben zu opfern. Und wiewohl von den Deutschen, besonders vom Adel, gar ernstlich ward gestritten, und wiewohl sie sich vor andern Nationen durch ritterliche Taten auszuzeichnen suchten, so war ihnen die unzählige Menge der Türken, die mit vergifteten Geschossen auf sie eindrangen, doch so überlegen und der Zuzug der andern Christen kam so spät, daß die Mehrzahl erschlagen wurde. Unter den Gefallenen waren beide Obristen, Pfalzgraf Hugo von Tübingen und Herzog Walter von Teck, dann die meisten der obengenannten Grafen und Herren, Graf Huldreich und Graf Rudolf von Sarwerden, Herr Konrad und Herr Albrecht Freiherrn von Zimmern, Herr Albrecht Freiherr von Stoffeln, Graf Berchthold von Neufen, ohne die vielen anderen vom Adel aus Süddeutschland. Die aber, die davon kamen, Graf Heinrich von Schwarzenberg, Herr Friedrich von Zimmern, Rudolf Freiherr von Brandis, ein Edelmann von Ems und einer von Friedlingen, die retteten sich nur mit großer Mühe und schweren Wunden. Sobald sie genesen waren, begaben sie sich in den

Dienst Herzog Gottfrieds, ihres obersten Feldhauptmanns, weil ja die meisten Deutschen samt ihren Hauptleuten und Befehlshabern in der Schlacht umgekommen waren. Etliche Zeit nach Eroberung der Stadt Antiochia rückte das christliche Heer vor Jerusalem; die Stadt ward belagert und nach vieler Arbeit und Mühe im Jahr nach der Menschwerdung unseres Herrn 1099 im Sturm erobert. Herzog Gottfried wurde einstimmig zum König gewählt. Aber der teure fromme Fürst regierte nur ein Jahr. Für ihn wurde sein Bruder, Herzog Balduin gewählt, der regierte achzehn Jahre. Herr Friedrich von Zimmern blieb einige Zeit bei ihm. Als aber Boemund von Apulien, Herzog zu Antiochia, beschloß, nach Frankreich zu schiffen, nahm Herr Friedrich von Zimmern, der nie willens gewesen war, im Lande zu bleiben, Urlaub, um mit diesem Fürsten nach Frankreich und von dort wieder heim nach Deutschland zu ziehen.

Als nun Herr Friedrich von Zimmern wieder zu Hause angekommen war und seinen Herrn Vater gesund und wohlbehalten angetroffen hatte, auch einige Zeit müßig, ohne alle Unruhe und Arbeit lebte, da fing er an schwermütig zu werden, und es reute ihn wieder übers Meer zurückgekommen zu sein, nachdem er am kaiserlichen Hofe, bei andern Fürsten und zuletzt bei zwei Königen von Jerusalem gelebt und gar mannigfache Ehren und Gunstbezeugungen erhalten hatte. Deshalb sann er oft darüber nach, wie er wieder übers Meer kommen möchte, damit er nicht den Rest seines Lebens so unnütz und in Schwermut hinbringen müsse. Und besonders dachte er an den Tod seiner Brüder und all derer, die bei Nicäa und in Syrien ihr Blut für Christi Namen vergossen, an diejenigen, die sich jenseits des Meeres niedergelassen hatten und glücklich geworden waren. Mit dergleichen Gedanken ging er Tag und Nacht um, so daß er schließlich den Entschluß faßte, wieder übers Meer zu fahren und den Rest seines Lebens dazu zu verwenden, den Christen getreulich zu helfen.

Sobald er dies beschlossen hatte (wiewohl er nichts davon merken ließ), schrieb er seinem Bruder Herrn Wilhelm, der immer bei den Fürsten von Schwaben am Hof gewesen war, er möchte sobald als möglich zu ihm und Herrn Gottfried dem jüngeren gen Herrenzimmern kommen. Als sie nun beisammen waren, legte er seinen Brüdern allerlei Gründe dar, warum er von ihnen den ihm zukommenden Teil der Herrschaft haben wolle, er möchte in Ruhe für sich selbst leben. Diesem Wunsch widerstrebten sie nicht, da er ja nichts ohne ihr Wissen und Zustimmung begehrte. Es ward ihm also auf Geheiß ihres Herrn Vaters, bei dem sie alle drei zu St. Georgen gewesen, die Herrschaft Rosenfeld mit den Schlössern Harhausen und Tiefenberg, samt den Dörfern, Zehnten, Leibeigenen und aller obrigkeitlichen Gewalt zuteil. Und wie ihm nun die armen Leute die Huldigung geleistet und geschworen hatten, begann er sie gar härtiglich zu brandschatzen mit allen Mitteln, wodurch er Geld von ihnen erpressen zu können glaubte und hatte darin gar kein Erbarmen. Sein Hofgesind vom Adel und andere, deren er eine große Anzahl seiner Reise wegen bei sich hatte, denen auch seine Absicht bekannt war, dieweil sie mit ihm aus dem Lande ziehen wollten, halfen ihm dazu nach bestem Vermögen. Schließlich versetzte er alles miteinander ohne Wissen seiner Brüder, woraus später großer Zank und Streit erwuchs.

Als nun Herr Friedrich seine Herrschaft ganz verpfändet hatte und somit alles los geworden war, beschloß er wieder nach Syrien zu ziehen, in der Hoffnung, zu König Balduin zu kommen, und Gott zum Lob, auch der ganzen Christenheit zum Nutzen, wider die Ungläubigen zu streiten. Etliche vom Adel und andere hatten sich teils um Gotteslohn, teils um Beute und Ritterschaft zu erlangen, teils um Sold und Geld, das er nicht sparte, ihm angeschlossen. Mit diesen und seinen eigenen Dienern zog er so schnell er konnte davon und kam zuerst durch das Rheintal. Hier vermehrte sich sein Haufe, denn Herr Gerold Freiherr von Fatz und andere mehr stießen zu ihm bis sie nach Mailand kamen. Hier erfuhr er, daß

die Genueſen und Venezianer Kriegsvolk anwarben, das ſie dem König Balduin auf ſein ernſtliches Erſuchen zu Hilfe ſchicken wollten. Darum ſäumte er nicht, ſondern begab ſich ohne allen Verzug nach Genua, wo das Kriegsvolk jetzt gerade in großer Anzahl aufbrechen ſollte. Er fuhr mit übers Meer und fand den König Balduin bei der Belagerung der Stadt Accon, die lateiniſch Ptolemais genannt wird. Wie nun die Venezianer und Genueſen ankamen, ward die Stadt zu Waſſer und zu Land ſo bedrängt, daß ſie zwei Monate darnach im Sturm erobert und der Ungläubigen, doch mit großem Schaden und Verluſt der Chriſten, eine große Anzahl erſchlagen wurde. Herr Friedrich von Zimmern kam abermals ſchwer verwundet davon; all ſein Volk war erſchlagen worden und vor allem ſein getreuer Geſelle, Herr Gerold von Faß. Dieſe Schlacht geſchah im ſiebenten Jahr nach Eroberung der Stadt Jeruſalem anno domini 1106. Bald darauf kam Herr Friedrich von Zimmern nach Cäſarea; hier wohnte er bei einem deutſchen Ritter, einem von Horn, der ihm gar getreulich Hilfe und Rat bewies, bis ſeine Wunden geheilt waren.

Eines Tages ging er nun einmal in Cäſarea ganz traurig vor das Tor ſpazieren, beſtändig an den ſchmerzlichen Verluſt ſeiner guten Freunde denkend, auch ſeiner getreuen Diener, die er mit ſich aus Deutſchland gebracht hatte, auch all ſeiner Habe, die ihm von den Ungläubigen geraubt worden war. In ſolchen Gedanken traf ihn nach Gottes Fügung ein Prieſter, der führte ihn nach freundlichem Gruß in eine Kapelle, ſo unfern von ihnen ſtand. Da klagte er ihm ſein großes Mißgeſchick, wie er mehrmals wider die Ungläubigen geſtritten und immer die Seinigen erſchlagen worden; daß ihm zwei leibliche Brüder umgekommen und ihm vor kurzem abermals alle ſeine Diener und Soldaten, die er von ſeinem eigenen Gut beſoldet hätte ſamt ſeiner ganzen Habe verloren gegangen ſeien. Alſo ſprach er und beichtete ihm darauf alle ſeine Sünden, deren er ſich erinnern konnte mit großem Ernſt. Der Prieſter fragte ihn, wie und woher er ſich das Geld verſchafft hätte. Da bekannte er ihm, wie er mehrmals ſeines Herrn

Vaters, auch seiner Brüder arme Leute gebrandschatzt und bedrückt habe, wodurch er das Meiste erhalten; und schließlich habe er auch noch sein väterliches Erbe versetzt, seinen Brüdern und seinem ganzen Geschlecht zum Nachteil. Der Priester tadelte ihn gar hart und sagte ihm, wie gewiß nur das Brandschatzen und das grausame Benehmen gegen die armen Leute die Ursache seines großen Verlustes und Unglückes sei. Denn wiewohl er geglaubt, recht zu tun, wenn er das Gut zum Kampf gegen die Ungläubigen verwende, so wäre das doch gegen den Willen Gottes; und wenn er nicht herzlich Reue und Leid darüber empfinde, so würden ihm ohne Zweifel hier im Leben noch mehr Widerwärtigkeiten zustoßen und er in jener Welt mit der ewigen Pein bestraft werden. Herr Friedrich ging in sich, versprach dem Priester, sein Leben zu bessern und schied also wohlgetröstet von ihm. Bald darauf kam er wieder zu König Balduin; bei dem ist er dann geblieben. Er endigte sein Leben unter König Balduin dem Zweiten dieses Namens und ist in Syrien begraben worden.

Frau Elisabeth, geborene Herzogin von Teck, des Herrn Gottfried von Zimmern des Jüngeren Gemahlin, gebar viele Kinder, von denen aber etliche zu Harhausen, bei dem großen Landsterben umkamen, doch blieben drei Söhne und eine Tochter am Leben, unter denen die beiden ältesten, Herr Albrecht und Herr Wilhelm. Sobald die von ihren kindlichen Jahren erwachsen, wurden sie auf Veranlassung und Wunsch Herrn Wilhelms, ihres Vetters, der an Herzog Friedrichs von Schwaben Hof war, zu den jungen Fürsten, nämlich Herzog Konrad und Herzog Friedrich dem Einäugigen getan und mit den Kindern vieler andern Grafen und Herren erzogen . . . Sie wurden in der lateinischen Sprache und in aller Zucht unterwiesen, und als sie erwachsen waren in allem Ritterspiel, im Waidwerk und was zu ehrlichen adeligen Freuden und Übungen dienen möchte, unterrichtet. Herrn Gottfrieds jüngster Sohn hieß Herr Walprecht, der ward in seiner Jugend

zu St. Gallen in das Kloſter getan unter Abt Huldreich Freiherr von Buſnang. Hier wurde er Konventual und verharrte allda bis an ſein Ende.

Kurz vor dieſer Zeit, nämlich nach Chriſti unſers Herrn Geburt 1095 wurde das Kloſter Alpersbach durch Herrn Rutmann von Hauſen aus dem Kinzigtal, Graf Allwig von Sulz und Graf Albrecht von Zollern erbaut. Nachdem es vollendet, trat Graf Albrecht in den Orden ein. Zu dieſem Graf Albrecht kam Herr Gottfried von Zimmern gar viel, da er ihm ſehr gut bekannt war. Er wurde dem Kloſter ſo geneigt, daß er ſein Erbbegräbnis dort erwählte, auch ſpäter mit ſeiner Hausfrau im Chor vor dem Fronaltar begraben ward. Seine Gemahlin, Frau Eliſabeth Herzogin von Teck, wirkte ihm zu langwährendem Gedächtnis der Freiherrſchaft Zimmern ein Tuch gemeinſam mit neun Jungfrauen, die ſie in ihrem Frauengemach hatte; darauf war die ganze Geſchichte von dem Zug gen Jeruſalem, wie weiland ihre zwei Schwäger, Herr Konrad und Herr Albrecht bei Nicäa erſchlagen worden und Herr Friedrich von Zimmern ſchwer verwundet mit dem Grafen von Schwarzenberg und anderen entkam. Dieſes Tuch, an dem ſie neun volle Jahre gearbeitet hatte, war ſo groß, daß das Chorgeſtühl zu beiden Seiten damit behängt werden konnte. Es kam nach ihrem und ihres Gemahls Tod gen Alpersbach in das Kloſter, wo es anno 1520 noch geweſen iſt. Und wiewohl es bei dem Bauernaufſtand, als die Bauern das Kloſter einnahmen, zum Teil verbrannt und zerriſſen worden iſt, ſo ſind doch etliche Stücke noch vorhanden, die zu Herrenzimmern im Schloß zu ewigem Gedächtnis bleiben werden. Und ohne Zweifel iſt dieſer Herr Gottfried von Zimmern in einem höheren Stand, als dem eines Freiherrn geweſen, weil man in dem gewirkten Tuch ſeinen Namen ſtets „Gottifredus dux de Zimbris“ geſchrieben findet.

Alpersbach hat den Namen vom Bach und heißt eigentlich Altpirschbach, woraus zu entnehmen, daß in dieser Gegend von alters eine freie Birsch gewesen und zum Unterschied von der neuen Birsch so geheißen wurde. Die rechte alte Stiftung wußte noch nichts von dem mönchischen Leben und Wesen, wie es sich ungefähr dreihundert Jahre später eingebürgert hat. Es waren auch die Konventualen allda nicht alle Priester, sondern nur der Abt, der Prior, der Kustos und etliche Kapläne, die den Gottesdienst versahen; daraus geht hervor, daß es anfangs beinahe ein weltliches Kloster war, in das die Grafen, Herren und Adeligen, wenn sie alt und untauglich waren, sich begaben, und in dem sie, neben kurzweiligen Vergnügungen, die ihrem Adel ziemten, ein eingezogenes und gottesfürchtiges Leben führen konnten. Es sollte auch nur für Adelspersonen und für die Ritterschaft gestiftet sein, weshalb vor Jahren die Äbte mehrmals vom Adel waren, wie von Neuneck, Hack von Harthausen, Münzer u. a. die Abtei nannte man nur die Burg und darum herum gab es noch zwölf Bürgle und Schlößle, in denen die zwölf Konventualen vom Adel wohnten. Die haben neben dem Gottesdienst und der Kirche sich mit Baizen, Jagen und allerhand Waidwerk beschäftigt und doch Sankt Benedikts Orden gehabt und getragen. Neben den Zimmernschen und anderen adeligen Begräbnissen zu Alpersbach findet man einen gar alten schlichten Grabstein neben dem Chor auf der rechten Seite, wenn man hineingeht, auf dem steht, daß die Grafen von Oberndorf darunter begraben seien. Wer diese nun sind, weiß Gott, denn man findet von keinem solchen Geschlecht geschrieben; aber meines Bedünkens sind es Grafen von Sulz, die haben Oberndorf eine Zeitlang inne gehabt und mögen sich zum Unterschied von den andern nach ihrer Wohnung Grafen von Oberndorf geschrieben haben, wie solches bei den Alten viel im Brauch gewesen, auch bei den Niederländern und Franzosen noch so gehalten wird. Über die großen, hohen Säulen aus einem Stück im Langwerk der Kirche muß man sich wohl ver-

wundern, ebenso darüber, daß sie von zwei Rindern zum Bau geführt worden sein sollen, von denen das große Ochsenhorn und das Hufeisen vor des Münsters Tür im Vorhof hängen. Deshalb kann ich mich auch nicht genug verwundern über die Torheit derer, die da behaupten, daß solche und andere große Säulen vor Zeiten gegossen worden seien, wofür sich doch nirgends in der Literatur ein glaubwürdiger Beleg findet. Da man zudem solche vorgeblich gegossene Säulen findet, so kann mit gutem Grund dargetan werden, woher sie in der Regel gebracht wurden. Es haben die Alten vor Zeiten große Lasten führen können, wie man noch in Italien sieht, wo Säulensteine und andere Dinge von unglaublicher Größe und Schwere noch zu unseren Zeiten befördert werden.

Als nun Herzog Friedrich von Schwaben gestorben war und seine beiden Söhne die Herrschaft geteilt hatten, blieb Herr Wilhelm von Zimmern bei Herzog Konrad; sein älterer Bruder aber, Herr Albrecht, verließ auf Wunsch seines Herrn Vaters den Hof und vermählte sich mit Frau Beatrix Herzogin von Urslingen im Jahre nach Menschwerdung unseres Herrn 1127. Solches ist ohne Zweifel geschehen zur Befestigung der guten Nachbarschaft, denn ihrer beider Herrschaften waren ganz nahe beieinander gelegen, so nahe, daß die beiden Schlösser Herrenzimmern und Urslingen später beide zur Pfarrei Epfendorf gezogen wurden. Frau Beatrix gebar Herrn Albrecht zwei Söhne und zwei Töchter, der ältere hieß Johannes, der andere Wilhelm, das älteste Fräulein Wiepurg. Diese wurde, nachdem sie erwachsen, Herrn Burckhart Freiherrn von Hornberg vermählt, die andere, nach ihrer Mutter Beatrix geheißen, kam gen Waldkirch nach St. Waldpurgen in das freie Stift, wo ihr Ahnherr auch eine Schwester gehabt hatte.

Herr Albrecht von Zimmern kam häufig zu Herzog Friedrich von Schwaben, seinem Herrn, weil er mit ihm erzogen worden und stets viele Gnade von ihm empfangen hatte. Wie er nun einmal wieder zu ihm geritten und einige Zeit bei ihm

gewesen war, traf sich's, daß dieser Fürst mit seinen Grafen und Herren, von denen er keine kleine Anzahl an seinem Hof hatte, zu Graf Erchinger von Monheim gen Monheim in das Schloß (im Zabergau gelegen) spazieren ritt. Dessen Gemahlin war eine Pfalzgräfin von Tübingen; sie hatten zwei Töchter und keinen Sohn, es gab auch sonst keinen Grafen mehr dieses Namens.

Nun war ein großer heller Wald, der Stromberg genannt, ganz nahe bei dem Schloß gelegen; darin hatte man schon lange einen Hirsch von wunderbarer Größe gesehen, aber nie fangen können. Da begab sich nun durch die Schickung des Glücks und die Vorsehung Gottes, daß gerade jetzt, während Herzog Friedrich da war, der Hirsch wieder aufgestöbert wurde, worüber sich der Herzog und alles Hofgesinde, besonders auch Graf Erchinger von Monheim sehr freuten. Man machte sich mit Hunden und Netzen bereit und ritt in einer guten Anzahl hinaus. Herr Albrecht von Zimmern kam zufällig an einen entlegenen Ort, da lief plötzlich ein schöner großer Hirsch vor ihm her, wie er vordem noch keinen gesehen. Er setzte ihm also nach, um ihn einzuholen und stürmte so lange durch den weitausgedehnten Wald, daß er schließlich nicht mehr wußte, wohin er gekommen. Da begegnete ihm ein Mann in unheimlicher und fürchterlicher Gestalt. Wiewohl er nun sonst ein unerschrockener Herr war, so erschrak er doch ob diesem Menschen oder dieser Erscheinung in Menschengestalt über alle Maßen und bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Der da vor ihm stand, fing an zu reden und sagte, er brauche sich nicht zu fürchten, denn er wäre von Gott dazu bestellt, ihm etwas zu offenbaren, er solle mit ihm reiten, dann wolle er ihm Abenteuer zeigen, dergleichen er noch nie gesehen, es werde ihm auch keinerlei Schaden an Seele oder Leib widerfahren. Als Herr Albrecht von Zimmern hörte, daß er von Gott redete, willigte er ein, mit ihm zu reiten. Die Gestalt ging vor ihm her, Herr Albrecht ritt ihr nach. Wie sie nun aus dem Gehölz kamen, sah er die allerschönsten Wiesen und die anmutigste Landschaft, auch ein Schloß mit vielen Türmen, gar herrlich

erbaut, wie er zuvor sein Lebtag keines gesehen. Als sie näher kamen, begegneten ihnen viele Leute, Knechte und Diener, alle schweigsam, die sein Pferd in Empfang nahmen. Sein anfänglicher Begleiter sagte, er solle sich über das Schweigen nicht verwundern und mit niemanden reden außer mit ihm; im übrigen solle er nur kecklich tun, was er ihm hieße. Damit traten sie ins Schloß. Er wurde in einen schönen weiten Saal geführt, da saß ein Herr mit seinem Hofgesind zu Tisch; er erhob sich alsbald mit allen Seinen gegen Herrn Albrecht und alle neigten die Häupter, als wollten sie ihn willkommen heißen und ihm Ehre bezeugen. Darnach setzten sie sich wieder, gleich als würden sie nun essen und trinken. Herr Abrecht stand, auf sein Schwert gestützt, das er um keinen Preis aus der Hand geben wollte, da und sah dem reichlichen Bewirten, Essenzutragen und allem zu; alles aber geschah so schweigsam, daß er sich höchlich verwunderte. Als er nun eine gute Zeit da gestanden war und alles gründlich besichtigt hatte, auch der sitzende Herr ruhig weiter aß und sich des Gastes niemand annahm, da sagte sein Führer, er solle sich gegen den Herrn und das Gesinde verneigen, worauf er ihn wieder hinausführen wolle. Nachdem nun das geschehen und der Herr und das ganze Gesinde ihm wieder mit Aufstehen und Hauptneigen Ehre erwiesen hatten, wie bei seiner Ankunft, führte er ihn wieder vor das Tor, wo die, die vorhin sein Pferd empfangen, es stillschweigend wieder vorführten und ihm hinaufhalfen, dann wieder ins Schloß zurückkehrten. Sein Geselle führte ihn wieder den Weg zurück, den sie hergeritten waren. Und als sie nun zu dem Wald kamen, sprach der Geist: „Du wirst dich wohl über das Schloß und was du darin gesehen hast, wundern!“ Herr Albrecht antwortete ihm, es sei das größte Wunder, das er je sein Leben lang gesehen oder gehört hätte und bat ihn, er möge ihm erklären, was dies alles bedeute. Da sagte der Geist: „Der Herr, den du gesehen hast, war deines Herrn Vaters Bruder, Herr Friedrich von Zimmern, ein christlicher, frommer Herr, der viel wider die Ungläubigen gestritten hat; ich aber und die andern, die du gesehen hast, waren

seine Diener und sein Anhang zu seinen Lebzeiten und leiden die allergrößte unsäglichste Pein, die mit Worten nicht ausgedrückt werden kann, weil er im Leben die armen Leute gar hart gebrandschatzt, ihnen das ihrige gewaltsam abgenommen und zum Kampf gegen die Ungläubigen verwendet hat. Dazu haben wir ihm alle geraten und geholfen und weil wir gräßliches Unrecht getan, so müssen wir dafür leiden, so lange bis Gott ein Genügen hat. Du hast vor Gott verdient, daß dies alles dir zu Wissen getan werde, um dich vor dieser und andern Sünden zu behüten und dein Leben zu bessern. Nun muß ich aber von dir scheiden." Er zeigte ihm den Weg, auf dem er durch den Wald zurückkehren solle, doch möge er sich zuvor noch umdrehen und sehen, wie die vorige Lust sich sobald in Kummer und Jammer gewandelt hätte. Damit verschwand er vor seinen Augen. Herr Albrecht kehrte sich um und sah statt des vermeintlichen Schlosses und aller vorigen Schönheit eitel Feuer mit stinkendem Schwefel und Pech, hörte auch das allerkläglichste Geschrei und Weinen, worüber er einen solchen Schrecken empfand, wie mit Worten gar nicht auszudrücken. Schließlich wandte er sich der Gegend zu, die ihm der Geist gewiesen hatte und kam in kurzer Zeit wieder zu Herzog Friedrich und Graf Erchinger, die ihn kaum erkannten ob der großen Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Sein Haar und Bart war, obgleich er an Jahren noch nicht so alt, ganz weiß geworden, worüber sich alle sehr verwunderten. Als er ihnen aber die Ursache, das Abenteuer erst mit dem Hirsch, dann mit dem Geist in Menschengestalt und was er gesehen, erzählt hatte, wunderten und fürchteten sie sich noch mehr und ritten in aller Stille wieder heim nach Monheim. Herr Albrecht bat Graf Erchinger von Monheim um die Erlaubnis, dieweil ihm das Abenteuer in seiner Grafschaft begegnet, hier eine Kirche bauen zu dürfen, was Graf Erchinger nicht nur gerne bewilligte, sondern mit Unterstützung seiner Gemahlin dafür sorgte, daß ein Frauenkloster gebaut wurde, Gott ewiglich zu Lob und Ehre. Auch Herzog Friedrich von Schwaben erbot sich, das Werk zu fördern und verlieh dem Kloster

etliche Zehnten, die ihm zu Statten kamen. Diese Geschichte hat sich, als man zählte nach Christi unseres Seligmachers Geburt 1134, unter der Regierung Kaiser Lothars II. begeben und ist von Herrn Konrad von Mansbach, Landgraf Wilhelms von Hessen Landhofmeister, der sie mit andern Historien in einem sehr alten Buch gelesen, überliefert worden. Graf Berchthold von Eberstein, der von Jugend auf mit den Herzögen von Schwaben erzogen worden, war damals auch in Monheim; der nahm sich die Geschichte nicht weniger zu Herzen, als ob sie ihm selbst begegnet und baute ebenfalls ein Frauenkloster, das Frauenalb genannt ward. Hernach, etliche Jahre später, als Kaiser Friedrich I,, genannt Barbarossa, nach Asien zog, reiste dieser Graf Berchthold von Eberstein auch mit. Als aber der hochlöblichste Kaiser in Armenien, zum Schaden der ganzen Christenheit mit Tod abging, kam Graf Berchthold nach Deutschland zurück, und als er einige Zeit zu Hause gewesen, baute er ein Mönchskloster, Herrenalb genannt. Dieses begabte er wie Frauenalb mit Zinsen und Abgaben im Beisein Pfalzgraf Hugos von Tübingen, Markgraf Herrmanns von Baden, Graf Konrads von Kalw, Graf Eberhards von Straubenhart und anderen mehr und beschloß auch dort nach dem Tode seiner Gemahlin Frau Uten, Gräfin von Sinsheim, sein Leben.

Es saß einmal ein Herr unfern von Geroldseck auf einem Schloß genannt Lützenhard, nach dem er sich einen Herrn von Lützenhard schrieb und nannte. Der hatte einen so großen Neid und Haß auf seinen Herrn, der damals zu Geroldseck wohnte, geworfen, daß er ihm, wie er nur konnte, auffässig war. Weil aber der Herr von Geroldseck sich nicht dergleichen von ihm versah, so konnte er sich auch nicht hüten und vorsehen und zog schließlich den kürzeren; denn er ward heimlich auf der Jagd gefangen genommen und einige Tage und Nächte mit verbundenen Augen im Wald herumgeführt, daß er nicht anders glaubte, als er sei auf weiten Wegen aus dem Lande

geschafft worden. Man brachte ihn aber nach Schloß Lützenhard und legte ihn dort in den Turm. Das Gesinde im Schloß wußte nicht anders, als daß es ein fremder Herr sei, der von weither dahin geführt worden. So konnten denn des Herrn von Geroldseck Weib und Kinder, auch seine Freunde auf keine Weise erfahren, was dem Herrn auf der Jagd geschehen und wo er hingekommen. Er lag ununterbrochen zwei Jahre im Turm und wußte nicht einmal, wo er war. Wie aber etliche Male das Luftloch oben im Turm offen stand, um die schlechte ungesunde Luft entweichen zu lassen, hörte er ein großes Horn blasen, dessen Ton ihm bekannt vorkam. Später fragte er dann einmal den Turmhüter mit geschickten Worten, wo er her sei und wie er hieße, und nach vielem hin und her reden sagte der, er sei aus dem Lützelstall, der zu Geroldseck gehöre und er und sein Vater hießen die Rüblen. Da erst erkannte der Herr von Geroldseck, wo er gefangen lag, und daß dieser Rüblen sein Untertan und Höriger sei. Er gab sich ihm zu erkennen und mahnte ihn bei seiner Pflicht und bei seinem Eid, ihm herauszuhelfen mit vielen Versprechungen, die dann ihm und seinen Nachkommen auch gehalten wurden; denn diese wohnen heute noch in dem Lützeltal in der Herrschaft Geroldseck und besitzen vor andern Hörigen viele Freiheiten. Als nun der Turmhüter vernahm, daß er seinen Herrn so lang, wenn auch ohne sein Wissen, im Gefängnis gehütet habe, da versprach er ihm, dieweil er sein angestammter Herr sei und er ihm mit Eid und Pflicht verbunden, ihm mit Gottes Beistand herauszuhelfen. Und an einem Festtag nun, als fast alles aus dem Schloß Lützenhard gen Selbach in die Pfarrei gegangen war, half dieser Rüblin dem Herrn aus dem Turm; sie stiegen beide an Hasengarnen über die Mauern und kamen bald vor das Tor von Geroldseck. Nun hatte der Herr von Geroldseck vier Söhne, auch sein ehelich Weib war noch am Leben. An seine Söhne schickte er Botschaft, er habe etwas mit ihnen zu reden. Wie die nun zu ihrem Herrn Vater vor die Pforte kamen, da nahm er sie beiseite und eröffnete ihnen, daß er ihr Vater wäre, und wie es ihm in seiner Abwesenheit er-

gangen. Er war aber in den zwei Jahren seiner Gefangenschaft so abgemagert und verändert, daß seine Söhne glaubten, er ginge mit einer Betrügerei um und sagten, ihr Herr Vater sei längst verloren und tot. Wie nun der Vater sah, daß seine Söhne ihn nicht mehr kannten, da begehrte er, ihre Mutter, Frau Adelheid solle zu ihm kommen, was auch geschah. Und obgleich er so entstellt war, daß seine Gemahlin ihn an der Gestalt und an der Stimme auch nicht erkennen konnte, so gab er ihr doch so viele Erkennungszeichen und Beweise und zeigte sich so unterrichtet in allen geheimen Dingen, daß sie ihn schließlich erkannte und ihm in großen Freuden um den Hals fiel, denn sie hatte ihn schon längst tot geglaubt. Dann wandte sich die gute Frau zu ihren Söhnen und sagte: „Wisset denn, daß das euer leiblicher Vater und mein Gemahl ist." Als die Söhne dies von ihrer Frau Mutter vernahmen, fielen sie ihrem Herrn Vater zu Füßen und entschuldigten sich gar sehr, sie hätten ihn nicht erkannt und er solle ihnen verzeihen und vergeben. Zogen darauf in großen Freuden miteinander in das Schloß Geroldseck.

Wenige Tage darauf schrieben die Herren von Geroldseck ihrer Freundschaft, ihren Lehensmannen, Verwandten und Hörigen, denen erzählten und klagten sie, wie der Herr von Lützenhard gehandelt und wie er den alten Herrn von Geroldseck, ihren Herrn Vater, gefangen gehalten, um ihn nicht mehr frei zu geben, vielmehr im Gefängnis sterben zu lassen. Dann zogen sie alle vor das Schloß Lützenhard, eroberten und zerstörten es, wie man heute am Burgstall noch sieht. Wo aber die Herren von Lützenhard hingekommen sind, oder ob das Geschlecht ausstarb, darüber findet sich außer der Erzählung des Abts von Ursperg kein weiterer Bericht. Der erzählt, daß der löbliche Kaiser Friedrich genannt Barbarossa im Jahre nach Christi Geburt 1168 Herrn Konrad von Lützenhard die Mark Ancona und dann das Fürstentum Ravenna übertragen habe und schreibt wörtlich folgendermaßen:

„Marchiam quoque Anconae et principatum Rauennae Conrado de Lutzenhardt contulit, quem Italici Muscam-in-cerebro nominant eo, quod plerumque quasi demens videretur.“[1] Von diesem Herrn Konrad von Lützenhard stammt das italienische Fürstengeschlecht der Malatesta ab, wie das die welschen Geschichtschreiber deutlich sagen. Allerdings irren sie sich in der Zeit und sind nicht ganz einig, denn sie sagen, das betreffende deutsche Geschlecht sei um die Zeit Kaiser Ottos III. nach Italien gekommen, während das Erzählte doch noch nicht so lange zurücklag, sondern erst unter der Regierung Kaiser Otto IV. Diese Malatesta haben die Stadt Armirium, sonst Rimini genannt, samt der zugehörigen Landschaft viele Jahre besessen und es sind große Tyrannen unter ihnen gewesen. Zu unseren Zeit leben sie, von allen ihren Gütern vertrieben, in großer Armut, so daß sie wohl wieder einen Barbarossa brauchen könnten, der ihnen auf die Füße hülfe. Die beiden Namen „Malatesta“ böser Kopf, und „Musca in cerebro“ wie die Welschen Herrn Konrad von Lützenhard nannten, reimen sich auch nicht übel zusammen.

Derlei ungetreue Taten sind damals nicht nur bei den Grafen und Herren vorgekommen, sondern auch bei den hohen Potentaten und Fürsten. Das bewahrheitet sich wohl an dem römischen König Konrad,[2] der war seines Herkommens ein Herzog von Schwaben und Kaiser Friedrichs von Schwaben Sohn. Der unternahm im Jahr nach Christi Geburt .... eine Wallfahrt zu St. Emmeram in Regensburg. Er vollbrachte sie auch in großer Andacht, aber mit großer Gefahr. Er hatte sechs Begleiter bei sich, denen vertraute er sein Leib und Leben an. Nun hatte der gute König aber viele Feinde in deutschen Landen um des Streites willen, den sein Vater mit den Päpsten zu Rom hatte, die den frommen Kaiser nicht krönen wollten und durch etliche Bischöfe Unfrieden und Ungehorsam in Deutschland anstifteten. Uneingedenk dieser großen Unsicherheit machte sich der König mit so wenig Per-

sonen, wie er glaubte unerkannt, auf den Weg. Des Papstes Anhang kundschaftete ihn aber aus und man verhandelte mit dem Bischof von Regensburg, um den König auf der Fahrt zu ermorden. Der Bischof willigte ein. Wie nun der König in Regensburg anlangte und zu St. Emmeram im Kloster mit seinem Gesinde übernachtete, kam ein Edelmann vom Geschlecht derer von Hohenfels, des Bischofs Lehensmann, mit seinen Bluthunden ins Kloster. Das geschah um Mitternacht als alles schlief und niemand sich eines Argen versah. Nun hatte aber der König einen weisen alten Ritter bei sich, hieß Herr Friedrich von Ewensheim, der hatte etwas davon gemerkt. Er sah wohl, daß sie verraten und verkauft waren und nicht entkommen konnten, wollte aber doch seinen Herrn, König Konrad, mit dem Leben davonbringen. Als er merkte, daß die Mörder nahten, weckte er seinen Herrn in aller Stille, unterrichtete ihn von allem und ließ ihn in eine Truhe steigen, die zufällig in der Kammer stand; er selbst aber legte sich geschwind in des Königs Bett. Gleich war der von Hohenfels mit seinen Waffenknechten da; sie stießen mit großem Ungestüm die Tür auf. Damals wurden alle, die in der Kammer lagen, jämmerlich ermordet und umgebracht, der getreue Ritter, Herr Friedrich mit ihnen. Der König aber, der in der Truhe lag, und dem ohne Zweifel dabei nicht geheuer war, kam davon. Die Mörder wähnten, sie hätten den König erschlagen und machten sich eilends nach vollbrachter Tat davon; der aber stieg am Morgen aus der Truhe und ging vor den Rat zu Regensburg, denen gab er sich zu erkennen und klagte, wie es ihm und den Seinen ergangen. Die von Regensburg hatten an diesen mörderischen Sachen wenig Gefallen, waren aber froh, daß der König so wunderbarerweise mit dem Leben davon gekommen war. Sie gaben ihm das Geleite, bis er wieder in Sicherheit kam. Ein getreuer Diener ist dieser Herr Friedrich von Ewensheim gewesen, dessen als eines leuchtenden Beispiels in ewigen Tagen nicht vergessen werden soll. Freilich haben die geistlichen Väter mit ihren Anschlägen nicht aufgehört und es schließlich doch erreicht, König Konrad und

seinen Sohn, König Konradin, den letzten des Geschlechts der Herzöge von Schwaben, zu vernichten. Und haben damit das Reich und die ganze deutsche Nation in die äußerste Not gebracht, so daß sie dadurch Italien, Sizilien und andere Königreiche verlor, auch seither nimmer zu dem früheren Stand hat gelangen können.

Herr Werner Freiherr von Zimmern hielt in seiner Herrschaft mit den armen Leuten und Hörigen so wohl Haus, bezeigte sich auch so freundlich gegen jedermann, daß er von allen seinen Untertanen geliebt wurde. Wie aber nun das wandelbare Glück, das heute einen erhöht und morgen einen erniedrigt, immer wechselt, so wurde er durch einen frühen Tod hinweggenommen und das geschah also. Er ritt einmal mit seiner Gemahlin, die eines Kindes schwanger ging, auf die Jagd; bei ihm waren Herr Berchthold von Falkenstein, auch seine beiden Schwäger, Herr Eglof und Herr Aigelwart. Ein großer Hirsch ward von ihnen gefangen. Nun war es sehr heiß und Herr Werner hatte sich weidlich getummelt, wovon ihn gar sehr dürstete. Er kam zu einem Brunnen, der noch bis auf unsere Zeit Wernersbrunn nach dieser Begebenheit genannt wird; liegt zwischen dem Städtlein Herrenzimmern und dem Dorf Bösingen in dem Wald, der Hardt genannt wird. Da trank er in der Hitze so schnell und so viel, daß ihm alsbald weh ward und er gleich mit seiner Gemahlin von dannen reiten mußte. Als ein gottesfürchtiger Herr ließ er sich mit den heiligen Sakramenten versehen und starb schon am andern Tag zum großen Kummer und Klagen aller Seinen; das geschah im Jahr nach unseres lieben Herrn Geburt 1289. Er wurde nach St. Georgen überführt und dort begraben. Wie viel Kummer seine Gemahlin darob gehabt, mag leicht ermessen werden. In diesen jammervollen Tagen kam die Zeit der Niederkunft und sie gebar einen Sohn, als schon das ganze Hofgesind, auch ihr Herr Vater und ihre Brüder für Mutter und Kind in Sorgen gewesen waren. Das Kind wurde in der

Taufe nach seinem Vater Werner genannt. Als nun die sechs Wochen des Kindbetts vorbei waren, auch der dreißigste Tag nach ihres Herrn Tod vergangen, wollte sie zu Herrenzimmern, wo sie zwei Sitze hatte, obwohl sie vor Schrecken und Kummer noch ganz krank war, nicht mehr bleiben und zog von Stund an hinüber nach Seedorf, das ihr als Witwensitz verschrieben war. Hier erzog sie ihren Sohn in aller Sorgfalt und verharrte in ihrem Witwenstand bis zu ihrem Tod.

Der Brunnen, aus dem Herr Werner getrunken, ward zuerst Herr Werners Bronn, dann Wernlis Bronn, schließlich Bernlis Bronn und das Tal Werners Tal genannt. Der gemeine Bauersmann aber, dem die alten Geschichten nicht mehr bekannt sind, nennt es jetzt das Bärental. So ändern sich also nicht nur die Zeiten und die Menschen sondern auch die Namen werden manchmal verändert und verkehrt.

Herr Konrad von Zimmern, der Witwe Schwager, der bei Graf Eberhard von Württemberg erzogen worden, auch immer am Hof und selten zu Haus war, besetzte Schloß und Städtlein Herrenzimmern und bestellte in Herrn Hans von Justingen, dem Älteren, der früher zu Herrenzimmern gewesen und von der Freiherrnschaft Lehen trug, einen Vogt; desgleichen setzte er einen Vogt nach Hohenstein, das er bis dahin selbst innegehabt hatte. Als Vormünder wurden von der ganzen Freundschaft Herr Konrad, Graf Egon von Fürstenberg und Herr Eglof von Falkenstein bestellt, die sollten alle Einkünfte der Herrschaft einziehen und auf Herrn Werners Nutzen bedacht sein. Aber Herr Konrad von Zimmern, der allezeit bei Graf Eberhard von Württemberg verharrte, brachte die Freiherrschaft dadurch in großen Schaden, denn dieser Graf Eberhard[3] lebte mit allen Kaisern und Königen, mit den Reichsstädten und vielen Grafen und Herren im Streit und fügte ihnen viel Schaden zu. Als König Rudolf, ein Graf von Habsburg, zur Herrschaft kam, bewarb er sich auch mit allen Kräften; er verbündete sich mit einer Anzahl Grafen

und Herren aus dem Schwabenland, so von Montfort, Dockenburg, Hohenberg, Öttingen, Helfenstein, Veringen, Zollern und anderen wider den römischen König. Der aber zog gewaltiglich mit seinem ganzen Anhang in ihre Länder und Herrschaften, verbrannte und verwüstete sie ganz und gar und zwang sie alle, ihm und dem Reich Gehorsam zu leisten. Nach dem Tode dieses Königs ward Graf Adolf von Nassau über das römische Reich erwählt. Dem widersetzte sich Herzog Albrecht von Österreich, König Rudolfs Sohn und bewarb sich auch nach besten Kräften. Graf Eberhard von Württemberg unterstützte ihn, so gut er konnte, ungeachtet, daß er vorher seines Herrn Vaters, König Rudolfs Gegner war. Zwischen König Adolf und Herzog Albrecht ward eine Schlacht im Wormser Gau geschlagen, in der König Adolf fiel, wie auch viele Grafen, Ritter und Knechte auf beiden Seiten, anno domini 1299. Darauf kam Herzog Albrecht von Österreich mit Einwilligung der Kurfürsten zur Regierung. Sobald das geschehen, begann Graf Eberhard mit ihm zu kriegen, und wenn er ihm vorher treulich gegen seinen Vorgänger geholfen hatte, so tat er ihm nun manchen Schaden und Verdruß. Das währte bis ins elfte Jahr, bis dieser König von seines Bruders Sohn, Herzog Johann von Österreich, erstochen ward. Nach ihm wählten die Kurfürsten Graf Heinrich von Lützelburg, der holte sich die Kaiserkrone mit Gewalt in Rom. Auch unter diesem Kaiser war Graf Eberhard nicht weniger unruhig wie früher und kriegte mit allen Herren und Reichsstädten in seiner Umgebung.

Darüber kamen Klagen und Beschwerden vor den Kaiser und obgleich er selten in Deutschland war, so verfügte er doch durch Mandate an die Reichsstände, besonders in Schwaben, sie sollten Graf Eberhard bekriegen und nicht nur ihn, sondern auch alle seine Diener, Helfer und Anhänger strafen. Das geschah auch, denn das Schloß Württemberg wurde zerstört und verbrannt; fast alle seine Städte und das ganze Land

wurden ihm abgewonnen; freilich bekam er nach dem Absterben dieses löblichen Kaisers alles wieder. In allen diesen Händeln war Herr Konrad von Zimmern gar nahe mit Graf Eberhard verbunden und brachte auch seines seligen Bruders Sohn, den jungen Herrn Werner gegen seiner Herren und Freunde Rat und Willen auf dessen Seite. Man riet ihm oft und bat ihn gar treulich, doch zu bedenken, welchen Schaden und Nachteil seine beständige Abwesenheit verursache und wieviel Unheil schon durch den Grafen Eberhard angerichtet worden. Auch riet man ihm, dieweil sein Bruder selig, Herr Werner so jung verstorben und nur einen einzigen Sohn hinterlassen habe (den er durch seine Ungeschicklichkeit auch noch am Ende um Leib und Gut bringen könne) sich zu verheiraten und zum ehelichen Stand und zu häuslichen Sorgen sich zu bequemen; wenn er aber für seine Person diesen getreuen Ratschlägen nicht folgen wolle, so möge er doch auf seinen jungen Vetter und auf sein Geschlecht Rücksicht nehmen; er solle dessen Schicksal von dem seinigen trennen und mit ihm die Herrschaft teilen, daß er nicht unschuldigerweise mit gestraft und zugrunde gerichtet werde. Ferner erinnerten sie ihn daran, wie es anderen Herren, die Graf Eberhard vormals Beistand gegen König Rudolf geleistet, ergangen; daß es ihnen selbst, ihren Herrschaften und armen Leuten zum verderblichen Nachteil gereicht habe. Diese Ratschläge und getreue Warnungen mißachtete er alle und schlug ihnen alles ab; denn, so sagte er, dieweil er mit seinem Herrn aufgezogen worden, würde es ihm nicht geziemen, in den angefangenen Händeln von ihm zu weichen, weil man es als Verzagtheit auslegen würde; was aber seinen Vetter angehe, so wolle er diesen vom Hof heimschicken, wenn sie es für besser fänden. Sie sollten ihn dann an einen andern Hof tun oder nach ihrem Belieben verheiraten, denn er für seine Person wolle frei und ledig bleiben und sich von seinem Herrn nicht trennen. Der Teilung der Herrschaft wolle er sich nicht widersetzen, sondern diese unverzüglich fördern, damit jener durch ihn in keinerlei Gefahr komme. Mit dieser Antwort mußten sich die Freunde und

Verwandten zufrieden geben. Trotz dieser Zusage aber behielt Herr Konrad von Zimmern, Herrn Werner, seinen Vetter bei sich, und er war auch bei den meisten Kriegen und Unruhen dabei, die Graf Eberhard im Schwabenland anstiftete. Als aber nun zuletzt das Glück umschlug und Graf Eberhard, auch seine Diener und Helfer in des Kaisers Ungnade und des Reiches Acht gefallen waren, da ward ihm durch Herrn Konrad Freiherrn von Weinsberg, Kaiser Heinrichs Statthalter und die Reichsstände sein ganzes Land verwüstet, verbrannt und genommen, so daß ihm schließlich von seiner ganzen Landschaft nur noch drei Städte übrigblieben. Das geschah nach unserer Erlösung im Jahr 1311. Alsdann aber ward auf Befehl und Ansuchen Graf Ludwigs von Öttingen, des Reichs oberstem Hauptmann, Herrenzimmern das Städtlein, in dem damals vierzehn Lehensträger vom Adel, die alle die Freiherrschaft Zimmern belehnt hatte, saßen, mit Gewalt eingenommen, zerstört und verbrannt; desgleichen das Schloß Hohenstein, das Herrn Konrad von Zimmern allein gehörte und alle Dörfer in der Herrschaft, ausgenommen die untere Festung zu Herrenzimmern, die sie, obwohl nur ein Mann darin war, diesmal nicht einnehmen konnten (der Verteidiger ward nach der wackeren Tat sein Leben lang „der Edelmann" geheißen und hat diesen Namen seinen Erben und Nachkommen hinterlassen), ferner Seedorf, Schloß und Dorf, das Frau Anna von Zimmern als Witwengut verschrieben war.

Im vorigen Kapitel wurde erzählt, wie die aufrührerischen Grafen und Herren des Schwabenlandes von König Rudolf gestraft wurden; das alles hatte aber seine Ursache von den Markgrafen von Baden her. Als sich nämlich Markgraf Rudolf mit dem römischen König aussöhnte, da ließ er seine Helfer und Helfershelfer stecken, die wurden vom Vertrag ausgeschlossen, wie es ähnlich zu unseren Zeiten von Herzog Ulrich von Württemberg beim Ende des schmalkaldischen Kriegs geschah, was dann die Grafen, Herren und Adeligen, die von

Kaiser Karl und dem Haus Österreich gerupft wurden, wohl spürten. Als nun die zwölf Grafen und Herrengeschlechter gegen König Rudolf den Kürzern zogen und Gnade begehrten, da ward ihnen unter anderm die Bedingung auferlegt, daß sie dem König einen Fußfall tun und persönlich um Gnade bitten mußten. Das geschah und es ward daraus ein Sprichwort, das in alten Schriften gefunden wird:

Die zwölf Apostel an der Zahl
Taten König Rudolf den Fußfall.

Um die Zeit Karls IV. lebte zu Breisach ein reicher Bürger, genannt Martin Malterer, der in seiner Jugend das Metzgerhandwerk betrieben und damit ein solches Vermögen erworben hatte, daß er später das Handwerk aufgab und von seinen Zinsen und Renten lebte. Er hatte aber den Kummer, nie ein Kind besessen zu haben, war auch keines mehr gewärtig, so daß er wohl voraussehen konnte, wie seine Güter nach seinem Tode zerstreut und zersplittert werden würden. Mit solchen Sorgen und Gedanken ging er nun einmal zu Breisach am Rhein spazieren, und als er eine gute Weile hin und wiedergegangen, sah er, ohne Zweifel durch Gottes Fügung, ein kleines Schifflein den Rhein herabschwimmen. Weil es nun nicht fern von ihm hielt, auch niemand darin war außer einer Wiege und einer Truhe, so ließ er es durch die Fischer, die zufällig in der Nähe waren, herbeischaffen. Da fand er in der Wiege ein kleines, blondes Knäblein und freute sich sehr darüber; ließ das Kind samt der Truhe und allem, was in dem Schifflein gefunden ward, in sein Haus tragen. Als man die Truhe öffnete, fand sich darin eine nicht geringe Barschaft an Geld, ferner schöne Perlen und Edelsteine; dabei lag ein Brief des Inhalts, daß dieses Kind von christlichen und hochgeborenen Leuten stamme und noch nicht getauft sei; deshalb bäten Vater und Mutter den oder die, zu denen das Kind nach Gottes Fügung komme, es Gott zu Liebe zur heiligen Taufe gelangen zu lassen und es mit dem Geld und den Klein-

oden in Gottesfurcht zu erziehen; und befahlen damit das Kind dem Schirm des Allmächtigen. Der gute Martin Malterer und seine alte Hausfrau freuten sich nicht wenig, daß ihnen der Allmächtige nun doch noch ein Kind beschert; sie nahmen es willigliche an und ließen es auf den Namen Martin taufen. Sie bestellten ihm eine Amme und ließen es hernach in aller Liebe und Treue nicht anders als ob es ihr leibliches Kind gewesen, erziehen. Der alte Martin Malterer legte die Barschaft und alles, was bei dem Kind gefunden worden war, auf Zinsen, ferner vermachten sie beide dem Kind alle ihre Güter und alles was sie bei ihrem Tode hinterließen. Als nun der junge Martin Malterer ein wenig erwachsen, war er ein schöner adeliger Knabe, der zu allen adeligen Dingen und Kurzweilen mehr als seinesgleichen Lust und Geschick hatte; und es ging ihm auch sonst alles glücklich von der Hand, worüber sich alle verwunderten. Besonders sein Stiefvater freute sich herzlich an ihm, und half ihm zu allen Turnieren und Höfen; daran sparte er keine Kosten. Kurz, er wurde bei allen römischen Kaisern und Königen, die zu seinen Zeiten lebten, nicht nur wohl bekannt sondern auch in hohen Gnaden gehalten und mit Reichslehen und hohen Ämtern versehen. Von König Rupprecht ward er geadelt und nach dem Tode seines Stiefvaters vermählte er sich mit einer Gräfin von Dierstein; auch wurde er von jenem König seiner wackeren Taten halber zum Ritter geschlagen. Und obwohl er nun von Gott und dem Glück so begünstigt, auch eines Grafen Güter und Vermögen besaß, so hinterließ er doch keinen Sohn sondern nur drei Töchter, von denen eine zu seinen Lebzeiten einen Freiherrn von Tengen, die andere einen Herrn von Creuz in Burgund heiratete, die dritte soll ledig gestorben sein. Er zog mit Herzog Leopold gegen die Schweizer, da ward er mit seinem Herrn, auch andern Grafen, Fürsten, Herren und Knechten bei Sempach 1386 erschlagen und zu Königsfelden begraben. Er hinterließ ein großes Vermögen, das wurde mit Abzug der Reichslehen unter die Töchter verteilt. Also ist der Stamm, der so rasch in die Höhe kam, auch schnell

wieder zugrunde gegangen. Die Güter, die er den Töchtern hinterließ, haben den dritten Erben nicht erreicht, sondern jene Geschlechter sind an Leib und Gut verdorben. Viele haben sich darum bemüht, seine Abstammung und wer er von Geburt gewesen sei, zu ermitteln; es konnte aber nie festgestellt werden.

Von wem die Stadt Freiburg im Breisgau ursprünglich erbaut worden ist und wie sie in die Gewalt der Grafen von Freiburg kam, das laß ich für diesmal beiseite. Doch mag man wissen, daß zwischen diesen Grafen und ihren Untertanen, denen von Freiburg, sich viel Zank und Streit zugetragen hat; denn die Bürger in der Stadt waren durch das Bergwerk und die Fruchtbarkeit des Bodens reich geworden und fragten nichts nach ihren Herren; die Grafen aber wollten ihre Oberhoheit, wie billig, aufrecht erhalten. Das merkten die Herzöge von Österreich und fanden, die Herrschaft über den Breisgau würde ihnen auch ganz gut passen. Deshalb unterstützten sie heimlich die Freiburger und reizten sie zum Ungehorsam auf. Dazu bedurfte es freilich keiner großen Künste, denn sie waren auch so schon dazu geneigt; außerdem hatten sich die Städte Basel, Neuenburg, Breisach mit ihnen verbündet, alles auf Anstiften der Herzöge von Österreich. Wie sie nun dem Grafen wieder großen Ungehorsam bewiesen, da beschloß Graf Egon von Freiburg, die Stadt zu bekriegen und zum Gehorsam zu bringen; verließ sich dabei auf Bischof Konrad von Straßburg, der ein Freiherr von Lichtenberg war und dessen leibliche Schwester er zur Ehe hatte. Er brachte es auch zustande, daß König Albrecht und dieser Bischof von Straßburg die Stadt überzogen und belagerten, wobei viele Scharmützel auf beiden Seiten geliefert wurden. Einstmals begab sich's, daß des Bischofs Reiter einen Angriff unternahmen; da mischte sich der Bischof auch unter sie, und um weniger erkannt zu werden, zog er ein seidenes Wams an und kleidete sich wie ein Kriegsmann. Da läuft

nun ein junger Metzger von Freiburg unter dem Kriegsvolk mit, der sieht den Bischof und stößt mit dem Spieß nach ihm, so daß er am vierten Tag darauf starb, im Jahr 1299. Der Metzger entkam, und weil der Bischof so jämmerlich umgekommen war, so verließ man für diesmal die Stadt und zog alles wieder heim. Etliche Zeit später, anno 1346 wollte Graf Egon den Verlust rächen und die Stadt plötzlich überrumpeln lassen, aber der Anschlag ward offenbar und die Freiburger wurden gewarnt. Im folgenden Jahr 1347 nahmen dann die Freiburger das Schloß, das oberhalb der Stadt lag, mit List ein, plünderten und zerstörten es. Darüber brach der Krieg abermals offen aus, daß sie einander beiderseits angriffen und plagten. Die Freiburger zogen nach Weier und nahmen das auch ein. Dort fanden sie zwei junge Adelige von Zorn, die mit dem Krieg gar nichts zu tun hatten; trotzdem wurden sie zu Freiburg im Gefängnis heimlich ermordet. Darob wurde der Landadel besonders aber die Stadt Straßburg den Freiburgern gar Feind. Der Knaben Vater war ein wackerer Ritter, hieß Herr Berchthold Zorn, der wollte den Mord nicht ungerochen lassen und brachte mit seinen Freunden gegen hundert Mann zu Pferd auf. Mit diesen zog er zu Graf Egon, der seine ganze Freundschaft benachrichtigt hatte, besonders den Herzog von Lothringen, den Markgrafen von Baden, die Grafen von Salm, von Hohenburg, von Zweibrücken, die Herren von Vinstingen, Ochsenstein, Usenberg, Lichtenberg und andere. Diese alle kamen Graf Egon zu Hilfe mit fünfhundert Reisigen. Unterdessen hatten die Freiburger bei ihren Bundesgenossen von Basel, Neuenburg, Breisach, Kenzingen auch um Hilfe gebeten und an die dreihundert Reiter und fünftausend Mann Fußvolk gesammelt. Damit lagerten sie sich vor Endingen und bestürmten es ohne Unterlaß. Als sie aber hörten, daß Graf Egon mit seinen Reitern und anderm Kriegsvolk heranziehe, und daß auch der Ritter Herr Gerhard von Endingen Streitkräfte sammle, da regte sich bei ihnen wieder der Hase im Busen und sie beschlossen, nachts in aller Stille mit allem Kriegsvolk abzuziehen und ein vor-

teilhaftes Lager aufzusuchen. Das geschah nun aber so eilig, daß sie ihre Zelte und anderes zurückließen. Der Graf hatte gute Kundschafter im Lager, so daß ihm nichts verborgen blieb. Als er nun der Freiburger und der andern Breisgauer Mäuselocker Verzagtheit merkte, überfiel er sie und jagte sie wohl eine halbe Meile weit bis auf einen Bühel unfern von Endingen. Hier holte er sie ein und wiewohl sie glaubten, im Vorteil zu sein und sich zur Wehr setzten, so konnten sie doch nicht Stand halten und flohen gleich wieder weiter. Also jagten sie ihnen nach bis gen Breisach zum obern Tor hinein ins Frauenkloster, so daß nicht der zehnte Mann wieder heimkam. Über Tausend wurden auf der Flucht erstochen, die übrigen kamen an den Rhein, in dem etliche Hundert ertranken; viele wurden gefangen und nur wenige kamen davon. Und ist dies ein großer Sieg der Grafen von Freiburg gewesen, denn man findet glaubwürdig geschrieben, daß von ihrem Haufen nicht ein einziger Mann ums Leben kam. Diese Schlacht geschah im Jahr nach Christi Geburt 1367 auf St. Laux-Tag. Der Friede ward geschlossen und die Freiburger mußten für die zerstörte Burg eine Entschädigung leisten, auch jährlich hundert Mark Silbers außer den gewöhnlichen Abgaben bezahlen. Später kauften sie sich von Graf Egon um eine große Summe los. Das Geld gab ihnen der Herzog von Österreich, der den ganzen Krieg angestiftet hatte. Die Stadt ergab sich dem Haus Österreich, dem sie auch heute noch zugehört.

Man sagt, daß, als die Freiburger von ihren Herren abfielen und damit den geschworenen Eid brachen, etlichen die Finger abgehauen wurden. Auch sei damals ein Vertrag geschlossen worden, wonach die Freiburger an vier Straßen Säulen setzen mußten, auf denen je eine Hand mit halben Fingern zu sehen war, gleich als ob sie abgehauen worden. Das soll und muß zum ewigen Gedächtnis so gehalten werden und sieht man die Säulen noch heutigen tags einander gegenüberstehen.

Man findet in alten Registern zu Meßkirch, daß Herr Werner Ritter gewesen. Die Ritterschaft soll er in Syrien, zu Jerusalem erworben haben, damals als ihm der wunderbare steinerne Daumenring von einem heidnischen Herrn geschenkt wurde, der noch zur Erinnerung in Herrenzimmern aufbewahrt wird. In welchem Jahr aber das geschehen, ist der langen Zeit halber in Vergessenheit geraten. Man weiß noch eine spaßige Geschichte, die sich bei seiner Heimkehr zutrug. Da er nämlich etliche Jahre auf der Reise nach dem heiligen Grab und den Heidenländern verweilte, so glaubte ihn daheim niemand mehr am Leben und die Amtleute wirtschafteten in ihren Sack, wie das zuweilen geschieht. Als aber Herr Werner wider Erwarten wieder ins Land kam, erschraken sie nicht wenig. Herr Werner merkte es und forderte binnen wenigen Tagen Abrechnung über die Jahre seiner Abwesenheit. Wiewohl sie nun sich dessen gar nicht versehen hatten, noch weniger darauf gefaßt waren, so mußten sie doch seinem ernstlichen Begehren willfahren. Als nun neben andern auch der Vogt von Meßkirch Rechnung ablegte, tat er der Einnahmen aus dem Verkauf von Hühnern, Hennen und Eiern keinerlei Erwähnung. Wie er zu Ende war, fragte ihn Herr Werner: „Wo sind denn die Hühner und die Eier hingekommen?“ Darüber erschrak der Vogt so sehr, daß er zuerst gar nicht wußte, was er antworten sollte. Schließlich faßte er sich ein Herz und sagte in der Angst: „Gnädiger Herr, die Hühner und Eier waren faul und stinkend und man warf sie zum Fenster hinaus.“ Über diese Antwort lachte Herr Werner und da er wohl sah, daß er jetzt keine bessere Abrechnung bekommen könne, so ließ er es hingehen.

Man findet, daß Herr Werner, Freiherr von Zimmern in einem Jubeljahr nach Rom zog, doch ist nicht bekannt in welchem Jahr das geschehen. Und da vor Jahren die Herrschaften, die zu solchen Zeiten Rom und die heiligen Orte besuchten, allerlei Ablaß, geistliche Gnaden und Freiheiten erhielten, so hat Herr Werner damals auch derlei Freiheiten

und Dispense erlangt, nämlich für jeden Samstag abend, wenn die Priesterschaft von Meßkirch nach der Vesper über die Gräber geht; auch dürfen er und seine Erben samt allen Zimmernschen Untertanen in der Fastenzeit Schmalz verwenden, während vorher der gemeine Mann kein Schmalz brauchen durfte, sondern sich mit Öl behelfen mußte.

Als der löbliche König Rupprecht aus Italien zog und mit seinen Reitern und anderem Kriegsvolk wieder nach Deutschland reiste, da hatte er zwei Adelige unter seinem Haufen, seltsame Vögel, wie denn mancherlei seltsames Kind an solchen Orten sich zusammenfindet. Der eine war ein Gronauer, der andere hieß der Beringer. Wie sie nun mit dem andern Kriegsvolk, das sich auf allen Straßen ausbreitete, nach Graubünden gekommen waren, blieben sie einige Tage dort, um sich auszuruhen. Da spielten sie eines Abends miteinander und kamen schließlich so in Eifer, daß der Beringer auch noch Roß und Harnisch in die Schanze schlug und verlor, worüber er sich so grämte, daß er in der Verzweiflung den bösen Geist um Hilfe anrief und sich in seinem Namen schlafen legte. Sie lagen beide beieinander in einem Bett und wie sie nun eingeschlafen waren, da träumte dem Beringer, er sei in Frankreich, in des Königs Kapelle. Da war ein hohes Grab mit einer goldenen Decke bedeckt und vier goldene Leuchter mit brennenden Kerzen an den Seiten. Die Leuchter gefielen ihm so wohl, daß er seinen Verlust wieder einzubringen hoffte, wenn er nur einen davon brächte. Er wollte die Gelegenheit nicht entrinnen lassen, sondern nahm einen und ging aus der Kapelle heraus. Da stand sein Roß gesattelt und gezäumt; er stieg auf und ritt in Eile davon. Er war aber noch nicht weit vor der Stadt draußen, da eilte ihm ein großer Haufen Leute zu Roß und zu Fuß nach und wollten ihm den Leuchter wieder abjagen, den er mit allen Kräften retten wollte. Man bedrängte ihn von allen Seiten so, daß er durch ein Hochgericht, ja einem gerichteten Menschen zwischen den Beinen hindurch

reiten mußte. Der Gehangene aber hielt ihn mit den Schenkeln fest, daß er nicht mehr weiter kommen konnte. Die Verfolger kamen näher; und es dünkte ihn im Schlaf nicht anders, als ob ihm einer ein Beil in den Rücken werfe, so daß er vom Roß herabfiel und den Leuchter fallen ließ; den nahm dann jener auf und ritt damit davon. — Wie er aber nun soweit geträumt hatte, glaubte er im Schlaf einen ganz unmenschlichen Schmerz zu spüren, daß er darob erwachte und überlaut zu schreien anfing. Sein Geselle, der neben ihm im Bett lag, wachte auch auf und ebenso die andern in der Kammer. Alles in der Herberge lief mit Lichtern herbei. Da erzählte er unter jämmerlichem Geschrei und großen Schmerzen seinen Traum und zeigte ihnen das Beil, das ihm noch im Rücken steckte. Das Bett war voller Blut, worüber sie nicht wenig erschraken. Auf sein Begehren wurde nach einem Priester geschickt, der hörte ihm die Beichte und versah ihn mit den hochwürdigen Sakramenten. Er starb wenige Stunden darauf in großer Reue über seine Sünden und wurde zu Tingen in der Pfarrkirche begraben.

Herr Johannes Freiherr von Zimmern, Herrn Werners selig Sohn, war ein großer starker Herr, so daß er in seiner Jugend um seiner ungewöhnlichen Größe und Stärke halber nur der „Lapp von Zimmern" genannt ward. Ehe und bevor dieser Herr Johannes sich verheiratete, noch zu Lebzeiten Herrn Werners, übte er sich in allen löblichen und ritterlichen Taten. Als das neunzehnte Turnier von der fränkischen Ritterschaft unter Karl IV. ausgerufen wurde zu Babenberg an der Rednitz, da man zählte nach Christi unseres Herrn Geburt 1362, da war Herr Hans von Zimmern auch zugegen, obwohl er im Turnierbuch Albrecht genannt wird, was aber ein Irrtum ist, da damals kein Freiherr dieses Namens am Leben. Später vermählte er sich mit der Gräfin von Werdenberg aus der Linie derer von Salgans in Rhätien, hieß Fräulein Kunigunde und war eine Tochter des Grafen Johann von

Werdenberg zu Salgans und der Frau Anna, Freifrau von Ratzins. Diese gebar ihm einen Sohn, der nach ihm Johannes genannt wurde, und eine Tochter Anna. Diese vermählte er, als sie erwachsen war, mit Graf Eberhard von Werdenberg zu Sigmaringen und Dietfurt. Und als nun sein Sohn auch erwachsen und ein starker, gerader Herr geworden, da vermählte er ihm Ferena, eine Tochter des Herrn Johannes Truchseß von Waldburg und der Frau Ursula Freiin von Abersberg, im Jahre nach Christi Geburt 1418. Aber noch bevor die Heimführung erfolgte, wurde sie, wie ihr Bruder Eberhard vom Kaiser Sigismund in den Grafenstand erhoben. Es wird auch berichtet, die Meßkircher hätten sie nicht eher in die Stadt einlassen wollen, bis sie Gräfin geworden. Sie gebar später ihrem Herrn und Gemahl drei Söhne, Konrad, Werner und Gottfried, und drei Töchter, Kunigunde, Anna und Ferena.

rei Jahre bevor die Heimführung und Hochzeit geschah, begann das Konzil von Konstanz, welches von allen Nationen Europas, auch von Indern, Mohren und vielen asiatischen, lybischen und skythischen Völkern besucht wurde. Durch deren Bitten und Vorhaltungen ward Kaiser Sigismund bewegt, die Schlichtung der Streitigkeiten in der römischen Kirche und in der ganzen Christenheit, sowie die Reform der Kirche zu unternehmen. Dieses Konzil währte bis ins vierte Jahr und waren auch Herr Johannes von Zimmern der Ältere und sein Sohn dabei zugegen. Als aber nun Kaiser Sigismund mit dem Papst Martin auch allen Kurfürsten und Fürsten, desgleichen den übrigen Reichsständen und Herrschaften von Konstanz wieder aufbrach und abzog, begab sich's, daß dieser löbliche Kaiser zu Sigmaringen an der Donau bei den Grafen von Werdenberg übernachten wollte. Und als er nun gen Meßkirch unterwegs war und an der Stadt vorbeireiten wollte, da sah ihn Herr Johannes von Zimmern, der Ältere, kommen; ließ sich alsbald einen Tisch vor dem Angertor her-

richten, an dem der Kaiser ganz nahe vorbeireiten mußte. Wie aber nun zuerst das kaiserliche Hofgesinde kam, dann der Kaiser selbst folgte und ganz nahe an Herrn Johannes von Zimmern herankam, und wie Herr Johannes sich gar nicht darum kümmerte und ruhig sitzen blieb, da wunderte sich der Kaiser nicht wenig; weil er aber wohl merkte, daß das einen bestimmten Grund habe, so ließ er ihn fragen, was er mit seinem Sitzenbleiben meine. Herr Johannes zog, wie billig, vor dem Kaiser seinen Hut ab, bückte sich bis auf die Knie und entschuldigte sich untertänigst, daß sein Stillsitzen nicht aus Mißachtung Ihrer Majestät geschehen. Er habe damit nur sagen wollen, daß er ein freier Herr und weder Ihrer Majestät noch sonst jemand mit Pflicht oder Gelübde verbunden sei; daß er nichts zu lehen trüge, daß seinem Vater von Kaiser Karl IV. Ihrer Majestät Herrn Vater hochlöblichen Gedächtnisses, die königliche Gerichtsbarkeit verliehen worden sei, vermöge der Urkunden, die er Ihrer Majestät damit vorwies. Als nun Kaiser Sigismund das hörte, wunderte er sich sehr und entbot ihm viel Gnade, wofür Herr Johannes von Zimmern Seiner Majestät untertänigsten Dank sagte.

Anno 1414, als Papst Johannes vom Konzil abgesetzt worden, sang man allenthalben: „Christ ist erstanden / Papst Johannes ist aus den Landen / Deß sollen wir alle froh sein / Daß wir den Bösewicht los sein. Kyrie eleison."

Als das Konzil beendigt war, nahm Kaiser Sigismund seine Züge gegen die Böhmen[4] wieder auf, die an vielen Irrtümern im Glauben festhielten und auch viel Blut untereinander vergossen hatten. Da nun alle Reichsstände rüsteten, so schickte auch Herr Johannes von Zimmern seinen Sohn wohlgerüstet an den kaiserlichen Hof, von wo aus er mit dem Zug nach Böhmen kam. Und wie man sich nun bei Saaz

lagerte und die Oberſten einen Plan zur Eroberung der Stadt und zum Angriff auf die Feinde, die in ziemlicher Stärke in der Nähe lagerten, berieten, da brach plötzlich an vielen Stellen des Lagers Feuer aus; und wie alles mit Löſchen beſchäftigt war, machten die Feinde einen kräftigen Ausfall aus der Stadt, wobei viele vom Adel, auch Grafen und Herren erſchoſſen oder auf den Tod verwundet wurden. Herr Johannes von Zimmern kam mit anderen Grafen und Rittern gleich zu Anfang vor den Feind; und weil er zu weit vordrang, ſo wurde er von den Feinden umzingelt, ſo daß er nicht entweichen konnte und auch ſeine Diener ihn nicht mehr befreien konnten. Schließlich, als ſie ſeinen Hengſt ſchon erlegt hatten und er ſich immer noch verzweifelt wehrte, ſchoſſen ſie ſo lange mit vergifteten Pfeilen nach ihm, bis er wie tot niederfiel und liegen blieb.

Sobald das Feuer gelöſcht und die Böhmen zurückgetrieben waren, ſuchten Herrn Johannes Diener ihren Herrn ſo lange, bis ſie ihn auf den Tod verwundet und zerſchlagen auf der Wahlſtatt fanden. Sie brachten ihn mit vieler Mühe wieder ins Lager. Als man aber wenige Tage darauf aufbrach, ließ ſich Herr Johannes ſo krank und ſchwer verwundet aus Böhmen in einer Roßtrage heimführen; doch wollte er nicht nach Meßkirch, ſondern ließ ſeine Gemahlin auch ſeinen Herrn Vater und ſeine lieben Kinder zu ſich nach Menningen an der Ablach kommen. Hier erwartete Herr Johannes ſeine Geneſung, weil er ſich feſt vorgenommen hatte, nicht nach Meßkirch zu gehen, bevor er eine Wallfahrt nach Einſiedeln vollbracht hätte. Es währte faſt ein halbes Jahr, aber ſeine Krankheit nahm immer zu, ſo daß er ſie ſchließlich nicht mehr ertragen konnte; er ſtarb im Jahre nach unſeres Herrn Geburt 1430 im Januar auf St. Agneſentag. Er ward zu Meßkirch begraben mit großem Wehklagen ſeiner Gemahlin, ſeines Herrn Vaters und ſeiner Kinder. Zu ſeinen Lebzeiten war er ein ſeltſamer junger Herr, jähzornig, ungottesfürchtig, verſchwenderiſch, und hat ſo übel geflucht, daß es jedes Maß überſtiegen; weshalb, als ſein erſter Sohn, Herr Konrad, ſtumm und lahm geboren

wurde, seine Gemahlin mehrmals sagte, es seien ihres Herrn Flüche, mit denen er sich gegen Gott versündigt, daran schuld gewesen. Sonst aber war er mit Herz und Hand ein redlicher unerschrockener Herr.

Graf Hans von Werdenberg, dem Herr Johannes der Ältere seine Tochter verheiratete, war ein merkwürdiger Herr; er hatte ein Sprichwort, wie man es noch an manchen Orten zu Heiligenberg findet: „Ach Gott, durch deine Güte / Bescher uns Rock, Mantel und Hüte / Dazu Roß und fette Rinder / Schöne Frauen und noch mehr Kinder."

Ungefähr um diese Zeit begab sich eine wunderbare Geschichte zu Meßkirch, die ich keineswegs übergehen kann. Es zechten einmal drei verwegene Gesellen, Bürgersöhne, in einem Haus, das in der untern Stadt am Graben lag, und als sie schließlich betrunken waren, spielten sie aus Mutwillen darum, wer noch in derselben Nacht einen Totenkopf aus dem Beinhaus holen solle. Der Verzagteste unter ihnen verlor; um aber für mutig zu gelten, ging er allein in der Nacht hinauf zum Beinhaus, wo jetzt St. Veitskapelle steht, und wie er mit furchtsamem Herzen einen Totenkopf nehmen wollte, befiel ihn eine solche Furcht, daß er ganz erschrocken von dannen floh. Damit ihn aber seine Gesellen nicht für furchtsam halten sollten, kehrte er wieder um und wollte abermals den Totenkopf mitnehmen; es ging ihm aber wieder wie vorher. Schließlich schöpfte er Mut und kam zum dritten Male hin mit dem festen Entschluß, von seinem Vorhaben nicht abzustehen und den Totenkopf seinen Gesellen zu bringen. Wie er ihn aber anrührte und aufhob, da sprach er mit einer rauhen, unmenschlichen Stimme „Laß mich liegen!" wodurch den Gesellen seine Kräfte dermaßen verließen, daß er ihn liegen ließ und nur mit Mühe und Not zu seinen Freunden kam; denen erzählte er, was ihm begegnet war. Die er-

schraken nicht wenig, als sie ihn so bleich und einem lebendigen Menschen ganz unähnlich vor sich sahen. Den nächsten Morgen wurden sie alle drei schwer krank; zwei erholten sich wieder, der dritte aber, dem das Abenteuer begegnet war, ist am dritten Tag darauf gestorben und begraben worden.

u jenen Zeiten war viel Unfrieden bei den Grafen von Zollern; besonders die Edelleute von Ow wurden von ihnen mißhandelt. Was die Ursache dazu war, ist vergessen worden. Die österreichischen Städte, wie Rottenburg, Horb, Schemberg, Binzdorf und Oberndorf am Neckar nahmen sich der Edelleute gegen den Grafen an, und es wurden so viele Angriffe herüber und hinüber unternommen, daß sich schließlich die betreffenden Städte und die ganze Herrschaft Hohenberg anno 1406 kurz vor dem Winter mit viel Volk vor Hechingen legte. Freilich konnten sie den Grafen keinerlei Abbruch tun und mußten schließlich mit großem Schaden und Spott wieder abziehen. Daran war die übergroße Kälte schuld, an der damals alles erfror und deretwegen die Gewässer an Brücken und Gebäuden großen Schaden anrichteten.

Es soll aber hier nun auch beschrieben werden, warum der unruhige Graf von Zollern, genannt der Öttinger, vertrieben und die Grafschaft Zollern um seinetwillen verwüstet und das Schloß seines Namens auf den Grund zerstört wurde. Es ist gewißlich wahr, daß einem Geschlecht kein größer Unglück und Anlaß zum Verderben zustoßen kann, als Uneinigkeit unter Brüdern, wie sich schon oft bewahrheitet hat, besonders aber an den Grafen von Zollern.

Es waren zwei Brüder, Graf Friedrich, genannt der Öttinger, und Graf Eitelfriedrich, dem die Freiin und Erbtochter zu Ratzuns vermählt war. Die hatten die Grafschaft unter sich geteilt und beide Residenz auf Zollern. Weil aber täglich Dinge vorfielen, die zu Zank und Hader Anlaß gaben, beide Grafen auch unverträglich und nicht zum Nachgeben geneigt waren, so kamen sie schließlich mit Worten und Werken

in eine solche gegenseitige Feindschaft, daß der eine weichen mußte; also vertrieb der Öttinger seinen jüngeren Bruder Graf Eitelfriedrich aus dem Schloß, ja er war auch in Hechingen oder sonst in der Grafschaft nicht sicher vor ihm. Sie taten einander beiderseits Schaden, wo sie konnten, und ihre armen Leute und Untertanen mußten es entgelten. Das trieben sie nun so etliche Jahre. Dabei kamen auch ihre Nachbarn mehrmals ins Spiel, die durch den Hader auch geschädigt wurden, und schließlich war fast niemand mehr vor ihnen sicher. Viele verloren Leib und Gut. Die Stadt Rottweil ergriff einmal eine Anzahl reisige Knechte beim Rauben, denen wurden die Köpfe abgeschlagen. Aber dabei blieb es nicht lange. Als auf St. Gallustag zu Rangendingen Jahrmarkt war und niemand sich eines Argen versah, stürmte Graf Friedrich mit etlichen Dienern und Schnapphähnen von Zollern herunter und fing einige Bürger von Rottenburg, die führte er aufs Schloß. Bald darauf unternahm er noch einen Zug und fing nicht wenige Bürger von Rottweil, die führte er auch auf Zollern und hielt sie hart gefangen. Und obwohl die Rottenburger und Rottweiler sich erboten und viel bemühten, ihre Mitbürger aus dem Gefängnis zu lösen, so bekamen sie doch kein gutes Wort zu hören, denn er wollte sich überhaupt nicht gütlich mit ihnen vertragen und die Gefangenen nicht freilassen. Darüber beklagten sich die beiden Städte bei den andern Reichsstädten, ihren Verbündeten und die beschlossen, dem Grafen das nicht länger hingehen zu lassen, sondern mit Macht vor Zollern zu ziehen und den Dingen ein Ende zu machen. Zu all dem half sein Bruder, Graf Eitelfriedrich ganz eifrig und beflissen. Der saß damals zur größeren Sicherheit zu Haigerloch im Städtlein und gab alle möglichen Ratschläge zum Krieg gegen seinen Bruder, ohne den verderblichen, nicht wieder gutzumachenden Nachteil zu erwägen, der ihm und seinen Kindern daraus erwachsen würde. Die Reichsstädte, die in dem Bündnis waren, scharten sich zusammen. Sie rüsteten zu Roß und zu Fuß und ließen in den Pfingstfeiertagen des Jahres 1422 das Schloß Zollern unversehens einschließen und auch die Ver-

proviantierungswege sperren. Das konnte nun freilich nicht so heimlich beschlossen und ins Werk gesetzt werden, ohne daß Graf Friedrich der Öttinger, der seine Kundschafter überall hatte, davon erfuhr. Darum säumte er nicht lange und raubte ohne allen Verzug bei Freund und Feind was er bekommen konnte und versah damit das Haus. Es war auch mit tüchtigen Kriegsleuten wohl versehen, denn die besten Reiter, die im Lande sonst nicht sicher waren, hatten ihren Unterschlupf bei ihm. Da er aber wohl wußte, daß sich die Obersten und Führer der Städte, durch seinen Bruder belehrt, hatten vernehmen lassen, sie hofften bald Nest und Vogel miteinander zu fangen, so entschloß er sich, auswärts Hilfe zu suchen und sich keineswegs im Schloß treffen zu lassen. Er zog also mit wenigen Dienern davon in der Absicht, bei Fürsten und Herren, namentlich in Lothringen und Burgund, Hilfe zu werben, und das Schloß, falls die Städte wirklich die Belagerung beginnen würden, zu entsetzen.

Der Graf hatte sich so geschwind aus dem Schloß und davon gemacht, daß sein Bruder und die Städte, wie gute Kundschaft sie auch hatten, nichts davon merkten. Wenige Tage darauf zogen sie mit Macht einher; sie führten gutes Geschütz mit sich, auch Schleudermaschinen. Es waren dabei die Städte Augsburg, Ulm, Memmingen, Kempten, Reutlingen, Rottweil, Ravensburg, Biberach, Weil und viele andere. Das Lager hatten sie zu Stetten im Kloster und in der Umgebung. Zur gleichen Zeit belagerten die Grafen von Württemberg, die damals mit den Reichsstädten verbündet waren, Schloß Sulz. Als nun die Städte ihr Lager geschlagen hatten, kam Graf Eitelfriedrich zu ihnen, der gab ihnen in allem Ratschläge, wie das Schloß zu belagern, zu beschießen und zu vernichten sei, zeigte ihnen auch die Stellen, wo es am schwächsten und wo die Verteidigung am schwierigsten wäre, während zuvor gerade diese Stellen von jedermann für die uneinnehmbarsten gehalten worden waren. Als sie nun diesen Bericht erhalten hatten, begannen die Balinger mit der Belagerung des Berges, nach denen kamen die Rottweiler. Als sie sich verschanzt

hatten, begannen die von Rottweil von ihrer Schanze aus mit der Beschießung, und zwar noch nicht mit den großen Geschützen. Graf Eitelfriedrich kam oft zu den Obersten und Kriegsräten, um ihnen Mut einzusprechen und sie in der Belagerung zu bestärken; ermahnte sie auch nicht nachzulassen oder an Abzug zu denken. Also lagen die Reichsstädte mit vielem Volk zu Roß und zu Fuß mit großen Unkosten den Sommer und den darauffolgenden Winter vor Zollern, so lange, daß nur noch zehn Tage fehlten, bis ein ganzes Jahr verstrichen war. Während dieser Zeit hatten die Büchsenmeister alle Türme, Mauern und anderen Gebäude im Schloß bis ganz nahe auf den Berg zu, abgeschossen. Man hatte auch von der andern Seite, gen Hechingen oder Stettingen zu am Berg gegraben und von Holzwerk und Erdreich eine Bastei immer über die andere gebaut, bis die oberste noch um ein merkliches höher war als der Berg und das Schloß Zollern. Von hier aus wurde das Schloß am meisten beschädigt und bedrängt, denn mehrere Gebäude wurden bis auf den Grund zusammengeschossen. Schließlich konnte sich das Kriegsvolk nur noch in den Gewölben und unter dem Boden aufhalten, es durfte sich keiner mehr außen sehen lassen. Die Besten unter dem Zollernschen Kriegsvolk wurden von dieser Bastei aus erschossen oder verletzt, besonders durch Maschinen, die Steine von einem Zentner Gewicht und mehr schleuderten. Daraus erwuchs der Besatzung viel Schaden, doch taten sie auch den Städten Abbruch, erschossen viele und hielten sich überhaupt wie wackere Kriegsleute, obwohl die Vornehmsten und die Mehrzahl von ihnen dabei draufging. Die Hilfe und Rettung aber, die ihnen ihr Herr, Graf Friedrich der Öttinger, verheißen, und auf die er sie vertröstet hatte, blieb aus, denn er konnte keine aufbringen. Er reiste nach Lothringen, nach Burgund auch zu anderen Fürsten und Herren, um Hilfe gegen seinen Bruder Graf Eitelfriedrich und die Reichsstädte nachsuchend, aber es wollte sich niemand damit beladen und seinetwegen einen Krieg beginnen, denn er hatte eine faule und böse Sache, die von Rechts wegen niemand verteidigen wollte.

Also mußte er sich in Winkeln versteckt halten und den Ausgang der Sache abwarten. Als aber nun die Belagerung fast ein Jahr gedauert hatte, getrauten die Adeligen und die übrige Besatzung sich nicht mehr, das Schloß zu halten, namentlich weil von nirgendsher Rettung zu erwarten war und sie nicht wußten, ob ihr Herr noch lebe. Der Hauptmann, ein alter ehrlicher Kriegsmann namens Meinrad von Tätlingen, genannt der Flehinger, bat also um Unterhandlungen und obwohl etliche unter den städtischen Kriegsräten waren, die das Schloß der größeren Ehre halber im Sturm und mit Gewalt nehmen wollten, so war man doch der Belagerung müde und hatte auch viele Verluste erlitten. Darum schloß man mit der Besatzung einen Vertrag, wonach sie sich auf Gnade ergaben, das Schloß aber auf Ungnade. Die Burg wurde den Städtern übergeben, das Kriegsvolk aber, das sich in der langen Belagerung so wacker gehalten hatte und ganz abgemattet und schwach war, führte man nach Ulm und pflegte es dort gütlich, darnach wurden sie freigelassen. Das Schloß Zollern aber wurde von den Städten eingenommen und bis auf den Grund zerstört und abgebrochen. Das geschah am Freitag nach unseres Herrn Auffahrt im Jahre 1423 zum großen Jubel und Frohlocken der Städter und Graf Eitelfriedrichs, der damit glaubte, sich an seinem älteren Bruder wohl gerächt zu haben, obwohl er nur sich selbst und sein eigenes Nest beschmutzt und zugrunde gerichtet hatte. Das sind die Früchte, die brüderliche Uneinigkeit trägt.

Unterdessen belagerten die Grafen von Württemberg mit Macht das Schloß Albeck, oberhalb der Stadt Sulz, und beschossen es heftig; sie hatten auch schon die im Schloß mit den Schleudern so bedrängt, daß eine ganze Bastei herabgeschossen wurde. Schließlich aber vertrug man sich dahin, daß die Grafen von Württemberg abziehen und ein Viertel an der Stadt Sulz, sowie das Vorkaufsrecht an Schloß und Stadt haben sollten. Auch sollten die Herrn von Geroldseck württembergische Diener sein.

Damals, als die Städte vor Zollern lagen, war alles ganz

wohlfeil im Schwabenland und viel Geld bei dem gemeinen Mann. Aber bald darnach erhöhten die Grafen von Württemberg und einige Reichsstädte den Münzfuß und so erhöhte auch unser Herrgott alles, was man brauchte und alles ward teurer.

Als die Reichsstädte abgezogen waren mit dem Entschluß, der Ruhe und des Friedens wegen den Wiederaufbau des Schlosses nicht mehr zuzulassen, konnte Graf Friedrich der Öttinger sich nicht mehr ruhig halten, sondern verfügte sich zu den Herrn von Geroldseck nach Sulz, die aus demselben unruhigen Holz geschnitzt waren, wie er. Er wohnte unterdessen in einem alten verfallenen Burgstall, genannt Lichtenfels.

Als nun Zollern das Schloß etliche Jahre verbrannt und öde gestanden, reute es Graf Eitelfriedrich von Zollern, daß er zur Zerstörung des Hauses, das zum Teil auch ihm gehörte und von dem er den Namen trug, die Hand geboten hatte. Aber die Reue kam zu spät, wie man ja gemeinhin von den Deutschen sagt, daß sie durch den Schaden, und wenn es nichts mehr nützt, klug werden. Seine nächsten Freunde und Verwandten rieten ihm, er solle den Zollernberg besetzen und mit dem Wiederaufbau beginnen. Das tat er auch, und obwohl durch die Kriege und die Belagerung die Grafschaft sehr in Not geraten war, so ließ er es doch an nichts mangeln; er ließ in aller Eile ein Haus auf dem Berg errichten und hoffte so vor den Reichsstädten sicher weiterbauen zu können. Als aber die verbündeten Städte das gewahr wurden, beschlossen sie den Bau zu verhindern, denn sie wollten kein Raubschloß, wie sie es nannten, mehr in der Gegend haben. Sie schickten ganz unversehens und plötzlich ihre Reiter und ihr Fußvolk, zusammen wohl sechstausend Mann stark, die kamen eines schönen Tags früh morgens an den Berg. Dreißig oder auch mehr Werkleute, Maurer, Zimmerleute und andere waren eben an die Arbeit gegangen und arbeiteten an

dem Haus auf dem Berg; die durften es natürlich nicht wagen, sich zu wehren und Berg und Haus zu halten, sondern gaben beides auf. Die Städte nahmen es wieder ein und brannten das schöne Haus bis auf den Grund nieder; zogen dann wieder davon. Hätten die Städte nur acht Tage länger gewartet, so hätte der Graf Zeit gefunden, das Haus zu verproviantieren und mit Kriegsleuten zu besetzen; dann hätten sie es nicht so in einem Schnapp geschluckt. Dies ist geschehen im Jahr 1430. Vierzehn Jahre lang lag der Bau darnieder und der Berg stand während der Zeit wüst und unbewohnt da.

Unterdessen starb Graf Eitelfriedrich von Zollern. Auf ihn folgte sein Sohn Graf Jos Niklas, der war von ganz anderer Art; denn wenn seine Vorfahren meist hochfahrend und unfriedlich gewesen waren und ihre Sache zumeist auf die Faust gestellt hatten, so wollte er alles mit Vernunft ausrichten, was für ihn auch das Beste und sehr von nöten war. Er war von Jugend auf bei Herzog Albrecht und den andern Herzögen von Österreich auferzogen worden, bei denen er sich sehr verdient machte und viele Gnade empfing, besonders bei Herzog Albrecht, Kaiser Friedrichs Bruder. Alles bedauerte und bemitleidete den Grafen, daß die Städte also unbillig handelten und einen solchen großen Mutwillen und Hochmut an den Tag legten. Sie unterstanden sich dessen nicht nur gegen den Grafen von Zollern, sondern auch gegen die Herrschaft Hohenberg, die sie besetzt hielten, obwohl sie Herzog Albrecht zugehörte. Das kam daher: Die Herzöge von Österreich hatten vor Jahren große Kriege mit den Schweizern geführt, die so viel Geld verschlangen, daß sie schließlich die Herrschaft Hohenberg gegen eine bestimmte Summe Gelds im Jahr 1410 den Reichsstädten verpfändeten. Die Reichsstädte wollten die Herrschaft ungern von sich lassen und Herzog Albrecht konnte sie nicht zur Abrechnung bringen; es kam damals schon zu Tätlichkeiten, aber man vertrug sich zu Bamberg dahin, daß die Reichsstädte vor dem Kurfüsten von der Pfalz Abrechnung erstatten sollten. Das geschah auch, aber sie konnten sich über die Rechnung nicht einigen und es wurden noch viele Verhand-

lungstage abgehalten, zu Heidelberg, zu Oppenheim und vor dem römischen Kaiser. Schließlich kam der Streit wieder zurück vor den Pfalzgrafen. Herzog Albrecht ritt auf Mitfasten 1454 persönlich nach Heidelberg und die Tagsatzung währte bis an die vierzehn Tage. Es wurde aber nichts ausgerichtet, sondern die Parteien widersprachen sich in jedem Punkt . . . Unterdessen hatte sich Graf Jos Niklas von Zollern mit guten Werkleuten, mit Geld, Holz, Kalk und anderen Materialien, die zu einem solchen großen Bau erforderlich sind, wohl versehen und die Uneinigkeit zwischen dem Herzog und den Städten kam ihm wohl zu statten; denn der Herzog beschloß, dieweil ihm sein Recht von den Städten verweigert worden, sich der Landschaft als seinem Eigentum, mit Gewalt zu bemächtigen. Und zudem, um die hochmütigen Bauern recht zu ärgern, wollte er auch dem Grafen bei seinem geplanten Bau Vorschub leisten und dafür sorgen, daß er das Schloß ungestört von den Städten wieder aufbauen könnte. Und ich glaube wirklich, es habe der Allmächtige den stolzen vernagelten Bauern das eine Auge verhoben, daß sie den Braten nicht schmecken und merken konnten, wozu die Kriegsrüstung Herzog Albrechts diente, und daß sie sich nicht zur Gegenwehr anschickten; während sie bei zeitigem Eingreifen dem Herzog und dem Grafen noch alle Anschläge hätten zunichte machen können. Aber gegen den, dem Gott wohlwill, kann niemand einen Pfeil abschießen, das zeigte sich auch hier. Herzog Albrecht tat sich um und sammelte in kurzer Zeit einen großen reisigen Zug von guten Leuten, darunter an die 1500 Reiter und mehr, von denen Herr Werner Freiherr von Zimmern einer war. Der tat dem Herzog und dem Grafen, seinem Vetter Reiterdienste mit vierzehn Pferden. Auch die Markgrafen von Baden und Brandenburg hatten ihre Reiter dabei. Mit denen zog er unversehens in die Herrschaft Hohenberg und ritt in der Richtung auf Rottenburg, Horb, Schemberg, Binzdorf hindurch; man gab vor, die Kriegsrüstung bezwecke allein, den ungestörten Wiederaufbau des Schlosses Zollern zu gewährleisten. Deshalb ließen die Städte in der Herrschaft Hohen-

berg ihren Herrn auch in solcher Stärke herein; wenn sie seine wahre Absicht gemerkt hätten, wäre es schwerlich so leicht gegangen. Alle Städte meinten zunächst nicht anders, als es gelte bloß dem Grafen von Zollern, damit er ruhig bauen könne; und weil damals der Graf von Württemberg nicht auf ihrer Seite stand, so wollten sie sich der Sache nicht annehmen und sich nicht in Unkosten stürzen. Als aber der Herzog nun die Städte mit bewaffneter Macht besetzt hatte, hielt er ihnen zunächst die Ursache vor, warum er gekommen sei, nämlich um ihren Trutz und Hochmut zu brechen, und begehrte darauf die Erbhuldigung. Die mußten sie ihm leisten, so ungern sie es auch taten. Herzog Albrecht fackelte nicht lange und bedurfte nicht viel Ratschlagens; es hieß einfach: Vogel friß oder stirb. Sobald der Herzog seinen Willen durchgesetzt hatte, zog er mit seinem ganzen Kriegsvolk den Städten zum Trutz vor den Zollernberg und lagerte sich darum herum; das geschah am St. Urbanstag im Jahr 1454 . . . Graf Jos Niklas hatte die Materialien inzwischen zusammen gebracht, ferner eine große Anzahl Wagen und Karren, auch Rosse dazu und so kam in kürzester Zeit nicht nur der Grundstein auf den Berg, sondern es wurden auch ein Haus oder zwei aufgerichtet, Brustwehr und Ringmauern gebaut; man versah es auch so gut mit Leuten und Lebensmitteln, daß der Graf von den Städten nichts mehr zu besorgen brauchte. Während der Zeit, da der Herzog um den Zollernberg zu Feld lag, speiste und unterhielt er einen solchen großen Haufen an die vierzehn Tage lang. Am ersten Tag, da er hinkam, ließ sich der Herzog eine Messe auf dem Berg unter einem Zelt lesen; dann legte er den ersten Stein in den Grund, darauf setzte er Graf Jos Niklas und ließ das österreichische Banner entfalten; ebenso taten die brandenburgischen Räte und die des Markgrafen von Baden. Die Fürsten selbst waren nämlich damals nicht dabei, hatten aber ihre Reiter geschickt (Notabene mit silbernen Werkzeugen, als Beisteuer zum Bau). Das alles geschah mit Triumph und in besonderer Herrlichkeit und alles freute sich. Seit langer Zeit ist bei den Deutschen kein

Gebäude mehr dermaßen mit Gewalt und in Eile erbaut worden. An dem Tag, da der erste Stein gelegt wurde, da haben nach dem Morgenimbiß acht Grafen und Freiherren dem Herzog und dem Grafen Jos Niklas zu Ehren gerannt und gestochen. Des andern Tags ritt der Herzog mit mehreren hundert Reitern nach Rottenburg, das Lager um den Zollernberg aber blieb unverändert.

Graf Friedrich der Öttinger war ein böser Hausvater, denn zu seinen Zeiten und durch sein unruhiges Leben ist die Grafschaft Zollern zu verderblichem Schaden gekommen, den seine Nachkommen in vielen Jahren nicht wieder einbringen konnten. Sein Brudersohn, Graf Jos Niklas baute das zerstörte Schloß mit den Beiträgen der ganzen Freundschaft und Bekanntschaft wieder auf, wozu die Herren Werner und Gottfried Freiherren von Zimmern für ihr Teil hundert Gulden beisteuerten, wiewohl die Grafen von Zollern solche Hilfeleistungen nicht immer gewürdigt haben. Fast die Mehrzahl aller christlichen Potentaten haben zu dem Bau beigesteuert, die schriftlich darum ersucht wurden, wovon ich mehrere Kopien gesehen habe, besonders Herzog Philipp von Burgund und der König von Polen. Auch Herzog Albrecht von Österreich hat etliche silberne Werkzeuge gestiftet, wie Kübel, Schaufel, Kellen, Hammer und Senkel; mit denen hat er den Grundstein gelegt. Die beiden Zollernschen Urkunden sind in den damaligen Unruhen verloren gegangen, weil man sie an einem bestimmten Ort hinterlegen ließ, und später versäumte, sie wieder zurückzuverlangen.

Graf Friedrichs Hausfrau, eine geborene von Ratzuns hat nicht viel Freude und gute Zeit bei ihrem Herrn gehabt; denn er war so eifersüchtig, daß die ganze Gegend davon sprach. Man erzählt er habe sie so gehütet, daß sie nur wenige zu sehen bekamen; wenn fremde Herren und Gäste nach Zollern kamen oder wenn ihn sonst gerade die Mucken plagten, mußte sie so lange in einem kleinen Stüblein bleiben, bis er sie

wieder herausließ. Oft gab er ihr, damit sie doch Unterhaltung und etwas zu schaffen habe, eine Kleiderbürste mit dem Befehl, sie solle ihm die Bürstenhaare fleißig zählen und ihm bei seiner Wiederkunft die genaue Zahl angeben. Mit solcher Strenge und Härte hielt er die gute Gräfin, sein Weib, ohne ihr Verschulden, viele Jahre lang. Was er aber mit diesem Unwesen ausrichtete, und welchen guten Willen er bei ihr erlangte, dafür gibt folgendes ein Zeugnis: Als der Graf mit Tod abging und man den Leichnam nach Stetten zum Begräbnis führte und alles glaubte, sie würde sich gar sehr um ihren Herrn grämen, da begleitete sie die Bahre bis vor das Städtlein Hechingen an die Linde; hier kehrte sie um mit den Worten: „Wohlan mit ihm zur Erde in aller Teufel Namen, er soll mich künftighin in Ruhe und Frieden lassen!" Dieweil nun ihre erste Heirat mit Zollern nicht nach ihrem Gefallen geraten war, versuchte sie's mit Graf Sigismund von Hohenberg. Der saß damals zu Ebingen im Städtlein und war der letzte seines Namens und Geschlechts. Von ihm hatte sie eine Tochter, hieß Margarete, die ward hernach Schenk Georg von Limburg vermählt. Nun hatte sie einen Gemahl nach ihrem Wunsch und Gott tröstete sie nach ihrem Leiden, denn Graf Sigismund war ein holdseliger, sittiger und frommer Graf. Dieses Lob hat er mit sich ins Grab genommen und hat ihm nichts gemangelt, denn männliche Leibeserben. Wer ist aber der, so weiß des Herren Willen, oder seiner Ordnung kann ein Maß geben? Graf Sigismund starb zu Ebingen 1486.

Wir wissen von einem teueren Schwaben, einem Ritter von Bodman, der war ein großer Landfahrer und lebte zu den Zeiten des oben genannten Grafen von Zollern. Diesem Ritter starb sein Weib und hinterließ ihm außer drei verheirateten Töchtern zwei Söhne, von denen der eine, Konrad, noch unverheiratet war. Der andere, Hans, war bei dem Tode der guten Frau, nicht über ein Vierteljahr alt. Der Ritter war über den Tod so betrübt und grämte sich so, daß

er beschloß, fortzureisen und vor etlichen Jahren nicht wieder heimzukommen, befahl deshalb seine beiden Söhne, auch Haus und Hof dem allmächtigen Gott und seiner lieben Mutter. Damit zog er davon in fremde Länder, in die Heidenschaft, Jahr und Tag, in welcher Zeit er wunderbarliche Sachen erfuhr, auch viel ritterliche Taten vollbrachte. Auf dieser Reise kam er einmal in eine große Wildnis, weit von aller menschlichen Wohnung. Als er schon an Leib und Leben verzweifelte, kam er schließlich an ein großes Wasser oder an ein Meer, wo kein Land mehr zu sehen war. Da fand er wie er glaubte, einen Menschen, ein kleines Männle, das sprach ihn an und nahm ihn mit sich in seine Behausung, die mit lauter Gras und Laub überwachsen war, und gab ihm zu essen und zu trinken. Es setzte ihm mancherlei Wein vor, unter anderem aber auch eine Sorte, von der er sagte, wenn er sie daheim in Bodmann trinke, so wolle er behaupten, daß es von seinem eigenen Gewächs wäre. Das Männle sagte ja, es sei Wein und Gewächs von Bodmann. Darüber verwunderte sich Herr Hans höchlich und fragte, wie es denn möglich sei, daß sein Wein, der doch nicht vom Besten, in so ferne und fremde Länder komme. Da bekannte ihm sein Wirt, er sei kein wirklicher Mensch, sondern der Nebel, darum könne er aus den meisten Ländern Wein bekommen; der Wein, der durch die Nebel zugrunde ginge, käme ihm zu gut. Und er lehrte ihm, wenn er auf ewige Zeiten seine Weinreben zu Bodmann vor dem Nebel und vor Schaden behüten wolle, so solle er nie gegen den Nebel läuten lassen, wie es sonst Brauch ist; dann dürfe er versichert sein, daß inskünftig seinen Reben kein Schaden mehr drohe. Das verhieß er dem von Bodmann, worauf sie voneinander schieden. Beim Abschied sagte ihm das Männle, es sei Zeit, daß er wieder heimkehre. Herr Hans versprach ihm, sich alsbald auf die Fahrt zu machen, was er auch tat. Während er aber von zu Hause weg war und seine jungen Söhne daheim ließ, war der Bock Gärtner gewesen, wie es denn gewöhnlich geschieht: wenn die Katze aus dem Haus, so tanzen die Mäus. Sobald der gute Herr aus

dem Land war, kamen die Tochtermänner und Schwäger samt ihren Weibern mehrmals gen Bodmann, und alle Trauer um ihre Mutter und Schwiegermutter war schon hin und vergessen. Besonders kamen dahin auf den Abend von St. Johannes Sonnenwende, die auf einen Samstag fiel, der Ritter Herr Hans von Schellenberg mit seiner Hausfrau, Heinrich von Blumeck und Gottfried von Krähen. Deren drei Frauen waren Schwestern und alle Töchter des Herrn Hans von Bodman. Ihr Bruder und Schwager, Konrad von Bodman empfing sie ehrlich und wohl. Sie waren an dem Abend recht fröhlich und ahnten nicht das große Unglück und den erbärmlichen Tod, der ihnen so nah drohte. Nach dem Nachtessen fing man an zu tanzen und aller Kurzweil zu pflegen. Unterdessen zog ein großes Wetter über das Schloß, mit Donner und Blitz, ganz gräßlich; aber sie ließen sich nicht anfechten und fuhren ruhig fort. Da zeigte sich gegen Abend ein großes Wunderzeichen, denn es ließen sich ganze feurige Kugeln und Kämme über dem Schloß sehen; die Wächter konnten es nicht verschweigen, sondern meldeten es den Edelleuten, aber die tanzten ruhig weiter und ließen sich nicht stören. Als die Nacht einbrach, da ließen sich die feurigen Kugeln herab und der Donner schlug mit den Kämmen dermaßen in das Haus, daß gleich das obere Schloßgebäude in Flammen stand; und weil die alten Schlösser in der Regel in die Höhe gebaut waren und mit hölzernen Treppen versehen, auch geheime Gänge fehlten, so herrschten damals großer Kummer und Not. Man hatte keine Zeit, sich lange zu besinnen, und es war auch nirgends Hoffnung auf Rettung, außer wenn es einer gewagt hätte, aus der Höhe herabzuspringen, was aber unmöglich war. Als sie nun die Gewalt und Strafe Gottes so augenscheinlich sahen, baten sie ihn um Gnade und Verzeihung und ergaben sich geduldig in den Tod, der bald darauf folgte; denn die oben genannten vom Adel und ihre Weiber verbrannten alle samt dem Schloß. In all dem Jammer aber und mörderischen Geschrei, das man sich wohl vorstellen kann, packte die Amme Adelheid den jungen Hans in Windeln und

Lumpen und steckte ihn in einen ehernen Hafen, der gerade zur Hand war. Und als das Feuer ihr ganz nahe kam, warf sie den guten Jungen im Hafen in Gottes und unserer lieben Frauen Namen zum Laden hinaus . . . Obwohl es eine große Höhe war, ist der Junge in dem Hafen doch wunderbarer Weise gerettet worden und davon gekommen; die Nachbarn und seine Verwandten erzogen ihn und bewiesen ihm aus Erbarmen alle Treue und Freundlichkeit. Der ganze Stamm derer von Bodman ruhte damals auf diesem Jungen, denn von dem alten wußte niemand, ob er lebendig sei oder tot. Diese Geschichte ereignete sich an einem Samstag, St. Johannes des Täufers Abend, spät gegen die Nacht im Jahr, als man zählte 1307.

Bald nach dieser erbarmenswürdigen Geschichte kam der alte Herr Hans von Bodman wieder ins Land und begab sich zuerst nach Salmensweiler ins Kloster, weil er und seine Vorfahren dort ihr Begräbnis hatten, auch der Abt ihm besonders wohlbekannt war. Der Abt hielt ihn etliche Tage auf und wollte ihn nicht heim lassen. Wie er aber nicht mehr länger bleiben wollte, nahm er ihn beiseite und erzählte ihm alles was sich begeben hatte, so vorsichtig und schonend als möglich und bat ihn, das alles Gott zu befehlen und ihm zu danken, daß er seinem Sohn so wunderbar geholfen habe. Der alte Herr Hans hörte diese Geschichte in großer Trauer und begab sich sogleich nach Hause; und als er sich nach allem erkundigt hatte, nahm er seinen Sohn zu sich und erzog ihn mit aller Sorgfalt. Von diesem Hans von Bodman stammen alle Bodman ab, die noch leben. Man zeigt noch heutigentags auf Bodman den ehernen Hafen, in dem der Junge zum Schloß hinausgeworfen wurde; der wird zum ewigen Gedächtnis dort aufbewahrt. Der alte Herr Hans von Bodman wollte das verbrannte Schloß nicht mehr aufbauen lassen, sondern schenkte den Berg mit etlichen Zinsen und Einkünften unserer lieben Frau; er übergab alles dem Abt von

Salmensweiler und dem Kloster, zum Unterhalt für einige Brüder, die dort den Gottesdienst ausüben sollten. Der Abt nahm es an und ließ dort unserer lieben Frau zur Ehre eine Kirche mit dazugehöriger Behausung bauen, in der ständig zwei Konventualen wohnen; man nannte es aber unser lieben Frauen Berg. Darauf erbaute Herr Hans von Bodman das Schloß, das jetzt auch Bodman genannt wird, auf dem Berg, wo es heute noch steht, und ließ darin eine ganz vergoldete Stube herrichten; seit der Zeit hat man den Nebel zu Bodmann nimmer durch Läuten zu verscheuchen gesucht. Auch weiß man, daß er seit undenklichen Jahren den Reben keinen Schaden mehr angetan. Auf die jämmerliche und klägliche Erscheinnug aber, die sich zu Bodman begeben, haben die Alten folgende Reime gemacht, die noch auf dem Frauenberg gezeigt werden:

„O Mensch, bedenk diese klägliche Geschicht!
Ist wirklich wahr und nit erdicht:
Da man Tausend dreihundert und siebene zahlt,
War Bodman Schloß durch Gottes Gewalt
Vom Donnerstrahl ganz ungestüm
Zu Grund verderbt, wie ich vernimm
Und zehn Personen, versteht mich recht,
Sieben waren von edlem Geschlecht,
Zwei arme Frauen und ein Saugamm.
Und ein junges Kind von Bodmans Stamm
Ward ausgeworfen allein zur Frist.
Weshalb diese Hofstatt ergeben ist,
Daß göttliches Lob da werd' vollbracht,
Maria der Jungfrauen auch gedacht,
So jetzt allhier Patronin ist
Und für uns bitt' Gott Jesum Christ."

Der älteste Landfahrer, den wir in unsern hohen deutschen Landen gehabt und von dem wir noch wissen, war der edle Möringer. Einige sagen, er sei ein Meißner oder Sachse gewesen; es hat auch wirklich vor Zeiten dort einer gelebt, der

zu Leipzig in großem Ansehen gesessen. Aber unser Möringer war ein Schwabe und ein mächtiger Herr; er hatte seinen Sitz zu Munderkingen an der Donau und in der Gegend des Bußen. Freilich weiß man von seiner eigentlichen Abstammung nichts, aber wahrscheinlich ist er ein Graf von Habsburg gewesen, oder hat doch nahezu dasselbe Wappen gehabt. Sein richtiger Name lautete auch anders, denn „Möringer" war ein Zuname, wie es so Landesbrauch . . . Mag er nun gewesen sein und geheißen haben was und wie er wolle, so war er jedenfalls mit zeitlichen Gütern reich gesegnet, und es ist ihm alles nach der Welt Lauf gut und wohl geglückt. Er hatte ein Weib aus vornehmem Geschlecht, von deren Schönheit und Frömmigkeit in vielen Liedern gesungen ward. In diesem glücklichen Zustand nun kam ihm der Gedanke in den Sinn, er müsse zu dem heiligen Apostel St. Thomas, den er sein ganzes Leben lang besonders in Ehren gehalten, wallfahren; deshalb eröffnete er seinen Willen seiner Hausfrau und rüstete sich in kurzer Zeit auf die Reise; er befahl seiner Gemahlin die Kinder, und seinem nächsten Vetter und Verwandten, einem jungen Grafen von Neufen, Land und Leute. Und nachdem er ihr zum Abschied einen goldenen Ring gegeben und dafür ihren Vermählungsring empfangen, zog er davon und blieb nicht wenige Jahre aus, während welcher Zeit er viele Länder glücklich durchwandelte.

Er kam übers Meer und soweit in das innere Indien, daß er schließlich zu St. Thomas kam, sein Gebet dem Allmächtigen darbrachte und den lieben Heiligen um seine Fürbitte anrief. Obgleich er manches Jahr in diesem Land umherzog, behütete ihn Gott doch so wunderbar, daß ihm kein Leid geschah. Unterdessen kam der junge Graf von Neufen mehrmals zu seines Herrn, des Möringers Gemahlin, wie ihm befohlen worden war. Aber wie man sonst sagt, es sei nicht gut, Feuer und Stroh zusammen nisten zu lassen, es geriete schließlich sonst doch in Brand, — das bewahrheitete sich auch hier. Der gute junge Herr faßte durch die täglichen oder häufigen Besuche eine Zuneigung, vergaß die Treue, die er dem edlen frommen

Möringer versprochen, und trachtete der Frau nach, die diese Gedanken in ihrer Frömmigkeit nicht merkte. Um nun sein Vorhaben zu unterstützen, ließ der Graf von Neusen ein Gerücht verbreiten, auch durch Boten und Briefe bestätigen, der alte Möringer habe die Schuld der Natur auf dem Weg bezahlt. Wer war trauriger als die gute Frau? Als aber nun der Dreißigste vorüber war, da begannen die Freunde von anderen Dingen, von Herrschaftsangelegenheiten zu reden, zu fragen und zu beratschlagen. Was soll ich sagen? Die Welt ist Welt und bleibt die Welt, so lang da stehet die Welt. Der Graf von Neusen war ein junger Hahn, der nur seinem Gelüste und seinen Begierden nachging; er glaubte nicht, daß der alte Möringer, nachdem er so viele Jahre ausgeblieben, noch heimkommen könne, und warb deshalb um die Gräfin. Er wußte sein Vorhaben so gut auseinander zu setzen, daß jedermann der guten Frau riet, die Heirat, die zur Erhaltung von Land und Leuten, auch zum Nutzen der Kinder dienlich wäre, nicht auszuschlagen oder zu verschmähen. Also wurde das Verlöbnis geschlossen und der Tag, an dem die Hochzeit stattfinden sollte, abgeredet. Das alles konnte der Möringer weder schmecken noch wahrnehmen, der gute Herr war von diesen Begebenheiten zu weit entfernt. Aber dieweil er sein Vertrauen und seinen Willen auf Gott setzte, so kam ihm auch der Allmächtige und Barmherzige gegen alle menschliche Erwartung und Voraussicht zu Hilfe; denn an eben dem Tag, an dem die Hochzeit auf dem Bußen gefeiert werden sollte und der Möringer im fernen Indien in einem Garten lag und schlief, da schien ihm im Schlaf, als rufe ihm ein Engel vom Himmel mit lauter Stimme zu: „Möringer stehe auf! Denn kommst du nicht zu Zeiten ins Land, so wird am heutigen Tag dein Weib mit dem jungen Grafen von Neusen verheiratet." Darüber erschrak der Möringer so sehr, daß er sich vor lauter Kummer sein graues Haar und seinen Bart ausraufte. Und obwohl er etliche tausend Meilen Wegs von der Heimat fern war, so fand er sich doch in all seinem Unmut plötzlich in Deutschland, in seiner Herrschaft vor einer

Mühle unter seiner Burg sitzen. Er sah um sich und konnte sich nicht genug verwundern, wie das alles zuginge, erkannte aber wohl die Gegend. Da sagte er Gott dem Allmächtigen, wie billig, Lob und Dank. Dann ging er in die Mühle hinein und fragte den Müller, der ihn nicht erkannte, nach neuer Mär im Schloß da oben. Der erzählte ihm von der Hochzeit und wie neulich Botschaft gekommen, daß der Möringer, sein alter Herr, in fernen Landen umgekommen sei, und daß diese Nachricht die Hochzeit ermöglicht habe. Als er das hörte, bat er den Müller, er möge ihm um seines alten Herrn Möringers willen ins Schloß helfen. Dazu war der Müller gern bereit und glücklicherweise war eben die Zeit, da man zu Tische saß. Sie kamen also miteinander vor die Burg. Der Möringer klopfte ans Tor und bat den Pförtner, ihm von der Hochzeiterin eine Gabe zu erbitten um Gottes willen, St. Thomas Ehre und des alten Möringers Seele. Als das der Frau bei Tisch gemeldet wurde, erschrak sie und hieß den Pilger einlassen und bewirten mit dem Anerbieten, ihn ein Jahr lang, um ihres lieben seligen Herrn, des Möringers willen, zu speisen. Als das der Möringer hörte, ging er in die Hofstube, wo ihn auch niemand mehr erkannte. Da setzte er sich nieder und sah sein Weib und seine Kinder, auch seinen Vetter von Neufen in großer Pracht zu Tische sitzen. Er sah auch aller Freude und Kurzweil zu, die den ganzen Tag über in der Burg getrieben wurde. Als nun die Nacht hereinbrach und die Hochzeiterin zu Bette gehen wollte, da kam der Hofmeister zu dem Möringer und sprach zu ihm: „Wohlan, Pilger, es ist so Sitte, daß jeder Fremde ein Hoflied singen soll." Der Möringer willfahrte ihm und sang mit schwerem Herzen unter anderen auch diese Worte:

„In Angst und Not ein schöne Frau
Hat mich gebracht der Welt zur Schau,
Ihr Treu an mir vergessen ward,
Daß sie mein nit gewartet hat.
Hier einst der Herr bin ich nun Knecht,
Mir ward eine alte Schüssel recht."

Der Frau fing ob diesem Singen an zu grausen, sie meinte sie müsse die Stimme kennen und wenn ihr nicht Botschaft zugekommen wäre, ihr Herr sei in fremden Ländern umgekommen, so hätte sie ihn gewiß erkannt. Sie konnte die Augen nicht von dem Pilger lassen, und schickte ihm einen vergoldeten Becher zum Trinken. Da glaubte der Möringer, es sei an der Zeit, sich zu erkennen zu geben; denn man wollte eben die Frau zu Bette führen und sein Geselle von Neufen hätte ihm, wenn er länger verzogen, leicht ins Handwerk gepfuscht. Darum zog er, als er getrunken hatte, vor aller Augen seinen Trauring hervor, den warf er in den Becher und bat den Hofmeister, der Frau den Becher mit dem Ring wieder zuzustellen. Wie nun diese den Ring im Becher sah, erschrak sie von Grund ihres Herzens, dachte an die Worte, die er gesungen und erkannte gleich ihren alten Herrn. Unter großem Weinen und Schluchzen eilte sie hinter dem Tisch hervor und fiel ihm zu Füßen, um seine Gnade und Verzeihung zu erbitten. Der Graf von Neufen, der bei dieser unversehentlichen Ankunft seines frommen Herrn und Freundes, des Möringers, mehr einem Toten als einem Lebendigen glich, konnte auch nicht länger mehr zögern, sein eigenes Gewissen trieb ihn, so daß er herbeieilte, auf die Knie fiel und gleichfalls um Gnade bat . . . Was das für ein jämmerliches Schauspiel damals war, solche große Freude plötzlich in Jammer und Wehklagen verwandelt zu sehen, das kann sich ein jeder vorstellen. Es waren auch die von der Freundschaft samt den Lehensleuten vom Adel und den Dienern zugegen und konnten sich alle des Weinens nicht enthalten, auch der alte Herr Möringer selbst nicht. Der gute, fromme, alte Herr brachte es über sich, ihnen zu verzeihen, hob sie beide von der Erde auf und nahm die Frau wieder zu Gnaden an. Dem Grafen von Neufen verheiratete er seine jüngste ledige Tochter und gab sie gleich zusammen; die Hochzeit war noch am selben Abend und wurde am folgenden Tag unter freudiger Teilnahme der Freunde und Nachbarn gefeiert. Wie lange der Möringer nach dieser Geschichte noch gelebt hat, das ist der Länge der Zeit halber

und durch den Unfleiß unserer Voreltern in Vergessenheit geraten. Vor wenigen Jahren aber war sein Banner, das er in den Kriegszügen zu führen pflegte, noch vorhanden; eine alte edle Frau, genannt Veronika Spettin zu Freiburg hat es in den Händen gehabt mit dem Wappen; freilich waren die Farben verblichen und fast ganz verschwunden. Viele Jahre später sind die edlen Grafen von Neufen, des römischen Reichs Jägermeister um ihre Güter gekommen und schließlich ausgestorben, wie denn auf Erden nichts Bestand hat. Sie haben das Frauenkloster Weiler bei Eßlingen gestiftet, da liegen sie auch mit ihren Frauen begraben.[5]

Herr Johannes Freiherr von Zimmern hatte viele seltsame Eigenschaften und Gewohnheiten. So zum Beispiel, wenn man ihm sein Roß aus dem Stall zog und es trat nicht mit dem rechten Fuß zuerst heraus, so stieg er nicht auf; jedesmal, wenn es mit dem linken Fuß zuerst heraustrat, wurde es wieder in den Stall gezogen. Traf er einen Hinkenden, so kehrte er um und ritt einen andern Weg, ob er nun auch noch so weit war. Ebenso tat er, wenn ihm ein Hase über den Weg lief; er ritt nicht weiter und ob noch so viel daran liegen mochte. Ritt einer seiner Diener über die Saaten oder über die Frucht, so ließ er ihm an dem Tag kein Brot zu essen geben.

Dieser Brauch wird noch bei den Eidgenossen und ihren nächsten Nachbarn ganz streng gehalten; da muß ein jeder, sei er wer er wolle, genau die Straße einhalten. Dadurch werden die Gottesgaben und die gute Frucht nicht so schändlich verderbt und den armen Bauern, die uns alle ernähren müssen, kein solcher Schaden zugefügt.

Ich habe oft gehört, daß zu Zeiten des Herrn Johannes ein altes hinkendes Weible zu Meßkirch war, die man Hanns Reutenbach nannte, eine andächtige, fromme Frau. Man sagt, es sei damals auch ein hölzernes Kruzifix an der Ablach gestanden, das habe sich, als sie betete, vor ihr geneigt. Das

ist von den Alten geglaubt worden und mag auch so sein, denn man findet auch, daß das Vesperbild zu Speyer im Münster gegen St. Bernhard sich geneigt habe, als er sein Gebet verrichtete. Herr Johannes von Zimmern aber scheute das Weible mehr als alles, und wenn es ihm in den Weg kam, so kehrte er um und ritt anderswo durch. Nun war sie einmal zu St. Martin in der Kirche, Herr Johannes war auch dort und sah sie hinter sich; er wäre gern fortgegangen, wollte aber vor ihr nicht hinaus und mußte also wohl oder übel warten. Schließlich ging er aus dem Chor heraus in großer Ungeduld und jagte das Weible mit vielen bösen Worten davon. Dann ging er auch nach Haus. Und wenn auch solche Manieren und seltsame Gewohnheiten nicht zu loben sind, so soll sie doch der Historienschreiber nicht verbergen, sondern ohne Ansehen der Person der Wahrheit zuliebe mitteilen.

Er war ein weiser, ernsthafter Herr und wurde von allen darum geschätzt; ehrliche Kurzweil und gute Schwänke hat er aber daneben doch leiden mögen und Späße auf seine Kosten gut aufgenommen, wie aus der folgenden Geschichte mit der Gemeinde Wittershausen hervorgeht. Dieses Dorf Wittershausen liegt vor dem Schwarzwald, im Mühlbach oberhalb Veringen, unfern vor Oberndorf. Hier saßen vor Jahren sehr gescheite, listige Bauern, die ihrer Schlauheit halber einen solchen Ruf hatten, daß viele Leute bei ihnen Rat einholten; daneben haben sie sich viel lustiger Reden und Abenteuer beflissen und dadurch großen Zulauf gehabt. Wie diese nun einmal erfuhren, daß Herr Johannes von Zimmern nahe an ihrem Dorf vorbeireiten werde und weil sie wohl wußten, daß es ein spaßiger Herr sei, so setzten sich viele vor das Dorf hinaus in einen Ring und verschränkten und verwickelten die Füße ineinander. Und wie nun Herr Johannes vorbeiritt, stritten und haderten sie mit wilden Gebärden. Als Herr Johannes das sah, hielt er still und sah

ihrem Treiben eine Weile zu; schließlich aber fragte er den Nächsten, was denn das bedeuten solle. Da antworteten sie, sie hätten ihre Füße untereinander verloren und jeder wolle nun seine wieder bekommen. Und als er darüber lachte, da baten sie ihn, er möchte doch den Krieg entscheiden und dafür sorgen, daß jeder wieder zu seinem Eigentum käme; sie wollten ihm dafür als jährliche Abgabe jedes Jahr einen Sack Korn geben. Als Herr Johannes den Spaß merkte, stieg er ab, erwischte einen Stecken und klopfte den Bauern die Schienbeine kräftig. Und wie sie die Streiche spürten, da zog jeder seine Beine an sich und stand auf. Also dankten sie Herrn Johannes sehr, daß er ihnen so gut geholfen habe und schenkten ihm gleich einen Sack voll Korn. Sie dachten dabei an einen Sack, der ungefähr einen halben Malter fassen würde. Herr Johannes nahm die Schenkung der Bauern mit Dank an und ließ sie durch Urkunden bekräftigen; darin wurde die Zeit bestimmt, zu der die Abgabe jeweils fällig sein sollte, auch daß er sie holen solle. Da ließ er nun einen großen langen Sack machen, der so viel Frucht faßte, wie ein Wagen kaum hätte tragen können. Und wie der Termin kam, ließ er das Korn damit durch seinen Vogt abholen. Wie aber die Bauern den langen großen Sack sahen, der doch mehrere Malter faßte und anfingen, ihn zu füllen, erschraken sie nicht wenig, namentlich weil diese Abgabe ja ewig währen sollte. Sie hätten sich gerne geweigert und Einspruch erhoben, aber die Urkunde lautete nicht auf einen halben Malter, sondern auf einen Sack, den Herr Johannes oder seine Erben ihnen jeweils schicken würden. Um also nicht noch dazu verklagt zu werden, oder der unglückseligen Verschreibung wegen sonst in Unkosten zu kommen, so füllten sie den Sack mit Korn und fertigten den Vogt damit ab. Im stillen ärgerten sie sich aber nicht wenig, daß sie das so übersehen hatten und sannen emsig nach, wie sie ihren Schaden wieder einbringen könnten.

Sie schickten also etliche Zeit später eine Deputation zu Herrn Johannes und ließen ihn bitten, ihnen zu erlauben, in seinen Wäldern ein paar Bäume zu fällen und mit ins Dorf

zu führen, weil sie gerade einen Bau vorhätten, zu dem sie Holz brauchen könnten. Das erlaubte ihnen Herr Johannes ohne zu merken, wo es hinaus wolle, und die Bauern entfernten sich mit vielen Danksagungen. Sie gingen in einen seiner Wälder, der ihrem Dorfe zunächst lag und fällten ganz hinten im Wald einen großen Baum. Darauf schickten sie abermals zu Herrn Johannes und ließen ihm sagen, sie hätten trotz seiner Erlaubnis, mehrere Bäume zu fällen, doch nur einen einzigen umgehauen, könnten den aber nicht heimführen; und deshalb bäten sie ihn um die Erlaubnis, dem Baum Platz und Raum durch den Wald zu schaffen und das Holz, das sie deswegen beiseite schaffen müßten, mit heimzunehmen. Herr Johannes merkte nicht, daß ein Betrug dahinter steckte, weil sich die Bauern so einfältig anstellten, und gab ihnen die Erlaubnis. Wie sie aber diesen Bescheid hatten, fuhren sie wieder in den Wald, luden den Baum nicht der Länge nach auf den Wagen, wie man sonst zu tun pflegt, sondern überzwerch führten sie ihn davon auf zwei Wagen. Weil aber der Baum groß und lang war, auch die Äste weit reichten, so fällten sie durch den ganzen Wald von hinten an alle Bäume, Hecken und Stauden, die der Baum hätte berühren können; alles das holten sie auf ihren Wagen und führten es heim. Wie sie aber hernach den Schaden, den sie Herrn Johannes in seinem Wald angerichtet, recht bedachten und vorausseh en mußten, er werde sich schon auf eine empfindliche Art zu rächen wissen (obwohl er sich gar nichts anmerken ließ), so schenkten und gaben sie ihm als Ersatz des Schadens das Recht, die Pfründe in ihrer Kirche zu besetzen, was der Herrschaft Zimmern heute noch zusteht.

Nicht nur die Bauern zu Wittershausen waren guter Händel und Schwänke halber berühmt, sondern auch die Bauern zu Gaienhofen haben sich solcher Schläue beflissen. Man erzählt von ihnen, sie hätten einmal einen Mühlstein zu Zell am Untersee gekauft, den führten sie heim und beschlossen,

ihn über den See in einem Schiff zu schaffen, jedoch an einem Strick. Wie sie nun das unternahmen, war der Mühlstein so schwer, daß er das Schiff umzog und beinahe alle ertranken. Ein andermal hatten sie einen Kirschbaum auf der Gemeindewiese voller Kirschen; damit nun keiner mehr Kirschen bekomme als der andere, stiegen sie alle, alt und jung, Weib und Mann auf den Baum, so daß schließlich die Äste brachen und alles herunterpurzelte. Ferner erzählt man von ihnen, sie hätten einmal einen Brunnen gemessen; zu dem Zweck ließen sich einige in den Brunnen hinab und einer hing am andern. Der oberste aber spuckte in die Hände, um fester halten zu können, so daß alle in den Brunnen fielen. — In jener dunkeln Zeit hat man eben nichts Wichtigeres zu tun gewußt.

Dieselben Bauern von Gaienhofen wollten einmal ihrem Schultheißen das Haus reparieren und fuhren also mit einem leeren Wagen in den Wald, um Bauholz zu holen. Wie sie nun ein Holz aufgeladen hatten, sprach der Älteste unter ihnen: „Trägt der Wagen das Holz, so trägt er auch noch eins," damit luden sie noch eines auf. Da sagte ein anderer: „Trägt er die zwei Hölzer, so trägt er auch das dritte"; also wurde auch das dritte aufgeladen und ebenso ein viertes. Damit war aber der Wagen überladen, so daß er zerbrach und fast zusammenfiel. Da luden sie ein Holz ab und sagten: „Trägt er die vier Hölzer nicht, so trägt er auch drei nicht," luden noch eines ab und sagten: „Kann er die drei nicht tragen, so trägt er auch zwei nicht" und so immer weiter, bis sie den Wagen schließlich wieder abgeladen hatten; den führten sie leer nach Hause. Wollte also der Schultheiß Holz haben und sein Haus ausbessern, so mußte er sich anderweitig umsehen; es wäre ihm sonst gegangen wie dem Pfarrer von Kallenberg, der wurde nach seinem Absterben im Kloster Tiafelden im Chor unter den Glocken begraben.

Als Herrn Johannes von Zimmern seine Gemahlin, auch sein Sohn und seine Tochter von Werdenberg gestorben waren, wurde er ein ernsthafter, gottesfürchtiger Mann; denn obwohl er all sein Lebtag der Welt gedient und seine Jugend wie seinesgleichen in Pracht und Wohlleben zugebracht hatte, auch bei den vornehmsten Turnieren, die zu seinen Zeiten abgehalten wurden, teilnahm, so an dem Turnier zu Bamberg anno 1362, an dem Turnier zu Eßlingen anno 1374 und an dem Turnier zu Schaffhausen 1392, — so wandte er sich in seinem Alter doch ganz und gar zu Gott. Um aber in seinen guten Vorsätzen um so weniger gestört zu werden, schickte er den ältesten seiner Enkel zu Graf Ulrich von Württemberg, Graf Eberhards Sohn. Den übrigen fünf Geschwistern, Herrn Gottfried, Herrn Konrad und den drei Fräulein hielt er eine edle Frau, die war ihre Erzieherin und erzog die drei Fräulein zu Meßkirch bis zu seinem Tod. Herr Konrad ward achtzehn Jahre alt, blieb aber immer so siech, daß man ihn heben und legen, ihm Essen und Trinken reichen und ihm alle Wartung tun mußte, wie einem kleinen Kind. Er konnte nicht stehen, nicht reden, nicht deuten und war doch von Leib und Gestalt so schön, daß man gar nichts davon ahnte und man hätte ihm auch, was Angesicht, Haar und Glieder anbelangt, niemand vergleichen können. Er starb im Jahre 14?? und ward zu Meßkirch begraben. In seinem ganzen Leben hat man ihn nur einmal lachen hören, nämlich als eine der Mägde, die ihn bedienten, einen Furz von sich gelassen.

Zu Lebzeiten des Herrn Johannes Freiherrn von Zimmern des Älteren, begab sich bei einem großen Landsterben ein wunderbarlicher Fall zu Meßkirch. Haug von Hausen wohnte damals mit seiner Hausfrau, einer von Winenden zu Meßkirch. Warum er sich aber von der Seuche in Meßkirch antreffen ließ und nicht in der Einsamkeit zu Hausen

an der Donau wohnte, das ist vergessen worden. Diesem Haug von Hausen also ist seine Hausfrau an der Pest erkrankt und obwohl sie gute Pflege hatte und mit Arzneien allerlei versucht wurde, an der Krankheit (wenigstens wie ihr Mann und das ganze Gesinde glaubten) gestorben. Alle Zeichen des Todes waren an ihr vorhanden, denn das Gefühl und die natürliche Körperwärme waren entwichen. Damals war der Kirchhof zu St. Martin um die Kirche; hier begrub man die Toten in großen Gruben, haufenweise, wie es auch zu unseren Zeiten noch in andern Städten geschieht, wenn diese Krankheit überhand nimmt. Die von Hausen wurde also mit drei anderen in eine Grube gelegt. Ihr Hauswirt, der von Hausen, ließ ihr zwei ihrer besten Röcke anziehen, dazu den Trauring an den Finger stecken; damit wurde sie zu Grabe getragen. Und als man sie nun mit den andern in die Grube legte, sah einer von den Totengräbern den Ring und die guten Kleider; da dauerte es ihn, daß das alles unter dem Boden liegen und verderben sollte. Er ließ also die Grube für diese Nacht nur mit Brettern zudecken, angeblich um abzuwarten, ob am nächsten Morgen nicht noch mehr dazukämen. In der Nacht aber, als niemand um den Weg war, schlich er auf den Kirchhof, in der Absicht, die guten Röcke samt dem goldenen Ring der Frau abzuziehen und nach Hause zu nehmen. Er nimmt die Bretter von der Grube, steigt hinein, findet die Edelfrau unter den andern Toten, und zieht ihr den oberen Rock aus; aber wie er den goldenen Ring auch vom Finger nehmen will, aber noch zweifelt, ob es auch der richtige sei und deshalb mit sich selber redet, da kam die gute Frau, ohne Zweifel aus Gnade und Barmherzigkeit des Allmächtigen wieder zu sich, wie es sich ähnlich auch an andern Orten ereignet hat. Sie wurde durch die Bewegung wieder ganz munter und sprach mit deutlicher Stimme zu dem Totengräber: „Guter Freund, bind mich ganz auf!“ Ob dieser Rede erschrak der Totengräber so sehr, daß er den Rock und auch die Grube unverdeckt liegen ließ; er floh eilends nach Haus und ließ Gott walten. Die gute Frau kam mit großer

Mühe aus der Grube, ging in der Nacht zu ihres Junkherrn Behausung, in der sie früher gewohnt hatte. Sie klopfte an und nannte ihren Namen, worüber der Hausherr und alles Gesinde höchlich erschraken; denn sie glaubten, es wäre nichts anderes als ein Gespenst und Trugbild des bösen Feindes und wollten sich wieder zur Ruhe begeben. Aber die gute Frau wollte nicht nachlassen und schrie je länger, je mehr. Das trieb sie so lange und erzählte auch die Geschichte mit dem Totengräber so deutlich, daß schließlich ihr Hauswirt alle Furcht ablegte, aufschloß und sie wieder in Freuden empfing. Er erkundigte sich nach dem Namen des Totengräbers, durch den seine Hausfrau diesmal beim Leben erhalten worden und unterstützte ihn und seine Kinder zeitlebens. Die Frau hat dann noch drei Jahre gelebt, dann hat sie Gott zu seinen Gnaden berufen.

Etwas Ähnliches mag auch einer Herzogin von Schwaben begegnet sein, die hieß Adelgundis und war der Hildegard, Karls des Großen Gemahlin, Schwester. Sie errichtete ein freies Stift und wurde auch dort begraben. Weil aber das Stift in der Folgezeit etliche Male abbrannte und damit viele Altertümer verloren gingen, so kam schließlich auch die Grabstätte der Stifterin in Vergessenheit; und obwohl die Äbtissinnen verschiedene Male sich vornahmen, Nachforschungen anstellen zu lassen, so durften sie es doch nicht wagen, aus Furcht vor dem Spott, falls sie am Ende gar nicht zu finden wäre. Aber die Äbtissin von Gundelfingen ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern ließ nachts in aller Stille in der Kirche nachsuchen und an der Stelle graben, wo nach alter Überlieferung die Stifterin begraben worden sein sollte. Dabei fand man auch wirklich den Körper, aber er lag auf der Seite auf dem Ellenbogen, woraus man wohl schließen mußte, daß sie lebendig begraben worden, vielleicht während einer Ohnmacht, die längere Zeit anhielt. Ebenso ist es vor Jahren mit dem älteren Graf Eberhard von Sonnenberg ge-

schehen und mit einem Herrn von Brandis und es ist nicht viel Glück dabei, wenn man es mit dem Begraben so eilig hat. Vor wenigen Jahren starb zu Heidelberg eine schöne Jungfrau; man erzählt, am andern Tag nach ihrem Begräbnis habe man in ihrem Grab gar sehr schmatzen und schnaufen hören. Als nun ihr Vater das erfuhr, ließ er das Grab öffnen, aber man fand nichts. Es ging ein Gerücht aus, es sei diese Pein der Jungfrau nur deshalb widerfahren, weil sie zu Lebzeiten so hart und rauh gegen ihren Liebhaber war und gegen alle, die sie zur Ehe begehrten. Also hat der Teufel hin und wieder seine Fastnachtsleute.

ngefähr ums Jahr 1445 begab sich eine schreckliche Geschichte mit zwei Handwerksgesellen zu Marktdorf; von denen war der eine von Neustadt auf dem Schwarzwald gebürtig und hieß Hans Schwarzwälder. (Sein Sohn, der denselben Namen trug, wohnte später viele Jahre zu Meßkirch und wurde sogar, wie die alten Stadtbücher ausweisen, Bürgermeister.) Der alte Schwarzwälder also schloß in seiner Jugend auf der Wanderschaft Freundschaft mit einem andern Handwerksburschen; sie arbeiteten beide bei einem Meister zu Meßkirch, bis schließlich des Schwarzwälders Freund krank wurde und starb. In seiner Krankheit aber und kurz vor seinem Tod hatte er seinem Gesellen auf vielfältiges Bitten versprochen, ihm, sofern es ihm möglich wäre, nach seinem Tode zu erscheinen und ihm zu berichten, wie es in jener Welt gehe. Es stand nicht lange an, da erschien ihm der Geist bei Tag und bei Nacht in feuriger und gräßlicher Gestalt, manchmal auch in menschlicher Form und sagte ihm, er sei ewiglich verloren. Das trieb er so lange und verursachte so große Unruhe, daß der junge Mann fast von Sinnen kam. Da half kein Beten, auch nicht die Anwesenheit der Geistlichen, bis man schließlich einen alten Mönch von St. Gallen kommen ließ. Der konnte den Geist mit großer Mühe beschwören, bannen und am Wiederkommen hindern. Man sagt aber, der

Schwarzwälder habe lange seine Sinne nicht mehr recht zusammenbringen können.

Man erzählt von dem alten Hans von Rechberg eine lustige Geschichte. Es war einmal ein Tag zu Ebingen, den besuchten viele Grafen und Herren, darunter auch Graf Ludwig von Württemberg und Herr Hans von Rechberg. Nun war gerade Markttag und etliche von den Edelleuten lagen an einem Fenster im Rathaus und sahen dem Markttreiben zu. Da sah der von Rechberg zwei Frauen auf dem Markt, die hielten vielerlei Krüge und Geschirr feil. Er ging heimlich zu ihnen und bezahlte ihnen ihren Kram, gab ihnen auch noch einige Gulden darüber mit dem Befehl, auf das Fenster im Rathaus zu achten, und wenn er ihnen ein Zeichen gäbe, unverzüglich alle ihre Krüge und Häfen zusammenzuschlagen. Und wie er nun dies mit den Frauen vereinbart hatte, ging er wieder auf das Rathaus und wie er an das Fenster kam zu denen, die auf den Markt sahen, da sagte er, er verstünde eine Kunst, durch die er es fertig brächte, daß die Weiber auf dem Markt selbst alle ihre Häfen und Krüge zusammenschlagen müßten. Und wie den andern das ganz unmöglich vorkam, hörte schließlich auch der Graf von Württemberg davon; der wünschte zu sehen, ob der Rechberger seine Kunst wirklich bewähren könnte und wettete mit ihm um einen schönen Hengst. Hans von Rechberg nahm die Wette an und gab in Gegenwart aller Herren den Hafnerinnen das verabredete Zeichen. Kaum hatten sie es gesehen, da erwischten sie in aller Eile ein paar Bengel und schlugen ihre Häfen und Krüge kurz und klein. Darüber wunderten sich alle nicht wenig, und es entstand ein großes Gelächter. Der Graf von Württemberg bekannte, den Hengst ehrlich verloren zu haben und ließ ihn dem Rechberger zustellen, weil er aber wohl merkte, daß er das ohne Zauberei und Gespenster zu Wege gebracht, so begehrte er von ihm diese Kunst zu lernen. Der Rechberger erklärte sich nach langem Bitten dazu bereit, aber

nur wenn er ihm noch einen Hengst schicke; den sagte ihm der Graf zu. Und wie er nun beide Hengste in Besitz hatte, da erzählte er dem Grafen, wie er den Handel zuerst mit den Weibern abgeschlossen habe. Er schickte nach den beiden Weibern, die wurden befragt und erzählten die Sache, wie sie sich zugetragen. Also hatte der Graf von Württemberg die Kunst gelernt und war gewitzigt.

Man erzählt auch eine Geschichte, die dem Graf Ulrich von Württemberg mit einem Edelmann von Leutersheim begegnete. Dieser von Leutersheim hatte ein überaus schönes Weib, von dessen Schönheit viel gerühmt und geredet wurde; und wie sie auch vor Graf Ulrich so sehr mit Lob erhoben wurde, da wurde er sehr begierig sie zu sehen. Und wie nun einmal der von Leutersheim gen Stuttgart kam, da bat ihn der Graf, ihn seine Frau, dieweil ihre Schönheit so gerühmt werde, einmal sehen zu lassen. Nun war der Leutersheimer ein eifersüchtiger Mann, aber er konnte die Bitte dem Grafen anstandshalber doch nicht abschlagen und nannte ihm also einen Tag, an dem er kommen solle. Zu diesem Termin erschien Graf Ulrich mit wenigen Dienern, fanden aber das Tor und die Brücke gesperrt, worüber sie sich sehr wunderten. Da kam der von Leutersheim mit seiner Frau auf die Zinne und rief dem Grafen zu: „Herr, das ist meine Hausfrau, seht sie Euch an! So sieht sie von vorn aus," drehte sie herum und sagte: „Und so von hinten! Nun habt Ihr sie gesehen und mögt weiterziehen, ich laß Euch nicht herein!" Also mußte der gute Graf Ulrich wieder abziehen; und obwohl der von Leutersheim dem Grafen im Land saß, so ist ihm doch aus der Geschichte weiter kein Verdruß erwachsen.

Dieser Graf Ulrich von Württemberg war ein tugendhafter weiser Herr. Viele Jahre später hat man nach ihm Herzog Ulrich von Württemberg seinen Namen gegeben, als er gefirmt wurde; er hieß nämlich zuerst Heinrich. Man hat

den Namen deshalb geändert, weil man hoffte, er werde mit dem Namen auch des alten Herrn tugendsames Wesen annehmen. Ob das geschehen ist, das haben hernach seine Taten genugsam gezeigt. Darum erzählte man auch den Schwank von ihm: als er umgetauft wurde, soll er bei seinen jungen Freunden im Gemach herumgesprungen sein und gesagt haben: „Noch heiß ich dennoch Heinz!"

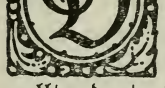
er alte Graf Ulrich hielt meistens im obern Schloß zu Urach Hof; da pflegte er sich oft vor das Tor zu setzen, wo er sah, wer ins Schloß aus und ein ging, ähnlich, wie es zu unsern Zeiten der Ritter Georg von Rechberg im Brauch hatte. Da saß er also nun den ganzen Tag vor dem Schloß an der Straße und sprach mit jedem, der vorbeiging. Wie er nun wieder einmal vor dem Schloß saß, sah er einen herauskommen, der hatte einen Fisch gestohlen; und weil man nun damals kurze Mäntel trug, so hing ihm der Fisch darunter hervor. Wie das der Graf sah, rief er ihn zu sich und sagte: „Wenn du wieder Fische stehlen willst, so zieh einen längeren Mantel an oder stiehl einen kürzeren Fisch!" und ließ ihn damit hinziehen. Eine ähnliche Geschichte erzählt man von Herrn Schweigkart von Gundelfingen, dem letzten seines Geschlechts. Der sah einmal, als er vor seinem Schloß Neufra spazieren ging, einen jungen Gesellen aus dem Schloß kommen, der hatte einen Sack mit Fleisch, Brot und anderem gestohlenem Gut unter dem Rock. Wie er aber Herrn Schweigkart sah, erschrak er gar sehr, so daß der Herr gleich merkte, daß der Sack gegripst sei. Er rief ihn also zu sich und stellte ihn zur Rede. Und wie der Bursche gar nicht wußte, was er sagen sollte, da gab ihm Herr Schweigkart eine gute Lehre und sagte: „Mein lieber Mann, potz Beul, wenn du noch weiter so stehlen willst, so stiehl einen kleineren Sack oder zieh einen längeren Rock an," und ließ ihn damit ohne alle weitere Strafe durchwischen.

Dieser von Gundelfingen war ein frommer Herr; ihm

sind mancherlei seltsame Händel begegnet. Im Jahr 1521 reiste er zu dem großen Reichstag nach Worms und trug auf dieser Reise seine Satteltasche mit mehreren tausend Gulden, weil er sie keinem Diener anvertrauen wollte, selbst am Sattel. Wie er nun nach Worms kam und vor dem hintern Schwanen abstieg, da kam ein anständiger, wohlgekleideter Mann aus dem Haus, nicht anders als ob es der Wirt wäre. Der hieß ihn willkommen und sprach: „Gnädiger Herr, gehet da hinauf und laßt mich Eure Satteltasche tragen!" Der gute Herr Schweigkart meinte, es sei der Wirt, vertraute ihm und ließ seine Satteltasche aus den Händen; sie gingen beide die Stiege hinauf. Unterdessen kommen einige Herren zu Herrn Schweigkart, die ihn begrüßen und in dem Gedränge macht sich der Abenteurer mit der Satteltasche davon. Herr Schweigkart verlangte sie vom Wirt zurück, der nicht wenig erstaunt war und schließlich mußte der Ritter den Spott zum Schaden haben; wollte er die Zeche bezahlen und wieder heim ziehen, so mußte er Geld leihen.

Herr Werner von Zimmern war lange Zeit Rat bei Graf Ludwig von Württemberg. Da trug es sich einmal zu, daß dieses Grafen Forstmeister bei Weil der Stadt jagte und mit einem Bürger, der zufällig auf dem Feld war, in großen Streit kam; schließlich liefen auch die übrigen Bürger herbei, und halfen ihrem Gesellen so kräftig, daß der Forstmeister nur mit vielen Prügeln davon kam. Er eilte zu Graf Ludwig von Württemberg, der damals zu Urach Hof hielt und klagte ihm die Sache, jedenfalls aber nicht, ohne sie noch zu vergrößern und aufzubauschen. Der Graf zürnte darüber sehr und beschloß noch desselben Tags gegen Weil aufzubrechen und die Stadt in der Nacht zu überfallen. Und weil nun Herr Werner damals bei ihm in großem Ansehen stand, so ließ er ihn allein in sein Gemach kommen und fragte ihn, wie ihm der Anschlag gefalle. Da schickte Herr Werner einen Edelknaben, der zufällig im Zimmer war, fort, ihm ein brennendes Licht

zu holen, und wie er es brachte, leuchtete er überall im ganzen Gemach herum, so daß Graf Ludwig nicht wenig erzürnt und ungeduldig wurde und fragte, was denn das heißen solle. Da antwortete Herr Werner, er suche einen besonnenen Herrn, den er aber nicht finden könne, widerriet ihm auch das Unternehmen so sehr, daß Graf Ludwig schließlich davon abstand und die Geschichte bald darauf gütlich vertragen wurde.

 er Ritter Hamann von Reischach[6] war lange der Reichsstädte und der Grafen von Werdenberg abgesagter Feind und hat in diesen Fehden viel gute Taten getan. Wie nun einmal Herr Werner von Zimmern nach Urach hinunter reiten wollte, da traf er den Hamann von Reischach wohl gerüstet mit einem großen Haufen, unfern von Trochtelfingen; der meinte nicht anders, als es sei der Graf von Werdenberg. Sowie der Vortrab auf beiden Seiten einander sah, begannen sie drein zu hauen und schließlich kamen in dem Handgemenge auch Herr Werner von Zimmern und Hamann von Reischach aneinander. Da schlug Herr Werner dem von Reischach den Harnisch dermaßen in den Leib, daß er sich gefangen geben mußte, aber er wollte lieber sterben, als sich nach Sigmaringen zu den Grafen von Werdenberg ins Gefängnis führen lassen. Wie nun Herr Werner merkte, wer es sei, ließ er ihn gleich wieder ledig, denn sie waren sonst immer gut Freund gewesen. Und schieden also in gutem Willen voneinander.

Hamann von Reischach war lange Jahre der Stadt Ulm abgesagter Feind und fügte ihr viel Schaden zu; als aber schließlich auch sein Stündlein kam, wurde er von ihnen gefangen. Da ließen sie ihm sein Recht widerfahren; das Haupt sollte ihm abgeschlagen werden. Die Verwandten ersuchten die Herzogin von Österreich, Fürbitte einzulegen und diese reiste auch in dieser Absicht persönlich in großer Eile nach Ulm. Die Ulmer aber hatten Kunde davon; sie wollten der Herzogin nichts abschlagen, noch viel weniger ihre Bitte gewähren, darum, wie sie zum einen Tor einritt, führte man

den Hamann zum andern hinaus und schlug ihm das Haupt ab. Nun konnten sie der Herzogin Rede stehen. — Der Hamann hatte damals zwei Schwestern zu Waldt im Kloster; die wußten um ihres Bruders Unglück und daß er auf sein Leben gefangen lag, verhießen deshalb eine Wallfahrt zu unserer lieben Frau bei Pfullendorf. Gerade an dem Tag und um die Zeit seiner Enthauptung reisten sie hin, da erscholl plötzlich aus heiterem Himmel ein schwerer Donnerschlag. Ihre eigenen Herzen sagten ihnen, daß es nicht gut um ihren Bruder stehe. Sie vollführten die Wallfahrt und in drei Tagen brachte man ihnen ihres Bruders Leichnam, der wurde zu Waldt im Kreuzgang begraben.

Herr Werner Freiherr von Zimmern richtete sein besonderes Augenmerk darauf, daß Herr Johannes Werner, sein Sohn, auf dem das ganze Geschlecht ruhte, wohl erzogen werde und auch etwas mehr lerne, als sonst Grafen und Herren zu lernen pflegen. Deshalb schickte er ihn, als er den kindlichen Jahren entwachsen war, auf die hohen Schulen nach Freiburg im Breisgau und nach Wien in Österreich, auch anderwärts, wo er mit erfahrenen Gelehrten und Präzeptoren versehen wurde, die ihn in Sitten und Wissenschaften vortrefflich erzogen. Zwei Jahre lang studierte er zu Bologna und erlernte hier die welsche Sprache; studierte daneben Astronomie, Geometrie und die anderen mathematischen Künste, so daß in Deutschland sich damals keiner seines Standes mit ihm messen konnte. Er war in beiden Rechten erfahren, hatte die Dichter und die alten Geschichtschreiber gelesen, ja einige sogar zur Kurzweil bei Gelegenheit ins Deutsche übertragen. Auch die heimlichen Künste und Wissenschaften hat er gepflegt und in ihrem Studium nicht nachgelassen, bis er es zur Vollkommenheit brachte. Durch dieses Studium wurde er so gewandt, daß er seine Verhandlungen in Wort und Schrift stets selbst führen konnte. Auf allen Instrumenten konnte er spielen und verstand es, seinen Verwandten

gereimte Briefe zu schreiben, die sie dann in gleicher Weise erwiderten.[7] Die Buchdruckerkunst nahm zu seinen Lebzeiten ihren Aufschwung; weil aber die Erfindung noch neu war und nicht rasch fortschritt, so ließ er sich durch einen Schreiber, Gabriel Lindennast, einen Pfullendorfer Bürger, viele Bücher abschreiben, so daß er schließlich eine stattliche Bibliothek zusammenbrachte.

Er hatte die besondere Gnade von Gott, daß ihm alles, er mochte tun und lassen was er wollte, wohl und hübsch anstund und daß ihm jedermann gut sein mußte. Deshalb sagte auch Graf Eitelfriedrich von Zollern, Kaiser Maximilians Hofmeister, Kämmerer und Rat, oft, er habe nie einen geschickteren adeligen Herrn gesehen, als diesen Herrn Johannes Werner und man habe ihm nichts vorwerfen können, außer seiner Unachtsamkeit und Liederlichkeit in seinen eigenen Geschäften und Angelegenheiten. Als sein Herr Vater ihn von den hohen Schulen nahm, ergötzte er sich außer am Waidwerk, das ihm stets wert war, besonders gern am Spiel und war darauf so ganz und gar versessen, daß sein Herr Vater sich sehr darüber bekümmerte. Und weil er merkte, daß es ihm nicht abzugewöhnen war, so soll er manchmal gesagt haben: „Potz Blatter, mein Sohn wird alles, was ich zu meinen Lebzeiten mit großer Mühe und Arbeit, mit großen Sorgen erworben habe, wieder verspielen und verlieren; darum soll er wenigstens das Spiel gründlich mit allen Kniffen lernen, damit er einem andern eher das Seinige nimmt, ehe er selbst gerupft wird." Also ließ er einen Juden von Villingen kommen, der im Spiel besonders geübt und erfahren war, der sollte ihn in allen Schlichen unterrichten, derweil es doch einmal nicht anders ginge. Und als nun Herr Johannes Werner von diesem Juden sah, wieviel Trug und Falschheit dazu gehörte, faßte er davor einen solchen Abscheu, daß er das Spielen sein ließ und auch sein Leben lang nicht mehr anfing.

Herr Werner von Zimmern war ein gütiger, barmherziger Herr gegen die armen Leute, wie aus dem folgenden hervorgeht. Wie er einmal bei unsern lieben Frauen jenseits der Ablach bei Meßkirch war und wieder in die Stadt heimging, da traf er unterwegs einen fremden, ihm unbekannten Mann, der trieb ein paar Ochsen vor sich her. Und wie nun die Ochsen so langsam und müde daherkamen und ihm schließlich im Weg herumliefen, schlug er sie mit einem Stock, den er zufällig in der Hand hatte, und trieb sie weiter. Des andern Tags kam Botschaft nach Meßkirch, diese Ochsen seien gestohlen; also setzte man den armen Mann, der es getan, in Gewahrsam. Und wie er nun vom Vogt und den Amtleuten verhört wurde, leugnete er keineswegs, sondern sagte, Herr Werner von Zimmern habe ihm zu dem Diebstahl geholfen und ihm die Ochsen treiben helfen. Wie diese Antwort Herrn Werner gemeldet wurde, faßte er Mitleid mit ihm, und weil die Gegenpartei nicht auf einer Verurteilung bestand, so ließ er ihr die Ochsen wieder zustellen; den armen Mann aber ließ er vor sich kommen und redete ihn also an: „Dieweil bewiesen, daß du die Ochsen gestohlen und ich sie dir geholfen treiben, so will ich dich in den Wald schicken; da sollst du zwei Weiden holen, um uns beide daran zu hängen.“ Und ließ ihn damit frei. Er ist aber nicht wiedergekommen mit den Weiden, sondern zog ins Bayrische, wo er sich hernach so wohl hielt, daß er eine reiche Frau samt einer Wirtschaft bekam. Etliche Jahre später, als Herr Werner nach Bayern ritt, da blieb er zufällig bei ihm über Nacht; da gab sich jener ihm zu erkennen und hat sich höchlich für die erwiesene Gnade bedankt.

Herr Werner hatte einen Vogt zu Meßkirch, namens Vogtherr, das war ein tyrannischer, unbarmherziger Mann. Wie ihm nun einmal befohlen wurde, einen Block für das Gefängnis zu Wildenstein herstellen zu lassen, ließ er den so scharf machen, daß die Zimmerleute, die daran arbeiteten, sich über diese unnütze Grausamkeit nicht wenig entrüsteten und auch

davon weitererzählten. Herr Werner hörte schließlich auch davon; er ließ den Vogt rufen und tadelte ihn hart. Der aber verteidigte sich und meinte, man müsse das Böse strafen, und man könne denen, die es verschuldeten, nicht Küchle backen. Also ließ Herr Werner für diesmal die Sache auf sich beruhen. Bald danach aber wurde der Vogtherr um eines Verschuldens von Herrn Werner gefänglich eingezogen und war der erste, der in den scharfen Block gesetzt wurde. Und wenn er auch noch so sehr bat, so hat es Herr Werner ihm doch nicht erlassen, denn er sagte, es sei unbillig, daß einem unbarmherzigen Sünder Gnade und Barmherzigkeit erwiesen werde.

Herr Werner hat seine Bürger und Untertanen lieb gehabt, auch großen Fleiß darauf verwendet, sie bei Hab und Gut zu erhalten; darum war es ihm ein großer Verdruß, zu hören, daß manche ihr Vermögen verschwendeten. Um das Zechen soviel als möglich abzustellen, fand er sich in der Regel nach dem Frühstück auf dem Markt zu Meßkirch ein und tadelte die, die er regelmäßig in die Wirtshäuser laufen sah, und ermahnte sie, davon abzustehen; damit erreichte er auch, daß viele aus Schrecken und Furcht die Schenken vermieden. Es wurden ihm aber doch etliche angezeigt, die trotz seiner getreuen Warnung ihr Eigentum vertranken und vergeudeten; denen ließ er den Wein in der Stadt Meßkirch bei Strafe verbieten. Einer aber ließ sich trotzdem Wein bringen und trank den vor seinem Fenster, das in der Ringmauer lag; glaubte damit das Gebot nicht gebrochen zu haben. Als Herr Werner das erfuhr, lachte er und ließ die Sache auf sich beruhen, weil er für seine gutgemeinten Ratschläge ja doch so wenig Verständnis fand.

Zu seinen Zeiten haben die Prediger zu Rotweil die Stiftung, die sein Ahnherr eingesetzt hatte, nicht mehr gehalten, was ihn nicht wenig verdroß. Darum ließ er seinen Sekretär, Niclasen Uoln, rufen, und befahl ihm, dem Prior und

dem Konvent deswegen zu schreiben; doch solle er in seinem Schreiben den Mönchen einen Titel geben, durch den sie weder gelobt noch gescholten würden. Als ihm nun das Schreiben vorgelegt wurde, verwarf er alle Prädikate, die der Schreiber vorschlug, z. B. ehrwürdig, würdig, geistlich, andächtig und andere, mit dem Bedeuten, sie seien nicht ehrwürdig, nicht andächtig, eher das Gegenteil. Und wie der Sekretär nichts anderes wußte und doch ein Titel darauf sollte, so befahl ihm Herr Werner schließlich, ihnen keinen andern als „den Gewichtigen" zu geben; denn diesen Titel könne er ihnen nicht nehmen, sie seien auch damit weder gelobt noch gescholten.

nd fürwahr, in damaliger Zeit haben die Geistlichen große Gewalt gebraucht und sich viel angemaßt, wofür viele Beispiele zeugen, namentlich aber die Mönche, die statt Demut und Gehorsam einen solchen Hochmut an den Tag legten, daß sie niemand erzürnen durfte. Ich kann doch nicht unterlassen, aus vielen ähnlichen Fällen die Geschichten herauszugreifen, die diese geistlichen Väter wenige Jahre vorher in Sachsen angerichtet haben. Das war so: Um die Jahre nach Christi Geburt 1440 war ein Domherr zu Halberstadt auf dem hohen Stift, genannt Heinrich Quire, ein gelehrter Doktor der geistlichen Rechte. Sein Bruder, Doktor Rudolf Quire, war Domprobst an demselben Stift. Etliche Zeit danach wurde Herr Heinrich Domdekan; da fing ein gar strenges und geistliches Leben an. In allem, was dem geistlichen Wandel zuwiderlief, ließ er seinen Domherren nichts durchgehen. Damit erlangte er freilich bei den meisten nur Haß und Mißgunst; sie taten ihm zuleide, was sie nur konnten. Als er das merkte und sah, daß er's nicht ändern könne, sondern höchstens das ganze Stift dadurch in Zerrüttung käme, resignierte er zugunsten des Grafen Johann von Querfurt mit Zustimmung des Domkapitels, die es ihm gern erlaubten und froh waren, so leichten Kaufes davonzukommen. Er verließ seine Domherrenpfründe und begab sich in die Kartause zu

Hildesheim. Weil er aber ein gar strenges Leben führte und der Pater bald darauf mit Tod abging, so wurde er von den Mönchen zum Pater und Oberen gewählt. Aber auch denen war er zu streng und zu hart. Nun begab sich's einmal, daß zwei in der Kartause miteinander sprachen, ja sich sogar schlugen. Das sah er zufällig vom Fenster aus, und weil er sein Schweigen nicht brechen wollte, so drohte er ihnen nur mit dem Finger. Darüber erschraken sie beide und fürchteten seinen Zorn so sehr, daß sie die strenge Strafe nicht abwarten wollten, sondern beide entflohen. Der eine fiel auf der Flucht in einen Brunnen und ertrank. Da setzten die Kartäusermönche den guten Pater gefangen, als ob er an dem elenden Tod schuld wäre. Etliche Jahre lag er so im Kerker und niemand nahm sich seiner an. Schließlich erbarmten sich seiner einige Mönche, die ihn pflegen sollten und halfen ihm davon. Ohne erkannt zu werden, kam er wieder nach Halberstadt und zu Graf Johann von Querfurt; dem gab er sich zu erkennen mit den Worten: „Ecce homo, homines reliqui, homines inveni." Der Graf empfing ihn sehr freundlich, ließ ihn neu kleiden und wohl verpflegen. Als aber die Kartäuser in Hildesheim hörten, daß er zu Halberstadt sei, forderten sie mit allem Ungestüm seine Auslieferung, in der Absicht, den guten Mann um seiner Flucht und seines Austrittes halber zu strafen. Da nahm sich der Bischof von Halberstadt seiner an, desgleichen das ganze Domkapitel (wie mißgünstig es ihm auch vorher gewesen war), ebenso die Herzöge von Sachsen und die ganze Hochschule in Erfurt, wo er vor vielen Jahren studiert und promoviert hatte. Und alle diese zusammen konnten den guten Doktor nur mit Mühe retten und ihm sein Leben bewahren. Nach langen Verhandlungen kam man dahin überein, daß er wieder in die Kartause eintreten sollte, und zwar in die zu Erfurt; hier solle er sein Leben lang verpflegt werden, auch solle die Hochschule jeden Monat durch eine Deputation die Kontrolle ausüben lassen. So geschah es; aber er lebte in der Kartause kaum noch ein Jahr. Manche meinen, er hätte ein welsches Süpplein gegessen, obwohl man dar-

über nichts sicheres weiß. Und wie er nun tot war, da konnten die Mönche ihren großen, grimmigen Haß nimmer verbergen; sie wollten ihn nämlich als einen Abtrünnigen und Ungehorsamen nicht in geweihtem Erdreich beerdigen, sondern seinen Leichnam wegwerfen. Als das der Rektor zu Erfurt erfuhr, nahm er seine Doktores und Mitregenten, überhaupt alle Glieder der Hochschule und holte ihn mit diesen bei den Kartäusern ab; dann ließ er ihn mit allen Ehren bestatten. Und weil ihm die Mönche nicht verzeihen wollten und fest darauf beharrten, er müsse um seines Austritts willen ewig verloren sein, so sagte der Rektor getrost zu ihnen: „Non, impii, non sic, sed misericordiam domini in aeternum cantabo.“[8] Dies ist ein groß Exempel von den neidigen Mönchen; weshalb der weise Kurfürst, Herzog Friedrich von Sachsen, wenn ein Handel mit den Bettelorden vorfiel, gesagt haben soll, er wolle lieber einen Fürsten des römischen Reichs erzürnen, als einen lausigen Mönch. Dadurch sind sie aus aller Achtung gekommen und durch ihre Mißbräuche und ihren Abfall vom rechten Klosterleben sehr in Abgang geraten.

Herr Hans Truchseß von Waldburg war Landvogt in Schwaben und hatte seinen Haushalt die meiste Zeit auf seinem Schloß in Ravensburg. Und weil er ein gottesfürchtiger, christlicher alter Herr war, so hatte er immer einen Kaplan bei sich, einen frommen alten Pater. Dieser hatte die Edelknaben und die andern Knaben in seiner Disziplin, und weil Jugend der Strafe wohl bedarf, so wurde er bei den Knaben verhaßt. Und wie nun der Pfaffe einmal seinem Herrn im Schloß zu Ravensburg die Messe lesen sollte und viele Herren und Damen zugegen waren, da heftete einer von den Knaben, die zu ministrieren hatten, dem guten Priester die Albe und das lange Badhemd mit einer Spange aneinander. Da es Sommerszeit und sehr heiß war, so trug der gute Herr keine Hosen und versah sich auch keiner solchen Bosheit. Wie also nach beendigter Messe der Priester die Albe abziehen wollte,

ging das Badhemd mit, so daß er Albe und Hemd miteinander über den Kopf streifte in Gegenwart der fremden Herren und Damen; die sahen den guten, alten Priester alle in Feierabend. Sie lachten darüber, aber der alte Truchseß Herr Hans schämte sich deshalb nicht wenig. Und ist zu achten, der Pfaffe habe dem Knaben einen guten langwährenden Denkzettel angehängt.

Diesem Herrn Hans begegnete einmal im Winter ein Abenteuer, das wohl des Gedächtnisses würdig ist und nicht vergessen sein soll. Wie er Geschäfte halber gen Truchburg zog und dort einige Zeit verweilte, kam einmal einer seiner Wächter zu ihm und sagte, wenn er ihm Straflosigkeit zusichere, so wolle er ihm etwas mitteilen, was ihm eine Warnung sein könne. Herr Hans bewilligte ihm sein Begehren und fragte ihn, was es denn sei. Da bat ihn der Wächter, er möge doch immer des Nachts seine Kammer gut verschließen, denn er sei schon mehrmals willens gewesen, ihn, wofern er in das Gemach hätte kommen können, im Bett umzubringen. Darum bäte er ihn dringend, das Gemach zu verschließen, denn er habe deswegen des Nachts schon große Anfechtungen erfahren. Da Herr Hans an seinem guten Glauben nicht zweifelte, so bezahlte er ihm seinen Lohn und entließ ihn in Gnaden.

Das nämliche ist Graf Hans von Sonnenberg zu Wolfeck begegnet. Wie ihm der Wächter bekannte, daß ihm des Nachts so seltsame Phantasien und Anfechtungen kämen, da entließ er ihn, denn wer möchte einem solchen Kunden trauen? Die Nacht, die an sich schon der Sünden und aller bösen Stücke Nebelkappe ist, gibt Beisteuer zu allem Unrat, denn sie ist des bösen Feinds, der ein Vater der Lüge und der Finsternis ist, Reich und Werkzeug.

Herr Johannes Werner von Zimmern hat seine Gemahlin vier Jahre gehabt, aber keinen Sohn von ihr bekommen; sie gebar vier Töchter, Anna, Ferena, Kunigunda und Katharina. Der alte Herr, sein Herr Vater, hat sich darüber

sehr bekümmert, besorgend, sein Name und Geschlecht werde zugrunde gehen. Dazu entstand ihm noch ein großer Kummer durch den Tod seiner Gemahlin, der Gräfin von Kirchberg, die Anno 1478 mit Tod abging. Das hat sich folgendermaßen zugetragen. Herr Werner war damals Geschäfte halber zu Herzog Sigmund nach Innsbruck geritten und lange ausgeblieben. Unterdessen ging seine Gemahlin einer leichten Erkrankung wegen nach Oberbaden mit ihren edlen Jungfrauen, Edelknaben und anderem Gesinde. Und wie sie nun einmal im Stadthof, wo ihre Herberge war, im Bad saß und sich durch die Wärme des Bades gekräftigt fühlte, da ließ sie Sixt von Hausen rufen, der damals bei ihrem Herrn, Herrn Werner, auferzogen wurde, und spielte Zeitvertreibs halber mit ihm Fickmühle. Man meldete, es seien Trauben da, und sie befahl, alsbald welche zu bringen; sie selbst nahm eine in die Hand und begann davon zu essen. Da kroch ein kleines gelbes Würmlein, ähnlich wie ein Regenwurm, aus der Traube, das schlang sich um ihren kleinen Finger an der linken Hand. Als sie es merkte, hieß sie Sixt von Hausen, er solle das Würmlein wegnehmen, und als das geschehen, wurde ihr so wehe, daß sie das Spiel sein ließ und von ihren Jungfrauen aufs Bett getragen wurde. Auf ihren Befehl schickte man eilends nach Zürich, das nicht mehr als eine deutsche Meile davon entfernt liegt, nach einem Arzt. Ihrem Sohn, Herrn Johannes Werner und ihrem Gemahl schrieb sie einen Brief folgenden Inhalts: „Mein mütterliche Treu und was ich Guts vermag, herzlieber Sohn und herzliebe Tochter! Wisset, daß mich ein Würmlein aus einer Traube am Finger verunreiniget, so daß ich bettlägerig und schwächer und kränker bin, als ich schreiben kann. Darum herzliebe Kinder, so wollet nicht unterlassen, mir sichere Botschaft zu senden, wie ihr euch befindet, denn mich verlanget gar sehr nach euch. Doch erschreckt nicht zu sehr, und vor allen Dingen laßt mich auch etwas von den Kindern wissen. Gegeben zu Baden am Montag unser lieben Frauen Abend nativitatis anno 1478.“ Ich kann nicht unterlassen, den zweiten Brief auch hier wiederzugeben:

„Wisse, daß sich mein Zustand so verschlimmert, daß mir nichts anderes übrigbleibt, als mich Gott dem Allmächtigen zu befehlen; in dessen Gewalt bin ich jetzt gefangen, er mag nach seinem göttlichen Willen mit mir verfahren. Ich habe mich mit allen Sakramenten christlich versehen lassen auf diese Nacht, da ich nicht weiß, wie es bis morgen steht. Darum sende mir sofort unter allen Umständen meinen Ablaßbrief, damit ich ihn bei mir habe. Erfülle diesen Auftrag nach besten Kräften und erzeige mir noch zu Lebzeiten und nach meinem Heimgang kindliche Liebe. Herzlieber Sohn, der Ablaßbrief liegt oben im Kasten, wo die Schlüssel an dem Lädlein stecken. Gegeben an unser lieben Frauen Tag nativitatis anno 1478." Aber noch ehe dieser Brief nach Meßkirch kam, war sie schon verschieden. Als der Arzt von Zürich kam, hatte das Fieber schon so zugenommen, daß sie wohl einsah, sie könne dem Tode nicht entfliehen. Sie schickte also nach einem Priester und beichtete nach christlicher Ordnung, wurde auch bei wachem Bewußtsein mit allen Sakramenten versehen. Bald darauf kam der Arzt, und wie der sah, wie das Gift überhand nahm und sie auf keine Weise am Leben zu erhalten war, da ließ er ihr die Füße wenigstens schnell mit Essig einreiben, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Damit erreichte er wenigstens soviel, daß sie wieder zu sich kam und den Brief an ihren Sohn schrieb. Sie redete wenig; und als sie befohlen, was man ihrem Sohn und ihrem Gemahl in ihrem Namen melden und welche geistlichen Wohltaten man ihr nach ihrem Tode erweisen sollte, starb sie des andern Tags in christlicher Ruhe. Den Leib haben die Diener verpackt und in Trauern nach Meßkirch geführt. Ihr Sohn begrub ihn unter Weinen und Wehklagen der armen Leute, denen sie in ihrem Leben viel Gutes getan, in dem alten Zimmernschen Familienbegräbnis. Als Herr Werner diese traurige Botschaft erfuhr, wurde er zu großem Kummer bewegt; er nahm Abschied von Herzog Sigmund und ritt mit schwerem und betrübtem Sinn wieder gen Meßkirch.

Der alte Graf Jos Niklas von Zollern, den man seines Lieblingsschwurs wegen nur „den Natterer" nannte, hatte einen treuen und lieben Diener namens Wilhelm, das war ein reisiger Knecht und aus gutem bürgerlichen Geschlecht. Der hatte einmal irgendwo hören sagen oder hatte es irgendwo gelesen, daß wer in der Karwoche die vier Passionen höre und auf einem Bein stünde, während sie gelesen werden, darauf mit einem Bogen drei Schüsse auf ein Kruzifix abgebe, der könne alsdann keinen Schuß mehr fehlen, sondern treffe alles, wonach er ziele. Dieses Rezept hatte Herr Wilhelm bei sich erwogen, auch gedacht, welch nützlicher Knecht er alsdann seinem Herrn sein werde. Er beschloß also, es zu probieren. Wie nun die nächste Karwoche kam, da hörte er die vier Passionen in der Kirche zu Stetten im Kloster und stand dabei auf einem Bein, wie es die verfluchte Kunst verlangte. Danach ging er insgeheim hinaus an den Ort, wo jetzt die Kapelle steht zum Heiligen Kreuz genannt. Damals war dort nur ein Bildstöcklein mit einem Kreuz und einem Erlöser daran. In dieses Kruzifix schoß er mit seinem Bogen dreimal. Als er aber den dritten Schuß getan hatte, da begann das Kruzifix zu bluten und er konnte seinen Pfeil nicht mehr herausziehen. Da packte ihn die Angst und die Furcht, und er bedachte, freilich zu spät, was er getan hatte. Er ging in großem Kummer heim und schwieg von seinem Abenteuer. Nun kam zufällig oder aus Fügung des allmächtigen Gottes an diesem Tag eine gute, alte fromme Frau zu diesem Bildstock, um ihr Gebet hier zu verrichten. Die sah den Pfeil in dem Bilde und daß es so heftig blutete. Sie erschrak und ging auf dem nächsten Weg nach Hechingen, wo sie es den Amtleuten anzeigte; die meldeten es unverzüglich dem Grafen. Als der das erfuhr, ging er mit der ganzen Priesterschaft und allen seinen Dienern, unter denen auch der Täter sich befand, hinaus zum Bildstock, und wie er den Pfeil sah, erschrak er sehr, denn er kannte gleich den Eigentümer; dabei war er ihm einer seiner liebsten und angenehmsten Diener

gewesen. „Wilhelm," sagte er, „das hast du getan und der Pfeil ist dein!" Da fiel Wilhelm auf seine Knie und bat um Gnade; sagte auch, er habe es nur um des Grafen willen getan. Davon wollte der Graf nichts hören, befahl ihm vielmehr, er solle nochmals versuchen, den Pfeil herauszuziehen. Er tat wie ihm geheißen, konnte ihn aber auf keine Weise herausbringen. Als es aber der Graf versuchte, brachte er ihn ganz leicht heraus. Der Diener wurde auf Befehl des Grafen festgenommen und vor Gericht gestellt; und wiewohl von Edeln und Unedeln große Fürbitte für ihn eingelegt wurde, so hat der Graf doch das Haupt von ihm genommen. An dem Ort, wo der Bildstock stand, ließ er eine Kapelle bauen und stiftete eine ewige Messe. Zu dieser Kapelle war dann an allen Heiligkreuztagen eine große Wallfahrt, der man von weither zuströmte. Man hat damals immer Vesper und Amt dort gesungen, aber zu unsern Zeiten ist das alles abgekommen. Der alte Graf Jos Niklas ließ die ganze Geschichte auf eine Tafel malen und sich und andere Grafen von Zollern auch darauf. Diese Tafel war zu unsern Zeiten noch in der Kapelle, aber sie ist dann mit Einwilligung der Grafen von Zollern von einem Grafen von Oettingen fortgenommen worden, Gott weiß wohin.

Zu Konstanz hat sich Anno 1384 ein gleicher Fall begeben; es gingen etliche Knaben von Konstanz nach Stadelhofen hinaus in den Wald, um Holz zu holen bei Bernrain, wie sie auch taten. Als sie aber umkehrten und wieder heim wollten, da kamen sie zu dem Kruzifix bei Bernrain; das stand damals unter einem Dächlein an einer Säule. Hier ruhten sie eine Weile aus. Da stand einer von den Knaben auf, der hieß der Schappeler, der griff dem Kruzifix an die Nase und sagte im Spott: „Herrgott, laß dich schneuzen! Dann will ich dich um so lieber küssen." Sofort blieb dem Knaben die Hand hängen. Die andern liefen in die Vorstadt und sagten es seiner Mutter. Die kam gleich herbei mit andern

ehrbaren Leuten und verhieß sieben Wallfahrten gen Einsiedeln, wenn der allmächtige Gott helfe. Da wurde der Knabe wieder ledig. Zwei Jahre später aber, als er sich gar nicht besserte und so übel schwur und Gott lästerte, ließ man sein Recht über ihn ergehen und schnitt ihm öffentlich die Zunge aus; außerdem wurde ihm die Stadt Konstanz auf Lebenszeit verboten.

Zu Lebzeiten des alten Herrn Johannes Freiherrn von Zimmern hat ein frecher, ungottesfürchtiger Mensch auch die drei Schüsse nach einem Kruzifix abgegeben, das zwischen Kloster Waldt und dem Dorf Waldmannsweiler am Weg stand. Die zwei Fußtapfen, wo der freche Mensch stand, sind geblieben und werden bis zum Jüngsten Tag nicht vergehen; kein Regen und kein Schnee bleiben darauf und kein Unwetter löscht sie aus. Vor Jahren stand eine Kapelle dort, als sie aber baufällig wurde und verfiel, ließ die Äbtissin von Rotenstein dort einen hölzernen Bildstock aufstellen. Solche Fußtapfen findet man auch zwischen Wollmadingen und Alensbach am Weg; hier soll einer vor Jahren ermordet worden sein. Mit gleicher Verblendung hat vor Jahren ein gottloser Junge, ein Roßbub, gehandelt, unfern von St. Katharinen, dem Klösterle, das herwärts von Konstanz liegt. Er trat an das Kruzifix und sagte spottend zu seinen Kameraden, er wolle dem Herrgott die Nase putzen. Diese Verachtung wollte Gott nicht ertragen; wie der Junge das Bildnis berührte, blieb ihm die Hand daran hängen, und er konnte sie nicht mehr herunterbringen, ebensowenig wie seine Gesellen, so sehr sie sich auch Mühe gaben. Schließlich kam die Kunde davon an die Stadt Konstanz. Die ganze Klerisei zog in großer Andacht mit einer Prozession hinaus, um das große Wunder zu sehen. Und durch solche große Fürbitte und weil Gott für seinen Frevel Genugtuung geschehen, ist der Junge wieder ledig geworden.

Als der Herr von Lichtenberg einmal zu Markgrafen-Baden weilte im Bad, trieb er dort gar seltsame Späße, von denen noch zu unserer Väter Zeiten viel geredet wurde. Er veranstaltete einmal ein großes Bankett und lud dazu den Markgrafen und die Franzosen samt allen Badegästen ein. Alles aber wunderte sich, daß er so viel Gäste einlud und doch beim Wirt nichts kochen und zurichten ließ. Wie nun die Stunde erschien, kamen die Gäste; die Tafel war auch ganz stattlich gedeckt und schön angeordnet. Der Herr von Lichtenberg schickte seine Diener in ein Gemach, das er vorher verschlossen gehalten hatte; und sie brachten eine große Anzahl silberne Platten mit den köstlichsten Speisen von allerhand Sorten heraus und setzten sie auf die Tafel. Auf allen Platten aber war das Wappen des Königs von Frankreich gestochen. Sie ließen sich alles wohl schmecken und niemand fragte, wo der Wirt das Essen her habe. Später erfuhr man, daß an demselben Tag König Karl von Frankreich ein Bankett abhielt; wobei aber er und seine Gäste aller Speisen, die zu Markgrafen-Baden aufgetragen wurden, entraten mußten. Wenn auch dem König das Silbergeschirr dann wieder zugestellt wurde, so hat er sich doch ohne Zweifel über die Geschichte nicht wenig geärgert und es ist wohl möglich, daß der Herr von Lichtenberg, als er in französische Gefangenschaft kam, just dieses Streiches wegen so teuer loskam.

Gegen anderthalb Jahrhunderte vorher, als König Wilhelm zum römischen König erwählt wurde, nämlich Anno 1246, hielt dieser Fürst, nach seiner Krönung in Aachen, in Köln großen Hof; in seiner Begleitung waren viele Fürsten geistlichen und weltlichen Standes. Da wurde auch ein Bankett abgehalten, das namentlich durch die Kunst des Albertus Magnus zustande kam: nämlich in einem schönen Lustgarten, in dem die Bäume ausschlugen und blühten, alles ganz warm und sommerlich war, obwohl doch draußen allenthalben großer Schnee lag. Dafür hat der König dem Albertus und dem Predigerorden alsdann große Güter in Holland geschenkt,

ihnen auch zu Utrecht ein herrliches und schönes Kloster erbaut.

Zu Herrn Jakob von Lichtenberg kam einmal ein französischer Herr auf Besuch; der wurde von ihm ganz wohl verpflegt und mit allen Ehren aufgenommen. Und wie sie nun wieder voneinander Abschied nahmen und der von Lichtenberg dem Franzosen ein Stück weit das Geleit gab, da lockte ihn der mit guten Worten bis über die Grenze. Hier standen schon eine Anzahl Reiter bereit, die packten ihn und führten ihn nach Frankreich hinein. Wollte nun der Herr Jakob von Lichtenberg wieder ledig werden, so mußte er wohl oder übel dem Franzosen ein Lösegeld zahlen. Man verhandelte hin und her, bis die Forderung schließlich auf Dreißigtausend Gulden kam; die mußte er dem französischen Herrn bezahlen. Wie er nun wieder ledig war, schalt er über den Franzosen, der ihn mit solcher Falschheit überrumpelt. Als der das erfuhr, wußte er zur Rettung seiner Ehre kein ander Mittel, als daß er dem Herrn von Lichtenberg einen Kampf anbot, wie das damals so Sitte war, jedoch zu dreien auf beiden Seiten; zum Kampfplatz wurde ein Ort in Frankreich bestimmt. Herr Jakob ging auf alles ein. Dieweil er aber selbst an Leib und Stärke ein Held war, so wollte er auch keine schwächeren zu diesem Abenteuer mitnehmen, und lud also einen Grafen von Salm und einen von Fleckenstein dazu ein. Die brachte Herr Jakob zu der bestimmten Zeit mit sich auf den Kampfplatz, wo sie den drei Franzosen, die kämpfen sollten, nicht nur Schrecken einjagten, sondern auch ob ihrer ungewöhnlichen Größe überall angestaunt wurden. Die Franzosen weigerten sich zu kämpfen, mit der Begründung, sie hätten mit Menschen den Kampf aufnehmen wollen, aber nicht mit Riesen, wie die Deutschen seien. Also wurde nach vielem Hinundherreden die Sache vor ein Ehrengericht gebracht. Man entschied, die Franzosen brauchten nicht wider Leute zu kämpfen, die nicht Menschen wie andere seien, sondern Riesen.

Also kam der Kampf damals nicht zustande. Dabei ist wohl zu beachten, wie arglistig und parteiisch die Franzosen damals handelten, wie sie auch heute noch im Brauch und wie sich zu unsern Zeiten viel gezeigt hat.

Was Graf Tschoffart für ein unverträglicher Graf war, das geht schon daraus hervor, daß er einmal Herrn N. von Hausen einen Schmähbrief schrieb, des Inhalts, er sei der ärgste Bösewicht von der Welt; der antwortete ihm, es könne nicht sein, weil ja er, Graf Tschoffart noch am Leben.

Einmal hat er's aber doch übersehen, so daß er von dem Herrn von Lichtenberg geschlagen und gefangen genommen wurde. Sieben Jahre lang lag er im Gefängnis auf Lichtenberg, ohne daß sich seine Freunde noch sonstwer seiner annehmen wollten. Schließlich als er im Gefängnis schier verdarb, knüpften die Lichtenbergschen Lehnsleute und das Hofgesinde Unterhandlungen an, so daß er, freilich gegen ein großes Lösegeld, wieder frei wurde. Herr Jakob von Lichtenberg hat Graf Tschoffart im Gefängnis oder in der Freiheit nie gesehen; denn seine Diener haben eine Begegnung sorgfältig verhindert; denn es war zu besorgen, der Herr von Lichtenberg hätte sich sonst nicht mehr halten können und ihn trotz Vergleich und Vertrag umgebracht.

Herr Ludwig von Lichtenberg, Herrn Jakobs Sohn, ist ein wunderlicher Herr geworden und hat sich mit der schwarzen Kunst viel beladen; damit hat er sich viel beschäftigt und kam in solche Übung, daß er schneller, als jeder ahnte, seine Kunststücke ausführte. Einmal ging er verkleidet und ganz unkenntlich auf einen Markt im Elsaß und führte, wie es wenigstens schien, viele schöne Rosse mit sich. Wie nun der Markt am vollsten war und er mit seinen Rossen ankam, da bot er sie unter dem Wert ganz wohlfeil; deshalb war ein großes Reißen um die schönen Rosse, jeder wollte eins haben. Er wollte sie aber nicht einzeln verkaufen und wartete deshalb

bis ein geriebener, berühmter Roßhändler kam, der sie alle abnahm und gleich bar bezahlte. Das Geld gab der Herr von Lichtenberg einem seiner Diener und befahl ihm, dem Roßhändler nachzugehen und sobald er zu jammern anfinge, es ihm wiederzugeben und zu sagen, Herr Ludwig von Lichtenberg habe es ihm zu einer Schalkheit getan. Der Knecht ging dem Roßhändler nach, Herr Ludwig aber ritt seiner Heimat zu. Der Roßhändler, der ein gutes Geschäft gemacht zu haben glaubte, wollte auch nicht mehr länger bleiben und zog mit seiner Habe davon. Wie er aber vor den Flecken hinauskam, da mußte er durch einen reißenden Bach reiten. Und wie er nun durch war und seine Rosse nachziehen wollte, da waren sie alle zu Strohbüscheln geworden und schwammen den Bach hinunter, alles in Gegenwart des Lichtenbergschen Dieners, der dabei hielt und zusah. Wer war erschrockener oder wütender als dieser Roßhändler? Der Diener aber sagte zu ihm, das Schimpfen helfe nichts; wenn er aber mit ihm in die Nachtherberge ritte, so wolle er ihm wieder zu dem Seinigen helfen, denn er kenne den Kaufmann wohl, der das getan, er habe auch schon früher dergleichen viele Betrügereien verübt. Damit brachte er ihn dazu, daß er weiterritt. Und wie sie nun in das Nachtquartier kamen, da gab ihm der Lichtenbergsche Reiter alles Geld zurück und richtete den Auftrag seines Herrn aus; riet ihm auch, ein andermal vorsichtiger zu sein.

Ein andermal hörte der Herr von Lichtenberg von einem Kaufmann, der männiglich mit schlechtem Geld übervorteile. Er verkleidete sich und ging zu dem Kaufmann; schloß mit ihm einen Handel um eine namhafte Summe Geldes ab, so daß der wohl zufrieden war. Die Ware ließ Herr Ludwig davonführen. Er ließ aber einen Diener zurück, der mit gutem Gelde wohl versehen war und je nach den Umständen verfahren sollte. Andern Tags nun, wie der Kaufmann das verdiente Geld wieder zum Einkaufen verwenden wollte und deshalb den Geldsack öffnete, da war kein Geld darin, sondern ein solcher großer Haufen Hornissen, daß sie dem Kaufmann fast

die Augen ausstachen und die Umstehenden auf der bloßen Haut belästigten, so daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn man ihretwegen Sturm geläutet hätte. Der Kaufmann klagte gar sehr um sein Geld, um das er sich betrogen glaubte. Wie also der Lichtenbergsche Diener die Zeit für gekommen hielt, nahm er etliche ehrbare Leute mit zu dem Kaufmann, der wegen der Hornissenstiche im Bett lag und eröffnete ihm den ganzen Handel, sagte auch, dies sei ihm nur geschehen, weil er die Leute bisher immer mit falschem schlechtem Geld betrogen und getäuscht hätte. Darauf bezahlte er ihm seinen Schaden in guter landläufiger Münze.

Wieder ein ander Mal ritt Herr Ludwig von Lichtenberg allein und unerkannt über Land; da kam er an eine Herberge in der viele tolle volle Bauern waren, die ein großes Geschrei verführten. Wie er nun nicht wußte, wie er sie in Gutem loswerden könnte, wendete er einen Zauber an und sagte zu einem der Bauern in der Stube, er solle ihm einen Reiterdienst erweisen und ihm die Stiefel ausziehen. Dazu war der Bauer gern bereit. Und wie er nun den ersten Stiefel abziehen wollte, da zog er nicht nur den Stiefel, sondern auch den ganzen Schenkel mit aus dem Leib heraus (wie wenigstens alle Umstehenden glaubten, es war aber nur Blendwerk). Die Bauern und alles was da war, erschraken, der Täter aber machte sich eilends davon. Herr Ludwig tat nichts anders, als ob er sterben müsse, und schließlich drückten sich die Bauern einer nach dem andern in aller Stille, aber möglichst schnell, um nicht, wenn der Verletzte stürbe, des Totschlags mitschuldig geachtet zu werden. Also ist der gute Herr die vollen Bauern geschwind losgeworden und hat dieselbe Nacht seine Ruhe gehabt. Seinen spiritus familiaris, den er in einer Lade hatte, schenkte er noch zu Lebzeiten einem Pfaffen und ich glaube, es bekam ihn der ausgezeichnete Mathematiker Lichtenberger, der ein unehelicher Sprößling des Geschlechts war. Nach dessen Tod bekam ihn Herr Wilhelm von Rappoldstein. Der trieb mit ihm allerlei merkwürdige Dinge und wenn in seinem Frauengemach etwas nicht in der Ordnung war, so fragte

er nur den Spiritus, der ihm aber nicht sehr zu Dank antwortete. Schließlich kam er an den Enkel Herrn Egenolph von Rappoldstein, der handelte wie ein vernünftiger Herr und tat das ungottesfürchtige Wesen von sich; denn er merkte wohl, daß von diesen Kuriositäten und Geisterpraktiken wenig Glück zu erwarten. Und wiewohl in solchen Dingen niemand als der allmächtige Gott zu urteilen hat, so ist doch zu besorgen, das Geschlecht der Herren von Lichtenberg sei namentlich an dieser gottlosen Kunst zugrunde gegangen. Der Allmächtige verzeihe und vergebe jedem, der seiner begehrt.

Herr Werner von Zimmern baute in Wildenstein sehr viel, ja, er soll gesagt haben, er habe bei zwanzigtausend Gulden hinein verbaut. Aber den großen Turm, der aus massiven Quaderstücken aufgeführt war, und später abgebrochen wurde, konnte er doch nicht wieder aufbauen. Er liebte das Schloß so sehr, daß er eine jährliche Rente von hundertundzwanzig Gulden zu seiner Erhaltung mit Hinterlegung eines Kapitals von dreitausend Gulden in Gold bei der Stadt Überlingen erkaufte.

Es ist vor Jahren eine große Andacht in aller Welt gewesen. Herr Werner Freiherr von Zimmern war ein gottesfürchtiger Herr und hielt seine Untertanen zu aller Gottesfurcht und Geistlichkeit an. Es war nun damals in Meßkirch Brauch, daß jedes Jahr am Abend vor dem Osterfest Weiber und Männer in großer Anzahl mit andächtigem Gebete neun Kirchhöfe besuchten. Um Mitternacht kamen sie dann wieder in die Stadt und die Ostermette begann. Auf dem Weg und bei der Wallfahrt sollte aber keines mit dem andern reden, sondern jedes in der Stille seine Andacht verrichten. Nun begab sich's Anno 1468, daß die Wallfahrt wieder einmal abgehalten wurde. Da gesellten sich ein junger Bürger und eine junge Bürgerin, die beide in Ehre und Gut

saßen, zusammen und wurden bei der Andacht und der geistlichen Wallfahrt einig. Wie es weiter in den Sträuchern und Hecken dieselbige Nacht ergangen, das laß ich bleiben. Was später geschah, hat es erklärt; denn am Ostertag sind sie beide miteinander entflohen. Sie hat ihren Mann und ihre Kinder samt Haus und Hof verlassen und ist auch fernerhin bei diesem schändlichen Leben verharrt. Auch ich hab's noch erlebt, daß manche Weiber Jahr und Tag, manche sogar ihr ganzes Leben lang im Besenreiß umherliefen; die meisten sind aber in großer Armut und gar elendiglich gestorben. Die Alten haben mit Recht gesagt, wenn ein Tier unsinnig geworden sei, so könne man es nicht halten, sondern es plage wie eine Furie Freund und Feind. Herr Werner aber hat sich diesen Vorfall so zu Herzen genommen, daß er für ewige Zeiten die Wallfahrt am Osterabend gänzlich abschaffte; und dieses Verbot wird zu unseren Zeiten noch gehalten.

Zu Herrn Werners Zeiten war ein Pfarrer zu Meßkirch, genannt Herr Jakob Prediger; der hielt sich lange ganz ehrbar und ohne irgendwelches Ärgernis zu geben, hielt sogar mit seiner eigenen Schwester haus, um nicht ins Geschrei zu kommen. Aber dieses Leben neidete ihm der böse Feind des menschlichen Geschlechts, so daß der Pfarrer und seine Schwester schließlich so lange miteinander hausten, bis er ihr ein Kindle befahl. Das konnte natürlich nicht lange verborgen bleiben, es kam an den Tag. Herr Werner mußte, obwohl er die Priesterschaft stets nach Möglichkeit schonte, den Pfarrer verhaften lassen, weil das Geschrei so groß wurde, daß alles davon redete. Er ließ ihn also auf einem Karren nach Konstanz führen und seinem Oberen, dem Bischof überantworten. Weil es aber Sommerszeit und ganz heiß war, so deckte man den Wagen mit grünem Laub; das sah so aus, als ob der Pfaffe in einer Vogelhütte säße. Wer ihm auf dem Weg begegnete, wunderte sich und fragte, was er getan habe; dann erzählte er immer selbst die Geschichte, was seiner Schwe-

ſter geſchehen und wie er deshalb ins Geſchrei gekommen. Was ihm von dem Biſchof von Konſtanz geſchah und wie er ihn ſtrafte, iſt unbekannt, jedenfalls kam er nicht mehr nach Meßkirch. Seine Schweſter genaß des Kindes zu Meßkirch und man nannte es nach ſeinem Vater Jakob Prediger. Auf Befehl der Obrigkeit iſt dieſer Jakob, als er zu Jahren kam und doch ein Idiot blieb, im Spital zu Meßkirch erzogen worden; dort hat man ihn auch ſein Leben lang verpflegt. Er lebte bis nahe an 80 Jahre. So töricht war er übrigens nicht, daß er nicht gewußt hätte, wer ſeine Eltern waren; er iſt damit leicht aufgebracht und zu Zorn bewegt worden.

Die Pfarrer haben damals wenig Glück in Meßkirch gehabt, denn kurze Zeit nach dem Jakob Prediger war ein anderer Pfarrer zu Meßkirch, der hat ſo fleißig ſtudiert und wollte der Heiligen Schrift, wie man erzählt, ſo tief nachgrübeln, daß er in Verzweiflung fiel; da hat der böſe Geiſt das Seine auch dazu getan, ſo daß er ſich ſelbſt entleibte und erſtach und wenige Stunden darauf, jedoch in großer Reue, ſtarb. Er wurde zu Unter-Grumbach bei dem Kirchlein begraben.

Der Graf Chriſtoph von Werdenberg war zu unſeren Zeiten unter den Grafen und Herren unſeres Landes ein rechter Reformator und niemand hat ſich ihm, als einem alten, erfahrenen Grafen widerſetzen können. Alle neuen hoffärtigen Gebräuche der Jungen konnte er nicht leiden. Das zeigt ſich auch an der Geſchichte mit Graf Franz Wolf von Zollern. Der hatte eine Zeitlang die Sitte eingeführt, wenn Gäſte zu ihm kamen, den Adel und das Alter bei Tiſch mit den Schnittbroten auszurechnen und je nachdem, was einer war, ließ er ihm bei Tiſche viele oder wenige Schnittbrote vorlegen. Daraus entſtand ein großes Geſpött und mancher ſagte zum andern: „Wohlan, mach dich nur nicht mauſig! Kommſt du zu dem von Zollern, ſo wird man gleich an den Schnittbroten ſehen, was du für ein feiner Mann und wie

edel du bist". So ging es eine gute Zeitlang weiter; denn wer ihn besuchte, wollte ihm in seine Hausordnung nichts dreinreden. Da begab sich nun einmal, daß Graf Christoph von Werdenberg und Herr Gottfried Werner von Zimmern ihn besuchten; und zufällig kamen an demselben Tag noch Graf Rudolf von Sulz und sein Schwager, Herr Georg Truchseß von Waldburg, die wurden auch zu Hof geladen. Bei Tische war das Schnittbrotgepränge wieder im Schwang, dem einen legt er zwei, dem andern eins, dem dritten vier auf den Teller. Graf Christoph, der ein offener Mann war konnte nicht schweigen und sagte: „Sammer die Feiffel, mein Franz, was machst du für Unterschiede bei den Schnittbroten? Willst du den Adel mit den Schnittbroten ausmessen? Der ist edel, der sich am adeligsten hält." Graf Franz schämte sich nicht wenig, konnte ihm aber nicht widersprechen; doch sagte er, daß das aus keiner andern Ursache geschehe, als je nach dem einer älter sei als der andere (und wollte also das Alter verehren). Graf Christoph sagte: „So ist die Meinung! Dann mußt du aber jedem von uns noch einen ganzen Korb mit Schnittbroten vorsetzen." — Über diese Brotgeschichte wurde viel gelacht. Dieser Graf Christoph soll übrigens keinen seiner Verwandten mehr moniert haben, als diesen Grafen Franz Wolf von Zollern. Wie der ihm einmal schrieb und das Datum mit folgenden Worten setzte: „Datum Hohenzollern in der alten Kanzlei", da konnte sich Graf Christoph nicht enthalten, ihm zu sagen: „Die Feiffel, was treibst du mit deinen Kanzleien? Wieviel hast du denn? Lieber, bleib bei der Kanzlei, die ich bei deinem Vater und deinem Großvater gesehen habe!" Die größte Bosheit aber, die er ihm anrichtete, geschah zu Konstanz auf einem allgemeinen Tag allda. Nun hatte Graf Franz Wolf ein großes goldenes Siegel machen lassen, darüber ärgerten sich Graf Christoph und die andern. Graf Christoph richtete es so ein, daß man das Siegel besah und womöglich präparierte. Das besorgte Graf Wolf von Montfort, der hatte es in der „hinteren Schatzkammer" wohl lackiert. Wie nun ein paar Urkunden besiegelt werden sollten, da konnte es Graf Christoph

meisterlich so einrichten, daß jeder selbst siegeln sollte. „Sammer die Gott," sagte er, „was ist das für ein Ding? Muß jeder einen Schreiber haben, der ihm siegelt? Kann's nicht jeder selbst daraufdrücken?" Also siegelte jeder und Graf Franz auch. Er roch aber beizeiten die Apotheke und ärgerte sich so sehr, als alles zu lachen anfing, daß er das Siegel zum Fenster hinauswarf. Es fiel auf ein Dach und man hatte große Mühe, es wieder zu bekommen. Graf Franz erzürnte ob dieser Geschichte so sehr, daß er gern denjenigen, der ihm den Streich gespielt, erstochen hätte, hätte er nur gewußt, wer es war. Aber niemand wollte es ihm sagen, und der Spott blieb zum Schaden auf ihm sitzen. Wenige Jahre darauf starb er an der Wassersucht; Gott helfe ihm und uns allen!

Ich habe gefunden, daß man die Grafen von Zollern vor hundertundsechzig Jahren auch „Hohenzollern" schrieb und mich darüber nicht wenig gewundert; denn es gibt ja sonst kein zweites Zollern in deutschen oder welschen Landen, dessetwegen man das Wörtchen „hoh" hätte davorzusetzen brauchen, wie z. B. Hohenhöwen, Hohengeroldseck, Hohenneufen, Hohenurach und andere mehr. Man hat das Wörtchen eben auch andern Schlössern beigefügt, mehr des guten Klanges wegen und aus Hochmut, als der Unterscheidung halber. Jedenfalls hat das Schloß Zollern das Epitheton „Hohen" vor hundertundfünfzig Jahren gehabt. Ich habe eine alte Kopie eines Briefes gesehen, da schrieb Bischof Marquard von Konstanz an Graf Friedrich von Zollern mit den Worten: „Unsern freundlichen Dienst vor (und nicht zuvor), Edler, wohlgeborener Herr, sonders lieber Freund" und in der Adresse hieß es: „Dem edlen, wohlgeborenen Herrn, unserm besonders lieben Freund, Graf Friedrich, Graf zu Hohen-Zollern".

Als der römische König Maximilian von seinen Untertanen in Flandern gefangen gehalten wurde, zog ihm Kaiser Friedrich mit Unterstützung der Reichsstände zu Hilfe und befreite ihn. Bevor aber noch dieser Kriegszug

stattfand, hatte Herzog Sigmund von Österreich Unterhandlungen gepflogen wegen einer Vermählung von Kaiser Friedrichs Tochter Kunigunde mit dem Herzog Albrecht von Bayern. Man hatte zunächst die Sache ruhen lassen, wegen der vielen Geschäfte und Unruhen im Reiche; schließlich wurde aber Herzog Sigmund doch durch die dringenden Bitten Herzog Albrechts bewogen, Herrn Johannes Werner von Zimmern, seinen Rat, Kämmerer und Marschall zu Kaiser Friedrich in die Niederlande zu schicken, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der Kaiser hörte Herrn Johannes Werner ganz gnädig an und entließ ihn mit dem Bescheid, was Herzog Sigmund für gut finde, das wolle Se. Majestät auch billigen und bestätigen. Als er nun diese Antwort bekommen, reiste er eilends aus den Niederlanden zu Herzog Sigmund und erstattete ihm Bericht. Der nahm die Botschaft freudig auf, schrieb sogleich an Herzog Albrecht und vereinbarte mit ihm den Hochzeitstag. Die Hochzeit wurde bald darauf zu Innsbruck gefeiert. Wenige Tage aber nach dem Beilager kam eine eilige Botschaft vom Kaiser mit mündlichem und schriftlichem Befehl an Herzog Sigmund, die Heirat solle aufgeschoben werden, bis Se. Majestät zurückkomme; denn Se. Majestät wolle in eigener Person und sonst durch niemanden sich entschließen. Diesem Befehl konnte man nun freilich nicht mehr nachkommen, weil eben, wie gesagt, das Beilager schon vollzogen war. Diese Geschichte mißfiel Se. Majestät nicht wenig und hat es den beiden Fürsten, samt all ihren Dienern und Räten nachgetragen. In dieser Ungnade waren unter andern Graf Heinrich von Fürstenberg, tirolischer Kanzler, Graf Gaudenz von Mötsch, Graf Johann von Montax, Graf Jörg von Werdenberg zu Salgans, Graf Oswald von Dierstein, Graf Ulrich von Montfort und noch mehr Grafen und Herrn. Besonders aber fiel die Sache Herrn Johannes Werner von Zimmern zur Last, weil Se. Majestät durch Graf Haug von Werdenberg, der mit Se. Majestät als Kämmerer und Vorschneider in die Niederlande gezogen war, belehrt wurde, daß die Heirat durch seine Praktiken Se. Majestät zu Spott und Trotz bei Herzog Sig-

mund durchgesetzt worden sei. Das war der erste Grund, warum Johannes Werner bei dem Kaiser mißliebig wurde.

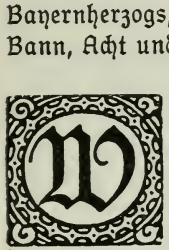
Der zweite Grund kam daher: Als Herzog Friedrich von Österreich, Herzog Sigmunds Vater, anno domini 1439 gestorben war, da führte Kaiser Friedrich den minderjährigen Herzog Sigmund mit einem ziemlichen Vermögen als Vormund nach Wien. Etliche Zeit darauf, als Herzog Sigmund erwachsen war und seine Fürstentümer, besonders Tirol, dann aber auch die Besitzungen in Schwaben, im Elsaß, im Breisgau und Sundgau selbst zu verwalten begehrte, da schlug ihm Kaiser Friedrich das oft ab; denn er wollte einen Geistlichen aus ihm machen, etwa einen Bischof von Wien. Durch die Landschaft Tirol aber und die andern Erbländer Herzog Sigmunds wurde das verhindert; denn sie verlangten energisch ihren Herrn vom Kaiser. Und wie es ihnen zu lange dauerte, empörten sie sich und wollten ihren Herrn mit Gewalt aus Österreich holen; Kaiser Friedrich, der auch noch einen Aufstand in Niederösterreich befürchtete, mußte ihn also eiligst nach Tirol schicken. Als der Herzog älter wurde, ärgerte er sich immer mehr über diese Geschichten und auch später kamen noch allerhand Zwistigkeiten dazu, wodurch die alte Abneigung des Herzogs gegen den Kaiser immer wieder geweckt wurde. Und weil nun Kaiser Friedrich ihm auch immer seine Abneigung merken ließ, so knüpfte er mit Herzog Albrecht und Herzog Georg von Bayern Unterhandlungen an und verkaufte ihnen die Grafschaft Pfirdt für 52000 Gulden. Und wieder wurde dem Kaiser Herr Johannes Werner von Zimmern, sein Marschall und Kämmerer als derjenige bezeichnet, der Se. Majestät zu Leid und dem Haus Österreich zum Nachteil zu dem Kauf geraten habe.

Während dieser Verhandlungen wurde soviel praktiziert und intrigiert, daß Herzog Sigmunds Erbländer den römischen König Maximilian als Herrn anerkannten und Herzog Sigmund selbst unter dem Vorwand, er sei zur Regierung unfähig, entsetzt und dem König ausgeliefert wurde; der sollte ihm eine gebührende Pension zu seiner Hofhaltung aussetzen.

Herzog Albrecht von Bayern wurde von den kaiserlichen und königlichen Majestäten beauftragt, die Beschlüsse Herzog Sigmund zu übermitteln und ihn zu bewegen, gutwillig die Regierung niederzulegen; darauf sollte er, Herzog Albrecht, das Etschgebiet im Namen des Kaisers einnehmen und vereidigen. Er zog ohne Kriegsvolk, nur mit seinem gewöhnlichen Hofgesind nach Schwaz und ließ Herrn Johannes Werner von Zimmern, sowie Graf Jörg von Werdenberg zu Salgans auch dorthin bestellen. Er unterrichtete sie von seinem Auftrag, zeigte ihnen die Instruktionen des Kaisers und Königs mit dem Befehl, das alles Herzog Sigmund auf die beste und glimpflichste Manier beizubringen. Und obwohl beide Herren über diese so schnell gegen ihren Herrn eingefädelten Intrigen sehr erschraken, so mußten sie doch ihren Auftrag ausführen und reichten einen schriftlichen Bericht ein. Da befahl ihnen Herzog Sigmund im Zorn bei Strafe der Enthauptung, sie sollten Herzog Albrecht melden, er möge sich binnen zwei Stunden aus dem Lande packen, oder er möge gewärtigen, gefangen genommen und mit allen seinen Dienern nach Innsbruck geführt zu werden. Die beiden suchten diesen Auftrag mit untertänigen Bitten abzuwenden und stellten dem Herzog vor, welche Unannehmlichkeiten ihm selbst und auch ihnen daraus erwachsen würden. Und wie das alles bei Herzog Sigmund nicht verfing, mußten sie eben, ihrer Eidespflicht eingedenk, an die sie der Herzog ernstlich erinnerte, die Botschaft ausrichten. Herzog Albrecht verdroß die Nachricht nicht wenig; ja, er meinte, das alles sei nur auf Anstiften der beiden Herren zurückzuführen und berichtete dementsprechend an die kaiserlichen und königlichen Majestäten, schmückte die Geschichte auch noch so aus, als habe namentlich Herr Johannes Werner ihn, Herzog Albrecht, mit gespannter Armbrust und Schmähworten auf offener Straße nach seinem Willen traktiert. Also fiel Herr Johannes Werner zum drittenmal in Ungnade bei dem Kaiser.

Es kamen noch alle möglichen andern Geschichten dazu, die dem Kaiser von seinen Neidern und Mißgönnern, besonders

von Graf Haug von Werdenberg und einem Ritter Dietrich von Harras zugetragen wurden. Dadurch wurde er so erzürnt, daß er, als Herzog Sigmund abgesetzt war, Herrn Johannes Werner, Graf Georg von Salgans, Graf Gaudens von Mötsch, Graf Oswald von Tierstein, einen Edelmann von Wehingen samt einem Sekretär (der dann auf Se. Majestät Befehl lange zu Überlingen im Gefängnis gehalten wurde), des crimen laesae Majestatis, begangen bei der Heirat des Bayernherzogs, schuldig sprach und auf einem Tag zu Meran Bann, Acht und Aberacht über sie verhängte mit den Worten:



ir Friedrich von Gottes Gnaden, römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, zu Ungarn, Dalmatien, Croatien König, Herzog zu Österreich, zu Steyer, zu Kärnten und zu Krain, Graf zu Tirol usw. entbieten allen und jeglichen Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Vitztumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räten, Bürgern und Gemeinden und sonst allen andern und des heiligen Reichs und unserer erblichen Fürstentümer und Lande, in was Würden, Statt oder Wesen sie sein mögen, die mit diesem unserm kaiserlichen Brief oder glaubwürdiger Abschrift angegangen werden, unsere Gnade und alles Guts. Ehrwürdige, hochgeborne, wohlgeborne, edle, ehrsame, liebe Neffen, Oheime, Kurfürsten, Fürsten, Andächtige und Getreue! Wir zweifeln nicht, Euch allen sei unverborgen, wie Georg von Salgans, Vogt, Gaudenz von Mötsch zu Kirchberg, Oswald zu Tierstein, Heinrich der jüngere von Fürstenberg, Hans Werner von Zimmern, Hans von Wehingen, Godhart Hartlieb, Christen Winkler, Jakob Streit, Paul Marquard, Thomas Pipperlin, Anna Spießin, und ihre Anhänger und Helfer uns mit erdichteten unwahrhaftigen Worten, deren wir uns nie bedient, bei Herzog Sigmund von Österreich verdächtigten, wir wollten ihn des Regiments entsetzen, ja ihn mit Gift vom

Leben zum Tode bringen; und wie sie ihn damit dazu brachten, unveräußerliche Länder und Fürstentümer unserem Haus Österreich zu entfremden und zu veräußern; wie sie den hochgeborenen Albrecht, Herzog zu Sachsen, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen auf offener Straße mit Armbrusten und anderen Waffen bedrohten und beschimpften; alles wider den Eid und die Pflicht, mit der sie uns als dem römischen Kaiser und dem heiligen Reich verbunden sind. Womit sie unser Leib, Seele, Ehre und Gut angetastet, unsere kaiserliche Majestät beleidigt; also daß sie ob dieser offenbaren Taten, die keines Nachweises bedürfen, das crimen laesae majestatis, wie man es auf Lateinisch nennt, an uns begangen haben und uns deshalb mit Leib und Gut verfallen sind. Und gebieten darauf euch allen und jedem noch besonders kraft unserer kaiserlichen Machtvollkommenheit, bei den Pflichten, mit denen ihr uns und dem heiligen Reich verbunden seid, bei Vermeidung unser und des Reiches schwerer Ungnade und Strafe, ernstlich und wollen, daß ihr die besagten Täter, ihre Helfer und Anhänger, nicht mehr in unsern und euern Schlössern, Städten, Märkten, Dörfern und Gebieten leben, hausen, wohnen, ernähren, tränken, mahlen, backen lassen, und keinerlei heimlichen Vorschub noch Hilfe und Beistand leisten, und auch den eurigen nicht Solches zu tun erlauben sollt. Sondern daß ihr sie, wo ihr Leib und Gut von ihnen treffen mögt, in Meer und Land angreifet, fangt und zu unseren und des heiligen Reichs Händen zur Verfügung gefangen haltet; sie durch unsere Verordneten mit peinlicher Marter fragen und in ernstlichem strengen Gericht bestrafen laßt. Und handelt darin nicht anders, damit wir merken können, daß ihr als unsere und des heiligen Reichs Glieder und getreue Untertanen die uns widerfahrene Kränkung mißbilligt, wie ihr zu tun schuldig seid. Was ihr also durch euch selbst oder durch eure Diener mit derselben Täter, ihrer Helfer und Anhänger Leib und Gut vornehmet, damit sollt ihr weder uns noch dem heiligen Reich noch sonst jemand Rechenschaft geben. Wer

sich aber hierin ungehorsam erzeigt, der soll behandelt werden, wie die Täter. Darnach möge sich ein jeder richten! Gegeben zu Insbruck, mit unserem anhängenden kaiserlichen Insiegel besiegelt, am achten Tag des Monats Januarii nach Christi Geburt 1488, im Jahre 48 unserer römischen Regierung, im Jahre der Regierung des Reichs 36 und im Jahre des Königsreichs Ungarn 29.

Man hat keinerlei ordentliches Gericht gehalten, sondern all die, die in der Deklaration erwähnt sind, kurzweg, ohne ihnen Zeit zur Verteidigung zu geben, oder den eigentlichen Beweis zu führen, gegen das ganze geschriebene Recht und alle Reichstagsbeschlüsse verdammt und verurteilt. Und wenn nun auch Herr Johannes Werner mit den obengenannten Grafen wirklich der Verbrechen, deren man sie anklagte, überwiesen gewesen wäre, so hätte man sie doch wenigstens in gleichem Maß strafen sollen. Das ist aber nicht geschehen, denn die Grafen kamen durch die Deklaration nur vorübergehend in Ungnade; es hat ihnen auch niemand ihre Grafschaften angegriffen, und sie sind nach kurzer Zeit wieder in Gnaden aufgenommen worden. Über Herrn Johannes Werner allein ist die Exekution verhängt worden, wie der neidische Anschlag der Denunzianten es von Anfang beabsichtigte.

Wiewohl Herzog Sigmund von Österreich ein frommer Fürst war, so hat er doch meines Bedünkens nicht viel zeitliches Glück erlebt und abgesehen davon, daß er keine Leibeserben hinterließ, schließlich in Trübsal und Verlassenheit geendet. Sein Schicksal ist oben kurz dargestellt worden, wie er pensioniert wurde, und keinen Diener außer denen, die ihm zugebilligt wurden, halten durfte. Ich glaube aber, daß ihm dieses Elend nicht aus eigenem Verschulden begegnete, sondern daß er für seines Herrn Vaters, Herzog Friedrichs seltsame, ungetreue und wunderbarliche Händel büßen

mußte. Das will ich in Kürze auseinandersetzen und dem Urteil des verständigen Lesers anheimstellen: Zu Herzog Friedrichs Zeiten sind die alten und edlen Freiherren von Kaltern und Rotenburg, die an der Etsch und am Inn saßen, ausgestorben. Herr Konrad Freiherr von Kaltern vermählte sich nämlich mit Fräulein Barbara Gräfin von Heiligenberg, des letzten Grafen Albrecht und der Frau Ursula Gräfin von Schaumburg Tochter. Von dieser Gräfin bekam der Freiherr von Kaltern nur einen einzigen Sohn, der auch Konrad hieß und eine Tochter, die Barbara genannt wurde; vielleicht hätte ihnen der Allmächtige noch mehr Kinder geschenkt, wenn sie länger gelebt hätten. Aber es war den beiden, Vater und Sohn samt der Gräfin leider bestimmt, daß sie damals zugrunde gingen. Damit fielen beide Herrschaften Kaltern und Rotenburg an Herzog Friedrich, den Landesfürsten. Der vergaß nicht, sie samt der ganzen Hinterlassenschaft und allen Gütern in Besitz zu nehmen. Dem jungen Herrn Konrad, der nur wenige Tage länger lebte als sein Herr Vater, wurde ein Epitaph in vier Reimen gesetzt, die den Anstifter dieser mörderischen und unredlichen Tat billigerweise hätten erschrecken sollen:

„Wär ich arm gewesen und verdorben,
Vielleicht wär ich noch nicht gestorben,
Aber einen Reichen mußt ich reicher machen,
Dess' mag ich und mein' Freundschaft nicht gelachen."

Eben das Gift, das Vater, Mutter und Sohn und also das ganze ehrliche alte Geschlecht umbrachte, hatte auch das kleine Fräulein Bärbelin angegriffen und in seine Gewalt gebracht; aber der gütige Gott erhielt das Kind wunderbarlich, das ihm das Gift nicht am Leben schaden konnte, doch kam es nur kümmerlich davon. Ein alter reißiger Knecht erbarmte sich seiner und nahm es in der Stille zu sich; er verkleidete es und trug das Fräulein, wie die Bettler und Landfahrer pflegen, in einem Tragkorb heimlich ins Schwabenland. Hier übergab er es etlichen von der Freundschaft, die an dem Geschehenen wenig Gefallen fanden, aber sich ruhig gedulden mußten. Hier

wurde das Fräulein, bis es erwachsen und mannbar war, erzogen und dann mit dem Ritter Herrn Baron von Rechberg vermählt. Der Mord wurde Herzog Friedrich zur Last gelegt, als sei er auf sein Anstiften geschehen. Aber Gott weiß dieses und auch anderes; ihm sei Ehre und Preis!

erlei schändliche Dinge kamen aber nicht nur Grafen, Herren und Leuten niederen Standes gegenüber vor, sondern auch viel höheren Personen. Auch dafür will ich ein Stück, das nicht nur seltsam und ungewöhnlich genug ist, sondern auch durch die Frechheit, mit der es ausgeführt wurde, berüchtigt ward, hier anführen. Anno 1415 reiste Kaiser Sigismund aus dem Foro Julio wieder nach Deutschland und kam unterwegs nach Innsbruck zu Herzog Friedrich. Der simulierte nun eine außerordentliche Freude, die er ob des Kaisers Ankunft empfände und veranstaltete ihm und dem ganzen Hof große Bankette, aber alles mit trügerischem und falschem Herzen. Und um den frommen Kaiser, der doch in Freundschaft und gutem Vertrauen zu ihm gekommen war, in Spott und Schande zu bringen, veranstaltete er eines Abends einen prächtigen Ball, zu dem nicht nur die Herzogin, seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Braunschweig mit ihren Frauen, sondern auch sonst viele Frauen und Jungfrauen vom Adel und aus der Innsbrucker Bürgerschaft geladen waren. Dieweil aber der Kaiser und der Herzog einander an Gestalt, Größe und Barttracht ganz ähnlich sahen, so ließ der Herzog an demselben Abend eine schöne Jungfrau, die Tochter eines Bürgers von Innsbruck, bei dem Geräusch und Durcheinander beiseite an einen heimlichen finsteren Ort führen. Hier tat ihr der Herzog im Finstern und in aller Eile Gewalt an und ließ sie alsdann durch seine Diener wieder zum Tanz führen; er selbst kam auch heimlich wieder in den Saal. Er tat zunächst, als ob er von nichts wüßte; auch hatte er so lange gewartet, bis er den Kaiser mit etlichen seiner Diener in seine Gemächer hatte gehen sehen. Wie aber die

gute Jungfrau der ihr zugefügten Schmach und Gewalttat halber sich übel gehub und allerorts sich darüber beklagte, da gab der Herzog jedem zu verstehen, der Kaiser habe es getan, was auch dem Schein nach wahr sein konnte; so gut hatte der Herzog den Anschlag mit seinen Vertrauten abgekartet. Er konnte es auch seiner Gemahlin, die ob der Tat sehr erzürnt war, so gut einreden, daß sie den Kaiser mit allerlei Spitzreden deshalb zur Rede stellte; ebenso taten die ungarischen Räte und Landstände, die in seinem Gefolge waren und denen die Geschichte auch wenig gefiel. Schließlich redete jeder von dem Kaiser übel, und es hätte fast einen Auflauf gegeben, so sehr er auch seine Unschuld beteuerte. Aber der Allmächtige gab dem Kaiser, dem diese schändliche Beschuldigung wehe tat, die Gnade, daß er Mittel und Wege fand, sich von der Anklage gründlich zu reinigen. Denn weil er sich nicht länger aufhalten wollte, so ließ er gleich andern Tags die genotzüchtigte Jungfrau vor sich kommen und fragte sie in Gegenwart des ganzen Hofes und aller seiner Räte, ob sie ihn für denjenigen hielte, der ihr diese Schmach zugefügt; sie möge nur frei und ganz unbesorgt herausreden. Die Jungfrau schämte sich sehr und konnte ihre Augen nicht erheben, jedoch auf Befehl und wiederholtes Ermahnen der Herzogin sagte sie schließlich: „Allergnädigster Herr, die Gestalt und der Bart Eurer Majestät passen auf den Täter, jedoch die Stimme und die Rede nicht; deshalb kann ich Euer Majestät dieser Tat nicht zeihen." Und weil sie ihren Herrn, Herzog Friedrich, der auch anwesend war, nicht öffentlich anklagen und beschuldigen durfte, so sah sie ihn doch mit so grimmigen Augen an, daß die Herzogin und alle, die dabei waren, wohl merken konnten, wer das getan hätte. Als Herzog Friedrich, dem das Examen von vornherein sehr ungelegen gekommen war, der es aber seinem kaiserlichen Herrn nicht hatte abschlagen können, die Wendung, die die Sache nahm, merkte, wurde er ganz konfus und verwirrt, daß er sich durch sein verlegenes Schweigen und durch seine Gebärden selbst schuldig sprach, wie man denn gemeinhin spricht, daß dem Schuldigen das Mäntele

schlottert. Aber wer sollte ihn öffentlich anklagen und deshalb strafen? Es blieb also dabei; doch hat ihm vielleicht seine Gemahlin hernach den Hundshaber ausgedroschen, wenn sie nicht solche Taten von ihm gewohnt war. Der Kaiser aber schied in großem Unmut, zu dem er auch allen Grund hatte, von Innsbruck. Vor seiner Abreise schickte er aber der genotzüchtigten Jungfrau aus kaiserlicher Gnade vierhundert ungarische Dukaten als Geschenk, wofür er von jedermann hoch geehrt und gelobt wurde. Des Herzogs aber ward übel gedacht. Also reiste der Kaiser davon. Seit der Zeit war der Herzog bei ihm in Ungnade und er vergalt ihm auch die angetane Schmach. Als nämlich auf dem Konzil zu Konstanz drei Päpste abgesetzt und der vierte, Martinus de Columna, zum Papst erwählt wurde, da reute es den Baldassare de Cossa, der einer von den dreien gewesen war, sich dem Konzil unterworfen zu haben; er meinte, er hätte übel daran getan, sich aus Italien nach Deutschland locken zu lassen. Und wie nun dieser Papst Johannes XXIII. von der Wahl Martins hörte, floh er aus Konstanz, wobei ihm Herzog Friedrich behilflich war. Kaiser Sigismund nahm die Gelegenheit wahr, sich wieder an ihm zu rächen und verbündete sich mit den Eidgenossen, außerdem verhängte er die Acht über ihn. Die Schweizer nahmen dem Herzog den Aargau, auch sonst vielerlei Land und Leute, wie es die alten Historien erzählen. Also ward der Untreue zuletzt doch vergolten, und es ist wohl möglich, daß Herzog Friedrichs Sohn auch noch dafür leiden mußte, obwohl er für seine Person ein frommer, gottesfürchtiger Fürst war. Gott verzeihe ihnen allen!

Während nun an der Etsch allerlei praktiziert wurde, saß Herr Johannes Werner zu Meßkirch bei seiner Gemahlin und seinen Kindern; und um den unsicheren Zeiten und der Unruhe nicht mehr ausgesetzt zu sein, übertrug er beide Herrschaften, Meßkirch und Oberndorf seinen vier Söhnen, Herrn Veit Werner, Johan-

nes Werner, Gottfried Werner und Wilhelm Werner und den Töchtern Katharina, Anna, Margaretha und Barbara zu Rotweil vor dem kaiserlichen Hofgericht. Das geschah anno domini 1487 am Zinstag vor nativitatis Mariae. Weil aber die Söhne und Töchter noch minderjährig waren, so bestellte er ihnen zum Vormund Herrn Gottfried Freiherrn von Zimmern, seines Herrn Vaters Bruder. Auf dessen Namen ließ er alle Untertanen vereidigen. Doch behielt er für sich die geistlichen nud weltlichen Lehenschaften, Kastvogteien und das Vogtrecht zu Sigmaringen und Mengen, ferner den Zehnten zu Meningen und Leutishoven, Forst, Wildbann, Jagd, Zoll, Weglohn, Geleit und Holzertrag und alle obrigkeitlichen Rechte, ferner das Fischrecht in Donau und Neckar, unbeschadet der besonderen Verschreibungen seiner Gemahlin.

Kurz vor diesem Vertrag war ein Reichstag zu Eßlingen, auf dem der schwäbische Bund gegründet wurde; dazu hatte Herr Werner auch eine Botschaft geschickt. Damals wurde von den Werdenbergern soviel intrigiert, daß Herr Johannes Werner vom Bund ausgeschlossen und nicht aufgenommen wurde. Das alles ereignete sich noch bevor die Deklaration erlassen war. Erst nachdem Herr Johannes Werner seine beiden Herrschaften seinen Kindern abgetreten hatte, kamen die Intrigen im Etschland zum Vorschein und die Deklaration wurde veröffentlicht. Von all dem wurde Herr Johannes Werner durch Eilboten von vertrauten Freunden benachrichtigt; er sorgte sich deshalb nicht wenig, denn er wußte wohl, wie die von Werdenberg gegen ihn gesinnt seien und wie sie darnach streben würden, ihn um Ehre, Leben und Gut zu bringen. Darum eröffnete er nur wenigen Leuten seine Pläne und begab sich des Nachts von Meßkirch nach Wildenstein, um es mit seinen getreuen Mannschaften zu besetzen und zu verproviantieren; seiner Gemahlin aber befahl er, Urkunden, Silbergeschirr, Harnische, den besten Hausrat und was sonst Wertvolles da war, zu flüchten und in Fässer und Truhen zu verstecken. Ein paar Tage darauf schickte er etliche leere Wagen nach Meßkirch; man lud die Truhen und Fässer im Schloß-

garten auf und führte sie in der Nacht, ohne daß jemand etwas merkte, nach Wildenstein. Graf Haug von Werdenberg kam bald vom kaiserlichen Hof in Sigmaringen an, der brachte ein kaiserliches Mandat an die Meßkircher mit, in dem ihm unumschränkte Vollmacht gegen den von Zimmern zugesprochen wurde.

Die Grafen von Werdenberg bestimmten der Stadt Meßkirch einen Tag, an dem sie ihre Huldigung und Gelübde entgegennehmen wollten. Auf diese Nachricht hin hielten der Stadtamtmann, der Bürgermeister, der Rat samt dreißig von der Bürgerschaft eine Versammlung ab, um in diesen ganz unerwarteten Dingen einen Beschluß zu fassen. Schließlich schickten sie den Meister Bernhard Alberthan und den Pfarrer und Kaplan Herrn Hans Zimmerer, des alten Herrn Gottfried natürlichen Sohn, mitsamt den Mandaten und Briefen nach Wildenstein, die sollten um Hilfe, Beistand und Rat bei ihrem Herrn nachsuchen. Der ließ sie vor, hörte sie an und sagte, sie sollten sich halten, so lange sie könnten, und die Sache so viel wie möglich hinausziehen. Diese Antwort genügte den Meßkirchern nicht und sie schickten also den Vogt Niklas Ulen mit etlichen vom Rat und von der Gemeinde nach Wildenstein, die sollten ausrichten: Weil sie mit Büchsen, Pulver, Kriegsleuten und anderem was zur Verteidigung nötig sei nicht genügend versehen seien und weil auch die Landschaft, auf die sie sich sonst hätten stützen können, bereits von ihnen abgeschnitten worden, so könnten sie nicht einsehen, was mit einem hartnäckigen Widerstand zu gewinnen wäre; ihr Ungehorsam könne höchstens den jungen Herren und Fräulein zur Beraubung und Verstoßung von dem ihrigen gereichen und ihnen selbst zur Zerstörung ihrer Stadt. Deshalb bäten sie ihn als ihren gnädigen Herrn, wofern er keine andere Hilfe wüßte, in Ansehung des großen Schadens, der ihnen, seiner Gemahlin und seinen Kindern aus ihrem Ungehorsam erwächsen müsse, zu erlauben, daß sie dem Mandat Sr. kaiserlichen Majestät Ge-

horsam leisten, damit er, wenn Meßkirch über kurz oder lang wieder sein würde, doch eine unversehrte, unzerstörte Stadt wieder habe; denn so sei es doch besser, als wenn ein zerstörtes, ausgeflogenes Nest daraus würde. Als nun die Gesandten ihre Meinung vorgebracht hatten, erwiderte Herr Johannes Werner, es sei ihm zwar von auswärtigen Fürsten Hilfe zugesagt worden, aber die seien zu weit entfernt, als daß er sich auf sie verlassen könne; sie möchten also Vogt und Amtmann nach Sigmaringen schicken, zuvor aber um sicheres Geleit anhalten, und mündlich mit Graf Haug verhandeln, ob die Sache nicht verschoben werden könne; wenn aber nicht, so sei er damit einverstanden, daß sie dem kaiserlichen Mandat gehorchten, unter der Bedingung, daß seine Gemahlin und seine Kinder, denen ja, wie sie wüßten, eigentlich die Herrschaft gehörte, in ihrem Wohnsitz gelassen würden. Damit entließ er sie. Die Meßkircher schickten nun eine Deputation zu dem Grafen von Werdenberg und baten um Aufschub; weil ihnen aber diese Bitte gänzlich abgeschlagen wurde, so suchten sie darum nach, daß Frau Margarethe, Herrn Johannes Werners Gemahlin mit den Ihrigen unverletzt, auch die Stadt von fremdem Kriegsvolk verschont bleiben sollte. Das haben ihnen Graf Georg und Graf Haug zugesagt und bewilligt.

Wie nun Herr Gottfried Freiherr von Zimmern von dem Vorgehen der Grafen von Werdenberg erfuhr, begab er sich zu ihnen und erhob Protest dagegen, daß die Dörfer und die Landschaft besetzt wurden. Er legte ihnen dar, wie die Deklaration sich nur auf Herrn Johannes Werner erstrecke und daß man, wenn jener auch gefehlt, doch das Gut seiner Mündel, das ihnen lange vor Erlaß der Deklaration übertragen worden war, nicht antasten dürfe. Graf Haug entgegnete ihm mit freundlichen Worten, wie sehr ihm selbst seines Herrn Vetters Unglück leid sei und wie er alle seine Unternehmungen nicht aus eigenem Antrieb oder zu eigenem Nutzen, sondern auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl ins Werk gesetzt habe; daß zu befürchten sei, wenn er sich nicht der Sache annehme, mäch-

tigere, gewalttätigere Hände kommen möchten, die auf ewige Zeiten verhindern könnten, daß die Herrschaften wieder an Zimmern kämen. Er wolle aber, als Hauptmann des schwäbischen Bundes, ihn und seine Mündel zu größerem Schutz in den Bund aufnehmen und die jungen Herrlein und Fräulein zu Meßkirch im Schloß ruhig wohnen lassen. Außerdem riet er ihm ganz freundlich, als ob er es ganz aufrichtig mit ihm meine, er möge sich den kaiserlichen Geboten und Mandaten nur nicht freventlich widersetzen, damit nichts Schlimmeres daraus erwachse; wenn die jungen Herren erwachsen seien, würde er ihnen so wie so alle ihre Güter ohne irgendwelche Entschädigung zurückgeben. Derlei freundliche Worte und Versprechungen hat Graf Haug Herrn Gottfried vorgetragen.

Nach diesen gütlichen Auseinandersetzungen versah sich Herr Gottfried keiner Untreue mehr vonseiten der Grafen von Werdenberg und also wurde die Stadt Meßkirch und die Landschaft den kaiserlichen Befehlen gemäß übergeben. Als Herr Haug nach Meßkirch kam, um die Huldigung entgegenzunehmen, begab sich Frau Margarethe mit den Herrlein und Fräulein zu ihm aufs Rathaus und bat ihn, er wolle sie und seine Kinder als freundlicher Vetter beschützen. Da versicherte er sie seiner treuen Dienste und tröstete sie, es werde wohl noch alles gut werden. Und kurze Zeit darauf nahm er Herrn Gottfried von Zimmern zu Konstanz samt seinen Pflegesöhnen mit Leib und Gut in den schwäbischen Bund auf. Herr Johannes Werner aber begab sich zu Herzog Albrecht von Bayern nach München, dem klagte er sein Leid und bat um Rat und Hilfe. Der nahm ihn gnädig auf und setzte ihm eine Summe zum Unterhalt an seinem Hofe aus mit dem gnädigen Anerbieten, ihn ungeachtet der sogenannten Deklaration und gegen die von Werdenberg in seinem Recht zu schützen und zu beschirmen.

Graf Haug von Werdenberg verfügte sich nun unverzüglich an den kaiserlichen Hof und weil der Kaiser ihm noch achttausend Gulden für Auslagen und Reisespesen schuldig war, so bot er ihm an und drang lebhaft in ihn, ihm dafür die konfis-

zierten Zimmernschen Güter zu überlassen, was der Kaiser auch tat. Sobald er die Urkunden darüber in Händen hatte, begab er sich mit einer Anzahl Reiter nach Meßkirch und forderte für sich und seine Brüder die Erbhuldigung; drohte ihnen dabei, im Falle sie sich weigerten, mit harten und schweren Strafen. Und wiewohl nun etliche Graf Haug sich widersetzen wollten, so brachte ihnen das doch keine Hilfe; sie mußten sich ergeben und in wenigen Tagen die Erbhuldigung über sich ergehen lassen. An demselben Tag aber, an dem Graf Haug die Stadt erblich einnahm, stürzte ein großer Teil der Ringmauer vom Spital an bis fast zum Schloß zusammen, was ihm billig ein schlechtes Omen seiner ungerechten Handlungen hätte sein können. Er begab sich zu Frau Margarethen ins Schloß und meldete ihr, wie der Kaiser und König ihm seiner getreuen Dienste halber die Herrschaft Meßkirch erblich verliehen habe; sie möge ihm also mit ihren Kindern (deren acht unerwachsene Herrn und Fräulein dabeistanden) das Schloß abtreten und räumen. Er würde ihr dafür gern eine Wohnung in Sigmaringen anweisen oder sie solle in das untere Haus in der Stadt ziehen, das damals Herrn Gottfried von Zimmern gehörte. Als Frau Margarethe das hörte, bekümmerte sie sich so, daß sie ihn mit Tränen an ihr und ihrer Kinder Schicksal erinnerte, und so in Verlegenheit setzte, daß er sie verließ und wieder hinunter in die Stadt ging. Nun hatte sie aber durch ihre Kundschafter erfahren, daß er am Abend wieder kommen wolle; deshalb ließ sie alle Türen und Stegen in der Frauenwohnung versperren und verriegeln in der Erwartung, Graf Haug werde ihr gegenüber, als einer Edelfrau, keine Gewalt anzuwenden wagen. Es half ihr aber nichts, denn gleich nach dem Nachtessen kam Graf Haug mit vielem Gesinde wieder und als er die Türen versperrt fand, ließ er sie aufbrechen. Dann ging er mit dem Gesinde und mit den Waffen in der Hand wieder zu ihr hinauf und forderte sie auf, das Schloß zu räumen. Sie bat so sehr, daß es jeden Menschen hätte rühren sollen; nichtsdestoweniger befahl der Graf, das Bettzeug, die Truhen und was an Hausrat sonst noch da war, durch die

Läden und Fenster über die Mauer in den Schloßgarten hinauszuwerfen, und fragte sie dann, was sie jetzt tun, ob sie vielleicht auf der Erde schlafen wolle? Sie könne hier nicht über Nacht bleiben und wenn sie nicht gütlich weiche, sähe er sich gezwungen, sie auf dem Sessel durch seine Diener hinaustragen zu lassen. Und obwohl sie ihn nochmals unter Tränen bat und obwohl das klägliche Geschrei der Kinder ihn hätte rühren sollen, nahm er sie doch am Arm und führte sie wider ihren Willen mit Gewalt die Stiege hinunter. Ein blödsinniger, armer Mann aber, namens Junghans, der von dem alten Herrn Werner aus Barmherzigkeit im Schloß erzogen worden war, grämte sich über diese Gewalttat so sehr, daß er eine Axt nahm und dabei auf Graf Haug eindrang mit den Worten: „Du Bösewicht, willst mir meine liebe Mutter mit Gewalt wegführen, du mußt sterben." Aber Frau Margarethe hinderte ihn und rettete damals dem Grafen das Leben, was er doch um sie und ihre Kinder nicht verdient hatte. Auf solche Weise ist die redliche Gräfin wider alle Verträge und Vereinbarungen durch Lug und Trug derer von Werdenberg vertrieben worden.

Wiewohl nun Graf Haug die Stadt Meßkirch zur Erbhuldigung gezwungen hatte, so durfte er doch den Bürgern nicht recht trauen; er befürchtete einen Auflauf und ließ deshalb Frau Margarethe nicht durch die Stadt, sondern durch den Schloßgarten am Graben herum zum untern Tor in Herrn Gottfrieds Haus führen, wo sie ungefähr ein halbes Jahr mit den jungen Herren und Fräulein blieb. Sie hat während der Zeit viel Kummer erlitten, bis sie zuletzt von Graf Haug ganz aus Meßkirch vertrieben wurde.

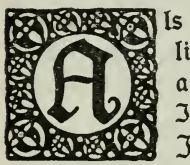
Graf Haug von Werdenberg hat die Meßkircher scharf regiert und gar nicht leiden wollen, daß sie ihrer vorigen Herrschaft auch nur gedächten. Nun waren aber die meisten Bürger über die große Untreue, die Graf Haug ihren jungen Herren, seinen eigenen Versprechungen und Verträgen zum Trotz,

bewiesen hatte, sehr wenig zufrieden; und so kam's, daß manche sich wenigstens in ihren Reden als gut Zimmerisch bewährten. Als der Graf davon erfuhr, ließ er drei von diesen, nämlich Peter Büchsenmeister und seinen Bruder Ludwig Messerschmied sowie Konrad Küßlingen verhaften, nach Sigmaringen führen und dort lange hart gefangen halten und das alles nur, weil sie über ihre früheren Herren Gutes geredet und sie wieder zurückgewünscht hatten. Schließlich bewog aber Graf Georg seinen Bruder, sie wieder freizulassen, weil sie ja sonst nichts verschuldet hatten außer der Anhänglichkeit an ihre angestammten Herren.

Als nun Herr Johannes Werner eine Zeitlang zu München gewesen war, wandte er sich verschiedentlich mit Suppliken an die kaiserlichen und königlichen Majestäten, konnte aber nichts erreichen. Da beauftragte er auf dem Reichstag zu Eßlingen den Abt von Schussenried namens Heinrich Österreich mit seiner Vertretung; der tat alles mögliche, konnte aber keine definitive Antwort erlangen, bis der Kaiser schließlich von Eßlingen fortzog. Herr Gottfried hatte als Vormund und Tutor der jungen Herren den Ritter Albrecht von Klingenberg entsandt: der trug dem Kaiser in Gegenwart vieler Fürsten die Angelegenheit vor und erhielt die Antwort, Se. Majestät wolle sich alles überlegen und alsdann einen Entschluß fassen. Aber wiewohl er lange wartete, so konnte er doch auch nichts Sicheres vernehmen und am Ende wurde der Kaiser krank und verließ Eßlingen.

Wie nun dies alles nichts nützte, begehrte Herr Johannes Werner Rechtsschutz von der Gesellschaft St. Georgs Schild, die ihn aber auch samt seinem Weib und seinen Kindern im Stich ließ. In offenem Flugblatt führte er bittere Klage gegen die unbillige Gewalt, die ihm wider Gott, Ehre, Recht und alle Billigkeit geschehen sei und erbot sich wiederholt, seine Sache, wo es sein solle, selbst zu verantworten und zu verteidigen; und wenn ihm die Rechtfertigung nicht gelänge, so wolle er nach Verdienst die Strafe erleiden. — Außerdem sandte er nochmals eine ausführliche Darlegung des Geschehe-

nen an den Kaiser ab. Aber mit all dem konnte er ebensowenig wie vorher ein korrektes Verhör erlangen, noch viel weniger erreichen, daß die sogenannte Deklaration aufgehoben worden wäre.



Als nun alle Bitten und Suppliken bei der kaiserlichen und königlichen Majestät nicht verfingen, appellierte Herr Johannes Werner an Papst Innozenz VIII. Diese Appellation wurde im Jahre nach der Geburt unseres Herrn, 1489, am siebten Tag Januarii, vor einem geschworenen Notar namens Johannes Scheer zu München vollzogen und mit aller gehörigen Feierlichkeit vorgenommen. Sie wurde in mehreren Exemplaren ausgefertigt und an der Hoftür zu Innsbruck, desgleichen an Herrn Christian Denzels Behausung, wo die kaiserliche Majestät damals wohnte, und zum dritten an Markgraf Albrechts von Padua Haus, wo die kaiserliche Kanzlei sich befand, angeschlagen.

Während dies zu München und Innsbruck vorging, wohnte Frau Margarete immer noch in großem Kummer zu Meßkirch im untern Hof mit ihren acht Kindern. Weil sie aber nun von zuverlässiger Seite hörte, Graf Haug befürchte, die jungen Freiherrn möchten sich, wenn sie zu Jahren gekommen seien, ihrer Rechte annehmen und das väterliche Erbgut wieder zu erlangen streben, und wolle sie deshalb in seine Gewalt bringen, um sie für den geistlichen Stand zu erziehen, so holte sie sich schleunigst bei Herrn Gottfried von Zimmern Rat, was in dieser Sache zu tun sei. Und weil dieser Graf Haug in Anbetracht der früher gebrochenen Versprechungen das wohl zutraute, so ließ er die beiden ältesten Freiherren durch eine alte ehrbare Frau von Leubertingen in Frauenkleidern aus der Stadt führen, bis nahe zu dem Dorf Rohrdorf; hier erwartete er sie mit einer Schar Reiter und brachte sie nach Wildenstein, wo sie kurze Zeit blieben. Später brachte er sie zu dem Kurfürsten Pfalzgraf Philipp nach Heidelberg, wo sie ganz gnädig erzogen und gehalten wurden. Wie aber

nun damit dem Grafen Haug seine Anschläge zunichte gemacht waren, faßte er einen solchen Grimm gegen Frau Margarete, daß er ihr sagen ließ, wenn sie ihm mit solchem Mißtrauen begegne, so wolle er sie auf seinem eigenen Grund und Boden in Meßkirch auch nicht mehr länger dulden; sie möge sich also mit ihren Kindern sonstwo niederlassen. Darauf zog sie zunächst zu Herrn Gottfried nach Seedorf und blieb dort ein halbes Jahr, bis sie ihrem Herrn und Gemahl nach Wesen im Schweizerland nachfolgte.

Herr Johannes Werner hatte zunächst vorgehabt, nach Rom zu ziehen und dort vor dem Papst seine Appellation selbst zu begründen. Weil ihm aber von einigen vornehmen Eidgenossen geraten worden war, in die Schweiz zu ziehen, weil dann die Eidgenossen vielleicht seine Sache zu der ihrigen machen würden, so beschloß er, auch auf Anraten Herzog Albrechts von Bayern, die Reise nach Rom aufzuschieben und sich in der Eidgenossenschaft niederzulassen. In allen diesen Händeln hatte Herr Johannes Werner das Schloß Wildenstein immer noch behalten. Jedoch die Grafen von Werdenberg trachteten nichtsdestoweniger danach, auch diesen letzten Rest in ihre Gewalt zu bringen, und obwohl ihnen ein heimtückischer Anschlag, den sie mit Hilfe eines Dieners im Schloß unternahmen, mißlang, so war doch zu befürchten, daß sie es später doch einmal überrumpeln würden. Man riet also dem Herrn von Zimmern, es schon um der hohen Unterhaltungskosten willen, zu verkaufen und also geschah es; er verkaufte es um 4000 Gulden in Gold an Graf Endres von Sonnenberg, das geschah im Jahr nach Christi Geburt 1491. Doch wurde dem Verkäufer das Recht des Rückkaufs vorbehalten. Der Graf von Sonnenberg setzte als Vogt einen Edelmann, Georg von Werenwag, ein, nach diesem Sixt von Hausen. Durch diesen Handel kam er in großen Streit mit den Grafen von Werdenberg, die den Kauf beim Kaiser zu hintertreiben suchten, während der Graf von Sonnenberg fortwährend um Bestätigung nachsuchte.

Drei Jahre war das Schloß in seinem Besitz, bis Herr Gottfried es wieder auslöste.

Weil nun ein Sprichwort sagt, die Eidgenossen hätten noch keinem geholfen, der vorher nicht besser dran gewesen sei und auch von keiner Seite seine Angelegenheit vorwärts kommen wollte, so zog Herr Johannes Werner nach Rom; und weil er die lateinische und auch die welsche Sprache verstand, so fand er sich dort ganz gut zurecht, auch waren ihm die Empfehlungsbriefe, die er von mehreren Kurfürsten und Fürsten, besonders aber vom Grafen von Görtz, an den Kardinal von Mantua hatte, sehr von Nutzen. Er wurde zum Papst zugelassen und bekam Gelegenheit, ihm alles mündlich vorzutragen; und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sein Prozeß in Rom in aller Form entschieden worden. Jedoch die Vorsehung Gottes war so gegen ihn, daß ihm alles mißlang, denn gerade als seine Geschäfte im vollen Gange waren, wurde er so schwer krank, daß ihn die Ärzte bereits aufgaben. Das Gift durchdrang seinen Körper mit solcher Schärfe, daß ihm alle Haare vom Kopf fielen und er auch später nie mehr zu rechter Gesundheit kam. Wie er aber wieder genesen war, bestellte er einen Sachwalter für seine eingeleiteten Prozesse und zog wieder nach Deutschland. Weil er aber zu Wesen viel schuldig war, so zog er zunächst an den Hof nach München und von dort aus hieß er seine Gemahlin wieder nach Seedorf ziehen. Hier wohnte sie so lange bis er ihr ein eigenes Haus zu Rotweil kaufte.

Während Herr Johannes Werner in Italien war, wurde zwischen den kaiserlichen und königlichen Majestäten, Herzog Siegmund von Österreich und einigen Grafen und Herren beständig hin und her verhandelt; besonders aber bemühten sich der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Augsburg und Graf Eberhard von Württemberg der Ältere, die Angelegenheit zu einem gütlichen Abschluß zu bringen, was ihnen freilich nicht gleich gelang. Da wurde anno

domini 1491 ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, und weil Herr Johannes Werner damals schon wieder von der Reise zurück war, so verfügte er sich auf Anraten Herzog Albrechts von Bayern und anderer Freunde auch dahin, nachdem ihm sicheres Geleit gewährt worden war. Weil er aber bei den vornehmsten Kurfürsten und Fürsten deutscher Nation in besonderen Gnaden stand, so bei Pfalzgraf Philipp bei Rhein, Herzog Friedrich von Sachsen, Herzog Albrecht, Herzog Otto und Herzog Georg von Bayern, — so baten diese alle Se. Majestät untertänigst, Se. Majestät wolle die Ungnade, die sie ihm, Herrn Johannes Werner, seinem Weib und seinen Kindern bisher erzeigt, fallen lassen und ihn gnädigst verhören; könne er aber sich nicht verantworten, so bleibe es Se. Majestät immer vorbehalten, nach Gutdünken weiter mit ihm zu verfahren. Mit diesem Antrag erlangten sie freilich nur eine unbestimmte, halbe Antwort, des Inhalts, Se. Majestät wolle sich die Sache überlegen. Sie gaben sich damit nicht zufrieden, sondern beantragten ein regelrechtes Verhör, das vom Kaiser auch bewilligt und auf einen bestimmten Tag anberaumt wurde. Wie nun der König und die Kurfürsten und Fürsten versammelt waren, erschien Herr Johannes Werner in so ärmlicher Gestalt und Kleidung, daß es einen jeden erbarmen mochte; ihm folgte seine Gemahlin in Trauerkleidern. Sie fielen beide auf die Knie nieder und Herr Johannes Werner bat, die Rechtfertigung seines Anwalts gnädig anzuhören. Darauf verlas der Doktor die Rechtfertigung, in der alle Anklagen so gründlich widerlegt waren, daß es auf alle großen Eindruck machte. Aber auch damals kam es zu keinem endgültigen Ergebnis; und als der Kaiser bald darauf starb und sein Sohn Maximilian ihm nachfolgte, ging man auch diesen wiederholt an. Der stellte schließlich die Aufhebung der Deklaration in Aussicht.

Man findet, daß im Jahre nach Christi unseres lieben Herrn Geburt, da man zählte 1495 ein großes Landsterben sich durch die ganze deutsche Nation verbreitete und besonders auch in Bayern und in München um sich griff, weshalb Herzog Albrecht mit seiner Gemahlin und allem Hofgesind von München weichen und sich von einem Jagdschloß zum andern begeben mußte. Wiewohl nun Herr Johannes Werner dem Hof stets nachfolgte, begab es sich (vielleicht aus Fügung des Allmächtigen) doch, daß er in dem betreffenden Jahr im Herbst, als die Pest gerade am ärgsten wütete, gen München ritt. Die Luft steckte ihn an, so daß ihn die Pest, als er ganz vergnügt im Bade saß, plötzlich ergriff. Weil er nun ein berühmter Nigromant war, so suchte er durch seine Kunst zu erfahren, ob er an dieser Krankheit sterben solle; da belehrten ihn die spiritus, er würde erst nach vielen Jahren sterben, wenn er seine Angelegenheiten glücklich durchgeführt hätte. Weil aber die Krankheit immer mehr zunahm, erleuchtete ihm der barmherzige ewige Gott den Verstand, so daß er den Betrug und die List des bösen Feindes, der ihm sein ewiges Heil rauben wollte, erkannte. Er ließ den größten Teil seiner Bücher und Handschriften, die er zu Venedig mit großen Kosten gekauft hatte, vor seinen Augen verbrennen und bat auch seinen vertrauten Diener, seinen Sohn zu beschwören, sich mit derlei Künsten nie einzulassen.

In seinem Testament nahm er Urlaub von Herzog Albrecht und seiner Gemahlin, der Fürstin, und bat um ein Begräbnis zu München im Chor der Barfüßerkirche. Daneben bat er den Fürsten, sich sein Weib und seine Kinder, auch Herrn Gottfried anbefohlen sein zu lassen. Zum zweiten nahm er Urlaub von seiner Gemahlin und seinen Kindern und seinem Oheim, besonders auch von seinem Schwager, Schenk Albrecht von Limburg, mit der Bitte, für seine verjagten und vertriebenen Angehörigen zu sorgen. Zum vierten bat er seine Söhne, sofern sie ihre Güter wieder erhielten, gegen ihre armen Leute gnädig und milde zu sein. Fünftens nahm er Urlaub

von den armen Leuten, die er noch hatte und von denen von Rotweil. Sechstens nahm er Urlaub von allem Hofgesind zu Bayern, mit der Bitte, dem Allmächtigen für ihn Fürbitte zu leisten. Siebtens bat er Herzog Albrecht, die auf seine Angelegenheit bezüglichen Protokolle seinen Söhnen zu übersenden und ihrer immer gnädiglich zu gedenken. Als er das vollführt hatte, beichtete er mit großer Reue über seine Sünden und nachdem er mit den heiligen Sakramenten versehen worden war, starb er wenige Stunden darauf, Freitag auf St. Gallentag anno domini 1495. Dem Gott gnade!

ls nun Herr Johannes Werner Freiherr von Zimmern gestorben war, verhandelte Herr Gottfried mit der Stadt Rotweil, damit seine Schwägerin mit ihren Kindern in das Bürgerrecht der Stadt, die damals in großem Ansehen war, aufgenommen wurde. Die Sache kam auch zu einem guten Abschluß, doch litt Frau Margarete großen Mangel, weil ihr Graf Haug von Werdenberg die Zinsen aus ihrem Heiratsgut, die jährlich 230 Gulden ausmachten, schon drei Jahre vorenthielt. Doch mußte er sich schließlich auf Drängen der Rotweiler, mehr aus Furcht als aus Liebe zur Gerechtigkeit, zu einem Vertrag herbeilassen, wonach sie den Jahreszins jeweils gegen Quittung erhalten sollte.

Nun ließen die Herren Veit Werner und Johannes Werner, die zu Heidelberg bei dem Kurfürsten von der Pfalz erzogen wurden, durch ihren Herrn den römischen König Maximilian auf dem Reichstag zu Worms ersuchen, Se. Majestät wolle die Ungnade, die sie ihnen bisher erzeigt, gnädigst fallen lassen und ihnen und ihren Geschwistern zu dem väterlichen Erbe verhelfen. Darauf antwortete die königliche Majestät dem Kurfürsten, Se. Majestät wisse von keiner Ungnade, sondern wolle ihr gnädigster König sein, auch einen Verhandlungstag zwischen ihnen und denen von Werdenberg bestimmen . . . Der Termin wurde nach Augsburg anberaumt und hier vor den

königlichen Kommissären Klage und Gegenklage geführt. Als Herr Werner seine Klage vorgebracht hatte, erwiderte Graf Haug von Werdenberg für sich und für seine Brüder: ihnen sei die Anklage derer von Zimmern ganz unverständlich, denn er und seine Brüder hätten niemand das Seinige genommen. Nur weil die kaiserliche Majestät die Güter einzuziehen befahl, hätten sie das ganz gehorsam getan; und später habe Se. Majestät sie ihnen aus freiem Antrieb als Lohn für ihre Dienste geschenkt. Deshalb bitte er die Kommissäre, sie möchten die von Zimmern ermahnen, gütlich von ihrem Begehren abzustehen. Als nun viel hin und her geredet war, wurde ein Vergleichsvorschlag gemacht, nach dem aber die Herrschaft Meßkirch im Werdenbergschen Besitz bleiben sollte. Darauf wollte Zimmern nicht eingehen und beide Parteien supplizierten nun wieder an den Kaiser. Vom Hofe aus wurden mehrfach Versuche gemacht, die Herren von Zimmern zur Annahme der Vergleichsvorschläge zu bewegen, aber weil sie die Grafschaft Meßkirch fahren lassen sollten, haben sie durch ihre Anwälte stets ablehnen lassen.

Wie nun Herr Werner Freiherr von Zimmern durch Eingaben nichts erreichen konnte, wurde ihm von seinen Freunden geraten, es auf andere Weise zu versuchen. Er warb also Bundesgenossen und brachte eine gute Anzahl vom Adel zusammen. Außerdem schickte ihm die Stadt Rotweil um des Bürgerrechts willen noch vierhundert Mann wohlgerüstetes Fußvolk zu Hilfe. Mit denen zog er an St. Niklas-Abend, am fünften Tag des Christmonats im Jahr 1496 um Mitternacht aus der Stadt Rotweil und kam durch die Wälder über die Höhen bei Tagesanbruch vor Oberndorf an. Wildhanns Speet, ein Kriegsmann, der hier alle Wege gut kannte, teilte auf der Höhe den Haufen. Den einen Teil des Fußvolks schickte er den Hutnecker Steg hinab; sie sollten vor das Tor ziehen und dort weitere Befehle erwarten. Er selbst nahm zwölf Reiter mit sich und rückte die untern Stege bei der Mühle in aller Stille hinauf; unfern vor dem Michelstor machte er Halt. Herr Werner folgte ihm mit den übrigen Reisigen und dem

Fußvolk nach. Im Städtlein hatte man sich dessen nicht versehen; als darum schon am frühen Morgen ein Handwerksmann namens Thomas Fleck hinauszog, waren die Tore offengeblieben. Als Wildhanns Speet den Fleck gefangennahm, erfuhr er das von ihm. Kurze Zeit darauf kam ein Werdenbergischer Bote heraus, der für seinen Herrn Zins und Steuer geholt hatte. Wie der den Wildhanns sah, ahnte ihm gleich nichts Gutes, so daß er die Werdenbergische Botenbüchse schleunigst abriß und im Rock versteckte. Wie er aber gefangen wurde, benahm er sich so verlegen und ängstlich, daß man mit Drohungen alles aus ihm herauspreßte. Geld und Briefe wurden weggenommen und ihm dafür aufgetragen, seinem Herrn zu sagen, er, Graf Haug, habe Zinsen und Steuer nun lange genug zu Oberndorf wider alles Recht eingezogen und damit sie auch wüßten, wem sie das zu verdanken hätten, so solle er nur sagen, Wildhanns Speet habe es getan. Damit ließ man den Boten ziehen. Georg von Rosenfeld wurde mit andern zum Michelstor geschickt; die trafen niemand außer dem Pförtner, den nahmen sie gefangen und gaben dem Speet das verabredete Zeichen. Er rückte mit den übrigen Reitern nach und nahm das Tor ein. Unterdessen kam auch Herr Werner mit der Nachhut in die Stadt; sie besetzten die Kirche und verbarrikadierten sie, ohne von jemand gehindert zu werden. Dem Fußvolk, das über die Hutnecker Steige herabkam, wurde das Tor von Zimmerleuten mit der Axt geöffnet. Wie nun beim oberen Tor Lärm entstand, pflanzte sich das Geschrei sogleich durch die ganze Stadt bis ins Tal hinunter fort, die Stadt sei verraten. Die Bürger liefen mit den Waffen nach allen Seiten, fielen aber zum größten Teil Herrn Werner und den Reisigen in die Hände. Das Fußvolk am oberen Tor erhielt den Befehl zum Einmarsch; es sollte aber von den Bürgern und Einwohnern niemand verletzt werden. Wie nun das Fußvolk einmarschierte, da wurde es den Bürgern gar ängstlich zumute; man ließ sie auf einen Platz zusammenrufen und Herr Werner hielt folgende Rede: „Liebe Bürger, es ist euch unverborgen, wie ich und meine Geschwister unserer Herr-

schaften und Güter durch das unbillige, unrechtmäßige Vorgehen der Grafen von Werdenberg, ihren eigenen Versprechungen entgegen, heimtückisch beraubt sind und ihrer auch heute noch mangeln müssen, obwohl wir vor Kaiser und König, vor Kurfürsten, Fürsten und Reichstagen unsere Rechtfertigung angeboten haben. Weder unser Vater noch wir haben durch untertänigstes, gehorsamstes, demütiges, vielfaches Flehen und Ansuchen etwas erreichen können, sondern sind als arme vertriebene Freiherrn des heiligen Reichs viele Jahre durch die Verleumdungen unserer Neider in Armut und rechtlos gewesen. Und obwohl die königliche Majestät uns auf die Fürbitte mehrerer Kurfürsten und Fürsten, sowie in Anbetracht unserer großen Armut diese Stadt mit den dazugehörigen Flecken einzunehmen erlaubte, so hat doch Graf Haug von Werdenberg sie bis auf den heutigen Tag wider Recht und Billigkeit inne gehabt. Deshalb habe ich aus gerechter Rache, durch meine und meiner Geschwister Armut dazu gedrängt, diesen Handstreich unternommen mit Hilfe und Rat meiner Herren und Freunde, in der Absicht, euch künftig mit Gottes Hilfe denen von Werdenberg zum Trotz zu behalten. Wollet also die Wohltaten bedenken, die euch meine Vorfahren erwiesen haben, die auch, wie ihr wißt, gnädig und wohl regierten, und mir, zugleich auch für meine Brüder, die üblichen Gelübde und die Huldigung leisten. Dafür versprechen wir, eure gnädige und getreue Herrschaft zu sein, und euch bei euern Freiheiten und guten alten Gebräuchen, wie auch unsere Vorfahren taten, zu erhalten." Nachdem nun Herr Werner seine Meinung also persönlich ausgesprochen hatte, schworen sie von beiden Seiten einander, wie das von altersher Brauch war. Gleich darauf schickte Herr Werner etliche zu Roß und zu Fuß in die umliegenden Ortschaften, die beschieden die Untertanen noch auf denselben Tag nach Oberndorf. Hier wurde dann die Huldigung in einem großen Garten außerhalb der Stadt, genannt der Schmidtgarten, geleistet. Herr Werner bestellte Lorenz Munzer von Lünchingen als Obervogt und hängte sein Banner mit dem Zimmernschen Wappen zum ewigen

Gedächtnis dieser Einnahme in der Michaelskirche auf, wo es noch zu sehen ist. Der Werdenbergische Amtmann Hans von Au war bei dem Einfall entronnen; man suchte ihn, konnte ihn aber nicht finden. Er hat später fälschlich vorgegeben, die von Werdenberg, seine Herren, hätten von dem Anschlag gewußt und ihm befohlen, ruhig zuzusehen, was aber sicher nicht wahr ist. Denn wenn die Werdenberger darum gewußt hätten, hätten sie es auch zu hindern gesucht. Herr Werner schickte einige Adelige als Anwälte zum Kaiser, um sich wegen der Einnahme zu rechtfertigen, auch einige österreichische Lehen, die mit dem Besitz der Stadt verknüpft waren, zu übernehmen; in diese hat ihn der Kaiser gnädiglich eingesetzt.

on dem Wildhanns Speet erzählt man wunderbarliche Geschichten; er hat aber noch einen wilderen Vetter gehabt. Wie er nun einmal mit diesem Vetter an einem Samstag über Feld ritt, da führte sie ihr Weg zufällig an ein Hochgericht, an dem drei arme Menschen, drei Missetäter hingen. Da sagte der Speet mit seiner gewohnten Frechheit im Spott: „Ihr dürren Brüder, was hängt ihr da? kommt nachher zum Nachtessen und seid meine Gäste!" Sein Vetter tadelte ihn ob dieser frechen Worte; es half aber nichts. Des Abends kamen sie wieder heim, und wie das Nachtessen fertig war, setzten sie sich fröhlich zu Tisch. Gleich zu Beginn des Essens kam ein Diener und sagte, es seien drei vor dem Tor, sie hätten angeklopft und gesagt, sie seien die drei dürren Brüder, die er geladen, sie kämen zum Nachtmahl und begehrten herein. Da erst fiel dem kecken Kerl seine freche Spottrede wieder ein, die ihn jetzt übel gereute, aber es war zu spät. Er befahl dem Diener, er solle den dreien am Tor antworten, sie möchten nur wieder an ihren gewöhnlichen Platz zurückkehren und sich um ihn und seine Worte nicht kümmern, denn er wolle mit ihnen nichts zu tun haben. Mit dieser Antwort gaben sie sich aber nicht zufrieden, sondern ließen dem Edelmann sagen, er habe sie eingeladen und sie wären gekommen; wolle er sie

nun nicht hereinlassen, so wüßten sie Mittel und Wege, ihm zum Verdruß und zur größten Ungelegenheit zum Nachtmahl zu kommen. Als der Wildhanns und sein Vetter diese Botschaft hörten, begann ihnen beiden die Katze über den Rücken hinunter zu laufen, namentlich weil der Diener berichtete, wie schrecklich die drei aussähen. Da war es dem Wildhanns nicht mehr geheuer; er ratschlagte also mit seinem Vetter und seinen Dienern, was zu tun wäre. Die rieten ihm alle, wenn er sie geladen hätte und sie erschienen wären, so müsse er sie auch einlassen, weil ihm sonst Schlimmes begegnen könne. So geschah es. Sie kamen alle drei die Stiege herauf, setzten sich nebeneinander zu Tisch, den Edelleuten gegenüber und taten so, als ob sie äßen. Den Edelleuten aber verging der Hunger, als sie die drei ganz so, wie sie am Hochgericht gehangen hatten, vor sich sitzen sahen. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, standen sie auf und der Kleinste dankte mit einer heiseren, unheimlichen Stimme dem Speet für die Einladung mit der Mahnung, er solle sein Lebtag keines armen Menschen, der für sein Vergehen zeitlich gerichtet worden sei, mehr spotten; sie hätten mit dem zeitlichen Tod gebüßt und erhofften nun die ewige Freude und Glückseligkeit. Damit zogen sie wieder davon. — Dieser Speet und sein Vetter, der Wildhanns, haben dann nie mehr einen Gerichteten verspottet, oder zur Mahlzeit geladen; sind auch beide so lange sie lebten nicht mehr am Hochgericht vorbeigeritten.

Diese bedrohliche Geschichte, die dem Wildhans Speet widerfuhr, mahnt mich an eine Erscheinung, die einem Edelmann in Sachsen vor wenig Jahren begegnete. Der war sein Lebenlang ein Reitersmann und großer Schnapphahn gewesen. Nun begab sich's, daß er auf sein Alter krank wurde; er ließ sich in seine Behausung nach Hildesheim bringen, der Ärzte Rat allda zu pflegen. Wenige Tage darauf kamen des Abends ganz spät zwei Reisige vor sein Haus und baten um ein Nachtlager; und obwohl es dem

kranken Edelmann ungelegen kam, jetzt soviel Unruhe in seinem Haus zu haben, so hieß er sie doch einlassen und ihre Rosse versorgen, sintemalen andere Reisige ihm auch schon oft solcherweise gedient hatten. Als die Reiter ihre Pferde im Stall untergebracht hatten, wurden sie zum Nachtessen gerufen; man hieß sie zu Tische sitzen und gab ihnen zu essen. Sie aßen, allein ganz stillschweigend, und obwohl sie eifrig aßen und tranken, so wurde doch der Speise und des Getränkes nicht weniger. Das machte des Edelmanns Knecht, der ihnen aufwartete, argwöhnisch, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Unterdessen fiel dem einen Reiter das Messer unter den Tisch. Der Knecht nimmt ein Licht, leuchtet unter den Tisch und hebt es wieder auf; dabei sieht er, daß die Reiter Roßfüße haben. Darüber erschrak er nicht wenig und ging eilends hinaus, gleich als ob er noch mehr Essen holen wolle; da traf er seinen Herrn, den kranken Edelmann. Der hatte sich aufgerafft und ging nun hinauf, seine Gäste zu begrüßen. Der Knecht erzählte ihm alles, was er gesehen hatte mit der Bitte, er wolle nicht zu ihnen hineingehen, denn es sei ein Gespenst und Werk des bösen Geistes. Der Edelmann war ein beherzter Mann, er sprach: „Und wenn es schon der Teufel und seine Mutter ist, so fürchte ich ihn nicht, er kann mir auch nichts tun, denn ich habe einen viel höheren Herrn zum Beschirmer und Geleitsmann, als er ist.“ Damit bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuz und befahl sich dem Allmächtigen. Wie er nun in die Stube hineingeht, spricht der eine Reiter zu ihm: „Siehe, bist du da? Du bist unser, aber du hast dich vor der Stube verwahrt, du müßtest sonst mit uns diese Nacht gereist sein.“ Mit diesen Worten verschwanden sie samt aller ihrer Rüstung, ließen aber einen so übeln Geruch zurück, daß allen im Hause schier ohnmächtig wurde. Der Edelmann erschrak über den Vorfall nicht wenig und dachte wohl, es werde ihm an den Kragen gehen und sein Leben nicht mehr lange dauern, wie es auch kam. Er schickte nach seinem Beichtvater, tat, wie ein Christenmann tun soll und rüstete sich zum Tod.

Wenige Tage darauf starb er in großer Reue über seine begangenen Sünden; verhoffentlich, er sei ein Kind der ewigen Seligkeit geworden.

m aber wieder auf die Speete zurückzukommen, so ist zu wissen, daß es nicht nur zu alten Zeiten sondern auch unseres Gedenkens vornehme und besonders beherzte Leute gab, von denen ich den Baschion Speet zu Pflumern gekannt habe. Der war ein so starker und behender Mann, daß er jeden Menschen, er mochte so stark sein wie er wollte, wofern er ihn nur anrühren durfte, in einen Sack schieben und darin festhalten konnte. Das hat er manchmal an vorwitzigen Edeln und Unedeln bewiesen, auch oft nicht viel Dank damit erlangt. Meistens ging er zu Fuß über Land und ließ sich von einem Knecht ein Pferd nachführen; kam er dann vor eine Stadt oder einen Flecken, so stieg er auf. Sein Vetter, Herr Dietrich Speet, ist ein so wackerer Ritter gewesen, wie man ihn unter den Schwaben in vielen Jahren hat finden können. Das bezeugen viele ritterliche und beherzte Taten, die er von Jugend auf vollbrachte, weshalb ihm viel Lob, wie billig, ist zugemessen worden; und wenn er sich nicht in der einen württembergischen Angelegenheit, als er seinem eigenen Herrn, Herzog Ulrich, seine Gemahlin aus dem Land entführte, versehen hätte, so hätte man ihn unter die wackersten deutschen Helden zählen müssen. Von jener Zeit an nannte ihn der Herzog, wenn von ihm die Rede war, nicht anders als den kecken Bösewicht. Als dann der Herzog vertrieben wurde, war er nicht der Geringste im Lande Württemberg. Wie aber der Herzog wieder ins Land kam, mußte die Herzogin von Urach und er von seinen erblichen Gütern Hettingen, Gammertingen und Zwifalten weichen, sie nach Bayern zu ihrem Bruder, er aber nach Österreich gen Wien. Hier lebte er bei dem römischen König Ferdinand, denn der Herzog hatte alle seine Güter eingezogen und Württemberg einverleibt.

Wie er nun mit andern, die wegen Herzog Ulrich hatten weichen müssen in Wien war, da schickte der türkische Kaiser Soliman eine ansehnliche Gesandtschaft zu dem römischen König nach Wien, die ganz freundlich empfangen wurde. Der König teilte der türkischen Botschaft einige Obriste und Kriegsleute zu, die ihr zu Zeiten Gesellschaft leisten sollten, unter denen befand sich auch Herr Dietrich Speet. Als sie nun einmal beieinander waren und durch Vermittlung der Dolmetscher allerlei miteinander redeten, da sagte einer der Türken in seiner Sprache: „Fürwahr, hier sitzen wir als Kriegsleute beieinander, und dauert mich, daß so treffliche gute Leute sich um des Glaubens willen so jämmerlich sollen umbringen; kann auch nicht anders glauben, als daß unsere Pfaffen und Geistliche auf beiden Seiten an diesem Hader allein schuld sind, weil jeder Teil seinen Leuten predigt und sie ermahnt mit Verheißung ewiger Freude in jener Welt, den andern zu vergewaltigen und zu verstören. Damit nun wir Türken und ihr Christen zu einem dauernden Frieden kommen, so schlagt eure streitigen Pfaffen und Mönche tot! Das wollen wir Türken auch tun, dann bleiben wir gute Freunde und Gesellen untereinander und ist alle Ursache unseres Streites gänzlich hinweggenommen." Man ließ es eine Rede sein, aber es wurde am Hof dann viel darüber disputiert und jeder gab sein Sprüchlein dazu. Im übrigen aber, wenn man es cum grano salis versteht, hat der Türke auf seine barbarische Manier den wahren Sachverhalt nicht besser können schildern und abmalen. Herr Dietrich Speet ist bald darauf mit Kaiser Karl und anderen deutschen Fürsten in die Provence gezogen; anno 1530 ist er gestorben. Man hat von seinem Tod seltsame Dinge erzählt und besonders, man habe ihm zur Strafe oder wie man es sonst nennen will, dazu geholfen. Gott weiß die Wahrheit und verzeiht einem jeden, der Reue über seine Sünden hat!

Nach den obenerzählten Dingen begab sich Herr Werner Freiherr von Zimmern an den Hof zu Herzog Eberhard von Württemberg und hielt sich dort längere Zeit auf. Damals waren große Irrungen und Händel zwischen Graf Endres von Sonnenberg und den Grafen von Werdenberg, so daß zu ihrer Beilegung die königliche Majestät beide Parteien auf einen Rechtstag nach Dillingen vor Bischof Friedrich von Augsburg als beauftragtem Kommissär beorderte. Auf diesem Tag sollte Graf Haug in sein und seiner Brüder Namen erscheinen. Er war aber durch Krankheit verhindert und so schickte er seinen Vetter Graf Christoph von Werdenberg. Herr Werner hatte durch heimliche Kundschafter erfahren, Graf Haug wolle den Tag persönlich besuchen und weil nun Graf Haug derjenige war, der seinem Herrn Vater und ihm samt seinen Geschwistern alles Unheil zugefügt, auch das ganze Zimmernsche Geschlecht unterdrücken und an den Bettelstab hatte bringen wollen und auch noch täglich darnach trachtete, so warb er sich eine Anzahl Reiter unter denen auch Jörg Speet und andere vom Adel waren und legte sich mit diesen zur bestimmten Zeit in den Hinterhalt. Graf Christoph von Werdenberg ritt mit acht Reitern aus Sigmaringen, am Sonntag nach St. Martinstag. Wie sie nun an Ort und Stelle kamen, schickte er einige von den Seinigen vor, und ließ fragen, wer sie seien; als er aber hörte es seien Werdenberger, hieb er mit allen seinen Reitern drauf. Graf Christoph erkannte ihn und merkte wohl, was es gelte, also wandte er sich mit seinen Reitern zur Flucht auf Sigmaringen zu. Herr Werner aber und die Seinigen waren so gut beritten, daß sie den Grafen einholten und ein paar Knechte erstachen; und besonders Jörg Speet kam schon so nah an Graf Christoph, daß er das Schwert in ihn stoßen wollte. Als das Herr Werner sah, rief er ihm, einzuhalten und ihm den Vortanz zu lassen, der ihm an diesem Tag gebühre. So setzte denn Jörg Speet einem andern Reiter so heftig zu, daß der am Entkommen verzweifelte, mit dem

Pferde über einen Felsen in die Donau hinabsprang, und also umkam. Graf Christoph wollte nach Sigmaringen in das Städtle flüchten, Herr Werner war ihm aber so nahe auf dem Leder und außerdem verstellten ihm noch einige den Weg, so daß er nicht hineinkommen konnte und hinter Sigmaringen auf Hedingen zufloh. Unterdessen setzte ihm Herr Werner so heftig zu, daß er ihn verwundete. Weil aber nun das Kloster Hedingen an der Straße liegt und ein kleines Türlein in der Ringmauer zufällig offen stand, so kam Graf Christoph mit genauer Not hinein. Es hat sich später jeder darüber gewundert, wie er mit dem Pferd durchkommen konnte. Als er in das Kloster hineinkam und absaß, fiel sein Pferd, das ihm besonders lieb war, von dem großen Rennen erschöpft, bald darauf um und starb.

Als ihm nun Graf Christoph auf diese Weise entrann, hat sich Herr Werner nicht weiter ins Kloster begeben können, sondern sich mit seinen Reitern eilends wieder davonmachen müssen, weil in den umliegenden Dörfern überall Sturm geläutet wurde; denn Graf Haug hatte diese Dinge in Sigmaringen vom Schloß aus wohl gesehen und sich über die Geschichte so bekümmert, daß er seine Hände über dem Kopf zusammenschlug und mehrmals schrie: „O weh, mein lieber Vetter, o weh, mein lieber Vetter!“ Es ging aber alles so schnell, daß er nicht zu Hilfe kommen konnte. Wiewohl nun diese Geschichte das tapfere und trutzliche Gemüt Herrn Werners beweist, so ist sie doch ihm und seinen Brüdern zum großen Nachteil ausgeschlagen, denn die Grafen von Werdenberg verfaßten einen genauen Bericht und sandten ihn der königlichen Majestät, die darüber sehr erbittert war und das als eine besondere Verachtung aufnahm. Als dann die königliche Majestät zu Urach weilte, verteidigten die Regenten des Fürstentums Württemberg Herrn Werner und er stand auch noch in solcher Achtung, daß sie die alte Herkunft und das Ansehen der Freiherrschaft Zimmern wohl beweisen konnten.

Wir haben nun eine Zeitlang traurige Kapitel gehabt, denn das Unglück hatte das Zimmernsche Geschlecht so überhäuft, daß auch damals noch keine rechte Besserung zu erwarten war. Deshalb wollen wir nicht unterlassen, ein Kapitel von etlichen guten Schwänken einzufügen. Es ist zu wissen, daß um diese Zeit ein Bürger zu Meßkirch lebte, namens Peter Schneider, der war ein spaßhafter, fröhlicher Mann und seiner witzigen Possen wegen weithin bekannt. Er gab vor, er sei ein fahrender Schüler und mehrmals in Frau Venus Berg gewesen, und konnte so darüber reden und alles mit den Einzelheiten und Umständen ausmalen, daß man ihm fast hätte glauben mögen. Er beteuerte auch, daß er einmal in Frau Venus Berg gefahren sei und dazu einen seiner Gesellen, einen Meßkircher Bürger, den er mit Zunamen den Strölin nannte, mitgenommen habe. Nun wären sie auf zwei Kälbern durch alle Lüfte gefahren und als sie bei Anbruch der Nacht nach Rotenburg am Neckar gekommen, seien sie über allen Häusern und besonders über einem Wirtshaus, das ihnen wohl bekannt war und ein großes Storchennest auf dem Dach hatte, hingefahren. Und obgleich sie beide nicht reden durften, was er seinem Begleiter dringend eingeschärft hätte, habe der doch, als er glaubte sein Kalb habe vor dem Storchennest gescheut, einen großen Sprung getan und unbedachterweise gesagt: „Peter, das ist ein Sprung von einem Kalb." Mit dem Wort sei aber der Strölin auch schon im Nest gelegen und hätte auch keineswegs herauskommen oder reden können bis an den dritten Tag; alsdann habe er ihm auf der Heimreise wieder herausgeholfen und ihn wieder davongebracht. Obgleich nun hier das mit Frau Venus Berg für eine Fabel zu halten ist, so ist doch nichts gewisser, als daß bei unsern Vorfahren viele das Abenteuer versucht haben und in dem Berg waren; ein Teil hat darin die schwarze Kunst erlernt, sich fahrende Schüler genannt und von wunderbaren unglaublichen Dingen reden können; es sind auch manche darin geblieben.

Nicht nur gemeine Leute sind mit dem Venusberg umgegangen, sondern auch Fürsten und andere, die in hohem Ansehen standen. Dafür findet man ein Exempel im Aeneas Sylvius, in seinen Sendbriefen im ersten Buch, wo er seinem Bruder schreibt, er solle einem Deutschen, den er zu ihm schicke, Bericht geben, wo der Venusberg in Italien sei und was es damit für eine Bewandtnis habe. Zeigt dabei auch an, daß ein vornehmer und reicher Mann, ein Medicus bei dem Herzog von Sachsen solches zu wissen begehre und wünsche, er möge ihm seine Empfehlung geben an einen gelehrten Mann der kaiserlichen Rechte namens Salvinus. Man sagt, es sei damals der Herzog von Sachsen selbst mit dieser Hantierung umgegangen und habe deshalb von Sylvius Bericht begehrt. Diese gottlose abgötterische Kunst ist zu jener Zeit heftig im Schwang gewesen, so daß selbst manche römischen Kaiser und andere Potentaten sich ihrer annahmen.

Als der große Reichstag zu Konstanz versammelt war, kaufte der obenerwähnte Peter Schneider viele junge Hühner zusammen, die er in etliche Körbe tun und gen Konstanz führen ließ. Den Karren schickte er mit seinem Sohn über Stockach und Bodman, er selbst aber reisete nach Überlingen. Und weil nun da gerade Wochenmarkt war, so fragte er, ob er nicht einen Stall oder zwei in der Stadt bei dem See bekommen könne, denn er lasse sich etliche hundert Hühner von Meßkirch nachtreiben, die wolle er über den See nach Konstanz führen. Damit ging er in die Stadt, in des Zuckmantels Haus (so hieß damals der Wirt auf der Herberge zunächst beim See, sie wird jetzt „Zum Kopf" genannt) und aß dort mit dem Wirt und etlichen Kaufleuten zu Morgen. Unterdessen verbreitete es sich in der Stadt, daß Peter Schneider von Meßkirch, der sonst den Überlingern wohl bekannt war, eine große Menge Hühner in Herden in die Stadt treiben lassen werde und das Gerücht griff so um sich, daß es den meisten und auch den Vornehmsten zu Ohren

kam. Alles verwunderte sich über den ungewöhnlichen Vorfall und viele liefen auch dem oberen Tor zu, um das Hühnerwunder zu sehen. Sie standen lange unter den Toren und warteten, bis die Hühnerherden kämen, der Haufe vergrößerte sich stets und wenn sie nicht schließlich wieder nach Haus gegangen wären, so ständen sie noch dort. Der Peter Schneider aß zu Morgen und erzählte dem Wirt und den übrigen Gästen den Spaß, dann aber setzte er sich in das Schiff, fuhr über den See nach Konstanz und ließ den großen Haufen unter den Toren auf die Hühner warten.

Ein andermal war Peter Schneider wieder in Überlingen. Des Nachts legte Zuckmantel, der Wirt, ihn mit andern Kaufleuten und Gästen in eine große Kammer, deren Fenster auf die Straße hinausgingen. Nun sah der Peter Schneider unter einem Bett ein paar zusammengebundene lederne Weinschläuche liegen. Zufällig schnarchte der Kaufmann, der in dem Bett lag, die ganze Nacht über, so daß niemand Ruhe hatte und schlafen konnte, worüber sie ganz ungeduldig wurden. Besonders verdrießlich aber war Peter Schneider und sprach: „Nun höre auf zu schnarchen oder ich werfe dich zum Laden hinaus!" Das sagte er mehrmals, der andere aber wollte es nicht hören und schnarchte ruhig weiter. Darüber lachten die andern, Peter Schneider aber stand schnell auf, ging zu des Schnarchenden Bett, erwischte die Schläuche darunter und warf sie zum nächsten Fenster hinaus auf die Gasse hinab. Weil aber der Wurf auf dem Pflaster stark tönte, meinten sie alle nicht anders, als der Peter habe ihren Gesellen hinabgeworfen. Der Schnarcher hatte einen Schwager in der Kammer; der fing ein großes Geschrei an, als er den Wurf hörte und eilte auf die Türe zu, damit ihnen der Täter nicht entrinne, redete auch den anderen zu, ihm zu helfen. Also standen sie alle auf und fingen den Peter Schneider. Es war ein solcher Rumor und Geschrei in der Kammer, daß auch der alte Zuckmantel mit seinen Knechten aufstand und mit einem Licht herbeikam, um zu erfahren, was los sei. Sie hielten den guten Peter immer noch fest und erzählten

dem Wirt mit heftigen Worten, wie der Peter in seiner jähzornigen Weise ihren Gesellen auf die Straße hinabgeworfen habe. Der Schnarcher war von dem Getümmel erwacht und stand während dieser Szene dabei, bei den andern. Als sie nun die Klage eine gute Weile getrieben hatten und endlich merkten, daß der, dessetwegen sie eine solche Unruhe angefangen, noch bei ihnen sei, ließen sie den Peter wieder ledig. Der erzählte ihnen, wie er die Schläuche zum Fenster hinausgeworfen hatte und der ganze Handel wurde mit einem Gelächter beschlossen.

Als er einmal in Geschäften nach Sigmaringen ritt und bei Boll vorbeikam, sah er ein paar Weiber an der Straße in einem Hanfacker; zu denen ritt er in den Acker hinein, grüßte sie und sprach sie freundlich an. Weil aber das Roß ihnen den Hanf zertrat, so waren sie übel zufrieden und schalten ihn, bis er wieder davonritt. Weil sie ihm aber noch lange nachfluchten, so kehrte er wieder um und rannte durch den ganzen Acker auf sie zu und fragte, was sie doch wollten; er habe das, was sie ihm nachschrieen, nicht hören können. Damit machte er die Weiber so wütend, daß sie mit Steinen nach ihm warfen und er davonreiten mußte. Die Weiber aber folgten ihm und verklagten ihn vor dem Vogt zu Sigmaringen deshalb. Der Vogt meldete es seinen Herren und als diese alles erfahren hatten, wollten sie die Geschichte nicht weitertreiben, weil Peter Schneider mit seinen Späßen weithin bekannt war. Also haben die Weiber den Hinweg für den Herweg gehabt.

Peter Schneider hatte viel am Neckar zu tun; wie er nun einmal nach Winderlingen kam, besuchte er dort einen seiner Gesellen, der hieß Auberle Stöffle. Nun war damals dort ein Pfarrer, der hatte eine hübsche Anzahl der besten Kapaunen gezogen. Das erfuhr Peter Schneider und hatte Lust, davon zu versuchen; er stellte also mit Wissen Auberle Stöffles einen Knaben an, der mußte, während der Pfaffe in der Kirche war, mit Pilsensamen in dem Hühnerstall einen Rauch anmachen, von dem die Hühner, Hennen und

Kapaunen betäubt wurden und wie tot dalagen. Der Pfaffe erschrak bei seiner Heimkehr darüber sehr, weil er seine besondere Kurzweil mit dem Geflügel hatte. Auberle Stöffle machte sich von ungefähr bei ihm zu schaffen; da klagte er ihm sein Unglück mit dem Geflügel und bat ihn um seinen Rat. Auberle antwortete, das sei eine sehr merkwürdige Sache, von der er nie gehört; sie seien vielleicht vergiftet worden. „Doch," fuhr er fort, „es ist heute nacht ein fahrender Schüler von Meßkirch hierher gekommen, der weiß viele Künste und hat manches Wunder erlebt, den wollen wir kommen lassen und hören, was er dazu sagt." Das gefiel dem Pfaffen und man schickte nach Peter Schneider. Der kam und tat, als ob er von nichts wüßte, also klagte ihm der Pfaffe seinen Unfall und fragte ihn, ob er ihm helfen könne. Peter Schneider hatte das Hilfsmittel bei der Hand und versprach dem Geflügel zu helfen; mit den Kapaunen aber, meinte er, werde es schwerlich geraten. Auf die Bitten des Pfarrers und Auberles, der auch zuredete, unternahm Peter das Geschäft, bedingte sich aber als Lohn vier der besten Kapaunen aus, eine andere Belohnung in Geld verlangte er nicht. Der Pfaffe willigte ein. Und nachdem sich die beiden entfernt hatten, machte Peter sein Gaukelspiel, bis die Kapaunen und das andere Geflügel alles wieder zu sich kam. Sobald die Hähne munter wurden, fingen sie an zu krähen. Da gewann der Pfaffe seine gute Hoffnung wieder, er konnte sich nicht mehr länger halten und lief zum Hühnerhaus und fand, daß alles Geflügel wieder lebendig geworden war. Peter Schneider aber hatte sich seines Versprechens entledigt und nahm vier Kapaunen, nicht die besten, so daß der Pfaffe sehr zufrieden war. Die Kapaunen wurden bei Auberle Stoffelin verzecht und der Pfaffe samt anderen guten Gesellen dazu geladen; der war mit ihnen guten Mutes und erzählte jedermann von der großen Kunst und Erfahrung des fahrenden Schülers von Meßkirch.

Dieser Auberlin Stöffelin war ein reicher wohlhabender Gewerbsmann, der zumeist mit Getreide handelte und wohl Haus hielt. Zwanzig Jahre später wurde er von seinem allerliebsten und vertrautesten Freund jämmerlich ermordet und umgebracht. Und obwohl diese Geschichte nicht zur Sache gehört, Auberlin auch kein Zimmernscher Untertan war, sondern zu Winterling in Württemberg saß, so will ich doch diese gräßliche Tat, als des Gedächtnisses wohl würdig, hier berichten. Der Auberlin hatte einen guten Freund, der ihm viele Jahre besonders lieb und vertraut gewesen war, ihm auch viel Getreide am Neckar kaufen und an den Bodensee verfrachten geholfen hatte, namens Konrad Gretzinger. Der saß zu Benzingen im Dorf in Ehren und Gut, hatte auch wie sein Freund, der Auberlin, ein ehrbares frommes Weib und viele liebe Kinder. Nun begab es sich, daß der Konrad Gretzinger zu spielen anfing und in eine solche Spielwut geriet, daß er bald seine Gläubiger nicht mehr befriedigen konnte und in einen schlechten Ruf kam. Und wie man denn sagt und die Erfahrung täglich bestätigt, daß der böse Feind in solchen Fällen nicht feiere, sondern das Seine auch dazu tue, so geschah es auch da. Er wußte, daß sein allerliebster Geselle und Freund, der Auberle Stöffle, reich, wohlhabend war, auch oft viel Geld bei sich führte. Da bedrängte ihn der böse Geist so, daß er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe hatte; er trieb ihn an, den Auberlin zu morden, ihm sein Geld zu nehmen und damit seine Schulden zu bezahlen. Es kam soweit, daß ihm jedermann ansah, daß er ein Anliegen habe, aber keiner wußte warum. Der gute Auberle Stöffle hatte herzliches Mitleid mit seinem Freund und guten Gesellen; er erbot sich, ihm zu leihen, wofür ihm aber der andere dankte und es nicht annehmen wollte. Die Geschichte dauerte so lange, bis der Gretzinger sich schließlich entschloß, den Auberlin umzubringen, um die Last loszuwerden. Er gesellte sich zu ihm und ritt mit ihm nach Überlingen auf den Markt. Alsdann reiste er mit

ihm zurück über Laiz nach Winterlingen, und wie sie nun in den Wald kamen zwischen Winterlingen und Laiz, da übermannte ihn die Habgier und der böse Feind. Er näherte sich ihm, nahm den schweren Faustkolben vom Sattel und schlug den Auberlin damit über den Kopf, daß er sofort das Bewußtsein verlor, vom Pferde sank und verschied. Er nahm die Satteltasche, ließ den guten Auberlin liegen und auch das ledige Roß laufen, wohin es wollte. Wie er nun am Abend heimkam nach Benzingen, da wollte sein kleiner Sohn, der ihm sonst immer, wenn er von der Reise zurückkehrte, entgegenlief, nicht nahe kommen, sondern floh ihn. Das nahm er sich so zu Herzen, daß er keine Ruhe mehr fand und die Furien ihn zu plagen begannen. Der Auberle wurde gefunden und es verlautete bald, es sei ihm das von niemand anders als von seinem Gesellen, dem Gretzinger geschehen. Er wollte es nicht gestehen, sondern machte sich auf den Weg zu Graf Christoph von Werdenberg nach Sigmaringen, um sich vor ihm zu verteidigen. Sobald ihn aber der Graf sah, sprach er: „Sommer die Feifel! Konrad, du bist der Tat schuldig, ich seh dir's an, du kannst mir's nicht verbergen." Damit erschreckte er den Mörder so, daß er nichts mehr reden konnte. Graf Christoph ließ ihn verhaften und verhören. Da bekannte er freiwillig, ohne erst die Folter abzuwarten, alles, wie es gegangen war. Er wurde vor Gericht gestellt, peinlich angeklagt und empfing seine verdiente Strafe. Er bekannte, bevor er die Tat begangen habe, sei ihm zumute gewesen, als weile beständig einer bei ihm, der immer spräche: „Schlag ihn tot! Schlag ihn tot!" und der habe ihn nicht verlassen, bis die Tat vollbracht war. Er soll den Tod ganz geduldig erlitten haben und in großer Reue über seine Missetat verschieden sein, so daß alle Zuschauer ein besonderes Mitleid und Erbarmen mit ihm hatten. Und hoffentlich hat ihm der Allmächtige Gnade erwiesen.

Graf Kraft von Hohenlohe und Graf Ludwig von Leonstein haben viele Freundschaft miteinander gepflogen. Eines Tages nun schrieb Graf Kraft Graf Ludwig, ob er ihm nicht einen Kellermeister besorgen könne, der häuslich sei und wohl aufhebe. Nun kam Graf Ludwig bald darauf nach Wimpfen, wie man gerade einen armen Mann wegen Diebstahls zum Strang verurteilt hatte. Den bat er sich mit Mühe los und gab ihm einen Brief an Graf Kraft, des Inhalts, hier schicke er ihm auf seinen Wunsche einen Kellermeister, der häuslich sei und wohl aufhebe; in diesem Beruf sei er wenigstens berühmt, wie er zuverlässig gehört hätte. Er habe ihm auch versprochen, sich fromm und wohl zu halten, im übrigen möge er ihn selber examinieren. Wie er nun zu Graf Kraft kam und dieser ihn examinierte, da entdeckte er, was es mit seinem künftigen Kellermeister für eine Bewandnis habe, darum ließ er ihn in Frieden wieder hinziehen. Graf Ludwig schrieb er deshalb böse Briefe, aber Meister und Gesellen kannten einander und durfte niemand einen Spieß für den Krieg kaufen.

Als Anno 1499 der Kaiser Maximilian den Krieg mit den Schweizern von Konstanz aus eröffnete und das Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß aus der Stadt in das Schwaderloch führte, da stellten die Hauptleute die Truppen auf. Unter ihnen war auch ein Edelmann namens Eck von Reischach, der war zu Roß und richtete mit seinem Wesen viel Verwirrung unter den Knechten an, indem er sagte: „So sollt ihr geordnet sein und euch gegen die Feinde halten!“ und unterdessen tritt er einem Meßkircher Knecht, hieß Hans Sparvöglin, auf den Fuß. Der aber war nicht unbehend, sondern schlug den Reischacher mit seiner Hellebarde über die Laute, daß er am Sattel hing. Daraus entstand viel Unruhe, denn die Reiter wollten es sich nicht gefallen lassen; aber die Knechte schoben den Sparvöglin hinter sich und also

ward die Sache vertuscht. Obwohl der Kaiser es schon selbst erfahren hatte, wurde es ihm doch nicht gemeldet und blieb also sitzen. Man sagt, es hätten viele vom Adel dem von Reischach die Schlappe wohl gegönnt. Später hat kein Hahn mehr danach gekräht.

Herr Johannes Werner Freiherr zu Zimmern lebte eine Zeitlang zu Heidelberg am Hof. Unterdessen zog die Königliche Majestät von Augsburg weg ins Niederland. Als dieselbe nun durch die kurfürstliche Pfalz ihren Weg nahm und zu dem Kurfürsten nach Mannheim am Rhein kam, supplizierte Herr Johannes Werner mit Hilfe und Rat des Kurfürsten an die Königliche Majestät um Bestätigung der alten Zimmernschen Freiheiten. Ihre Königliche Majestät bewies sich hierin allergnädigst, denn es wurden Herrn Johannes Werner samt seinen Geschwistern und allen ehelichen Leibeserben die Regalia erneuert, der Blutbann, die hohe Gerichtsbarkeit, samt den andern alten Freiheiten. Als das geschehen war, sagte er dem Kurfürsten und Pfalzgrafen Philipp für die viele Gnade, die er ihm und seinen Brüdern von Jugend auf erwiesen, vielen Dank und nahm Urlaub; er begab sich nach Meßkirch und hielt dort im Schlosse Haus.

Als er aber nun einige Zeit daheim in Meßkirch gewesen war, begab er sich in den Dienst Markgraf Christophs von Baden, bei welchem Fürsten er besondere Gnade erlangte. Er hielt sich auch hier am Hofe wie in Heidelberg mit Rennen, Stechen und allen ritterlichen Übungen so wohl, daß er bei jedermann in hohem Ansehen stand.

Nun war wenige Jahre vorher Graf Konrad von Tübingen, der zu Lichteneck wohnte, gestorben. Seine hinterlassene Witwe Sophia war ihres Geschlechts eine Böcklin. Sie wohnte in Straßburg und wurde auf mehr als sechzigtausend Gulden Kapital geschätzt, weshalb viele Herren vom Adel um sie warben. Weil nun der Markgraf Herrn Johannes Werner besonders gnädig gesinnt war und wohl wußte, in welches Mißgeschick die Freiherrn von Zimmern

geraten waren, so suchte er ihnen damit aufzuhelfen, daß er Herrn Johannes Werner die Böcklin zu gewinnen suchte. Deshalb ritt er oft nach Straßburg und Herr Johannes Werner mit ihm. Oft blieb er einen Monat dort und veranstaltete Bankette und Bälle, zu denen die Witwe eingeladen wurde. Kurz, der Markgraf zeigte sich in der Angelegenheit ganz freundlich, und durch seine Unterhandlungen bewogen, willigte die Böcklin schließlich ein, Herrn Johannes Werner zu nehmen. Doch war sie eine so stolze, hochmütige Bestie, daß sie, obgleich sie nur vom Adel war, meinte, weil sie den Grafen von Tübingen vorher gehabt, so verringere sie ihren Stand, wenn sie sich mit einem Freiherrn vermähle; während doch die Grafen und Freiherrn bei allen Sessionen und Abstimmungen des heiligen Reichs und in allen hohen Stiftern und sonst gleich geachtet werden und kein anderer Unterschied vorhanden ist als im Namen. Deshalb ließ sie unter andern Bedingungen, die in den Ehevertrag aufgenommen werden sollten, Herrn Johannes Werner auch diese stellen, er möge sich bei der Königlichen Majestät um die Erlaubnis bewerben, sich einen Grafen zu schreiben, und zwar nach einer alten Grafschaft und nicht von Zimmern. Diese Bedingung einer solchen alten, ausgemergelten Schachtel ärgerte Herrn Johannes Werner sehr; er dachte an seinen guten Namen, an sein uraltes Geschlecht und beschloß, sich mit seinen Herren und Freunden darüber zu beraten. Man riet ihm mancherlei und schließlich kam man dahin überein: Dieweil seine Geschwister durch den Werdenberger in so großen Schaden gekommen, diese Witwe aber ein so großes Vermögen besitze, so sei es ihm von allen Verständigen nicht zu verargen, wenn er zur Erlangung einer so günstigen Heirat alles tue, auch habe er ja noch zwei Brüder, die durch zweckmäßige Heiraten das Geschlecht fortpflanzen könnten. Also erlangte er bei der Königlichen Majestät, daß er sich künftig der Witwe zu Gefallen, einen Grafen von Kordorf schreiben durfte. Weil aber nun Markgraf Christoph verreiste, so wurde die Heiratsabrede eine Zeitlang aufgeschoben.

Unterdessen lud der Kurfürst von Trier, Erzbischof Jakob, Markgraf Christophs von Baden Sohn, Herrn Johannes Werner, dem er nicht weniger als sein Herr Vater geneigt war, an seinen Hof. Als er nun zu diesem kam und ihm den Heiratsplan, den sein Vater für ihn entworfen, berichtete, riet ihm der Kurfürst von dieser Heirat gnädigst ab, indem er ihn ermahnte, sich seines Herkommens zu erinnern, und wie seine Vorfahren sich immer so ehrlich verheiratet, stets nur auf Ehre und Freundschaft gesehen hätten; ferner, wie selten Glück und Beständigkeit in einer solchen Ehe sei, die nur des Geldes wegen geschlossen werde, wie schimpflich es für ihn wäre, seinen uralten Namen abzulegen und einen andern anzunehmen, wie er von dieser Frau kein Kind erhalten, und wie sie um ihres Geldes Willen sich überheben würde: kurz, er werde keinen guten Tag bei ihr haben. Mit solchen und dergleichen Vorstellungen widerredete und verleidete er ihm die Heirat dermaßen, daß er Markgraf Christoph den ganzen Handel abschrieb. Der ergrimmte darüber so sehr, daß er von Herrn Johannes Werner mehrere Tausend Gulden, die er seinetwegen in Straßburg verzehrt und verbankettiert hatte, zurückforderte. Und weil er ihm so ungnädig war, daß er auf seiner Forderung beharrte, so begab sich Herr Johannes Werner zu dem Kurfürsten von Trier, bei dem er längere Zeit sehr geehrt am Hofe lebte.

Die Forderung Markgraf Christophs ist stehen geblieben bis zu Herzog Ulrichs und Frau Sabina Herzogin von Bayern Hochzeit Anno 1511. Damals schenkte der alte Markgraf, weil er wohl merkte, daß ihm Herr Johannes Werner für diese Ansprüche nichts gebe, alles seiner Gemahlin, Frau Katharina, geborenen Schenkin und Freiin von Erbach. Kurze Zeit darauf, nachdem Herr Johannes Werner der Böcklin die Heirat abgeschrieben hatte, heiratete sie Graf Ludwig von Leonstein, nachdem ihm seine erste Gemahlin, Elsbeth Gräfin von Montfort, wenige Jahre zuvor gestorben war. Und obgleich er hoffte, daß sie ihm viel Geld zubringen werde,

denn er hatte sie nur ihres unmäßigen Reichtums wegen geheiratet, so kam es doch anders, und man erzählt davon eine spaßige Geschichte, wodurch Graf Ludwig sich und seine Kinder um viel Geld gebracht habe. Obwohl er sonst als ein listiger, gewandter Graf bei jedermann galt, so hat er sich doch in der Sache bös versehen und dies soll die Ursache sein: Seine Gemahlin war zwar eine alte betagte Frau, verwendete aber trotzdem wohlriechende Wasser und was sonst zum Schmuck und zur Zierde des Leibes dient. Das nahm Graf Ludwig vielmals wahr, tat aber nicht dergleichen, als ob er es merkte. Als er nun einmal bei ihr in Straßburg war, veranlaßte er seine Freunde und Verwandten, ihn, wie das wohl zu Zeiten unter vertrauten Freunden Sitte war, mit einer Mummerei bei seiner Gemahlin im Bett aufzusuchen. Die Böcklin merkte etwas davon und so versäumte sie nicht, sich am Abend mit schönen Hauben, Ketten, Ringen und anderem zu schmücken. Ein Gläslein mit feinem wohlriechenden Wasser hatte sie ganz nahe am Bett stehen; mit dem pflegte sie sich jeden Abend vor dem Schlafengehen im Gesicht anzustreichen. Damals nun hatte Graf Ludwig das Gläslein heimlich zur Hälfte ausgeleert und mit einer guten Tinte wieder aufgefüllt. Also bestrich sich die gute Frau mit der Tinte, wovon sie im Gesicht nicht anders aussah als ein Mohr. Wie nun die Herren kamen und mit Musik und vielen Windlichtern begleitet, Graf Ludwig besuchen wollten, entstand ein großes Gelächter unter ihnen, als sie das alte Weib so schön geziert wie einen Mohren neben ihm im Bette sahen; mit vielen Spottreden zogen sie ihres Wegs. Obwohl sie nun nicht wissen konnte, weshalb sie lachten, so argwöhnte sie doch etwas, und wie sie am Morgen in den Spiegel blickte, merkte sie, wie sich die Sache verhielt. Sie ärgerte sich so, daß sie kurze Zeit darauf ein Testament aufsetzte, in dem sie all ihr Geld und Gut und was sie besaß an Stiftungen und ihren nächsten Freunden vermachte. Graf Ludwig aber hatte das Gut verscherzt und blieb ihm gar wenig übrig.

Herr Gottfried Freiherr von Zimmern ist ein gar alter Herr, an die neunzig Jahre und darüber geworden, denn er war immer gesund. Essen und Trinken hielt er in genauer Ordnung, und damit ist er bis an sein Ende gesund gewesen und geblieben. Sein ganzes Leben lang hat er nie eine Krankheit gehabt. Alle Tage machte er sich Bewegung und Arbeit; jeden Tag ging er von Wildenstein nach Beuron in die Propstei, die Messe zu hören, obwohl das ein guter Weg ist, und wieder zurück ins Schloß. Nie aber sah man ihn leer von der Donau heraufkommen, sondern er trug immer etwas hinauf zu seiner Übung. Ebenso tat er, wenn er in Meßkirch oder Seedorf war, da verging selten ein Tag, an dem er nicht arbeitete; von dieser Gewohnheit ließ er sich durch nichts als durch hohe Festtage und besondere Anlässe abbringen. Durch solche Übungen und tägliche Arbeiten, auch durch seine mäßige Lebensweise, hat er das erwähnte hohe Alter erreicht und viele glauben, er hätte über hundert Jahre alt werden können, wenn nicht die Bosheit seines Bastards Heinrich Zimmerer gewesen wäre, die seinen Tod beschleunigte. Dieser Heinrich Zimmerer war, als er zu Jahren kam, ein verständiger und behender Mann, wenn er nur seinen Verstand besser gebraucht hätte. Er hatte eine edle Jungfrau, eine von Heggelbach genommen, die ihm etliche Söhne und Töchter schenkte. Der alte Herr Gottfried hatte ihn sehr lieb, deshalb gab er ihm den Sitz in Schloß Herrenzimmern und bestellte ihn zum Oberamtmann der Herrschaft vor Wald. Diese regierte er ganz nach seinem Willen und Gefallen, denn der alte, gute Herr kümmerte sich nicht um das Regiment; deswegen verbesserte auch dieser Heinrich, als ein nicht zur Abrechnung verpflichteter Amtmann seine Verhältnisse in kurzer Zeit. Herr Gottfried schickte ihn einmal nach Wien, um wegen der ergangenen Deklaration bei Kaiser Friedrich vorstellig zu werden und gab ihm 1000 Gulden mit. Als er diese vertan hatte, zog er unverrichteter Dinge wieder heim und machte dem from-

men alten Herrn, der ihm leicht glaubte, einen blauen Dunst vor. Wenige Jahre darauf, als er Anno 1500 auf dem Reichstag zu Augsburg war um der Zimmernschen Interessen willen, intrigierte er am Hofe so viel, daß er es schließlich erreichte, daß er vom römischen König Maximilian legitimiert und geadelt wurde. Er erhielt Schild und Helm und im Wappen einen aufrechten gelben Löwen im roten Felde, auf dem Helm zwei Hirschgeweihe, das eine rot, das andere gelb. Dieses Wappen führte er dann. Und weil er zu Herrenzimmern seinen Sitz hatte, so brachte er den alten Herrn dazu, daß er ihm das Schloß von dem das Zimmernsche Geschlecht seinen Namen und sein Herkommen hat, frei mit allen Zugehörden übergab. Wie aber nun der Heinrich einmal zu Zimmern im Schloß badete und das Feuer nicht recht verwahrt worden war, ging das Schloß an und brannte ab, wobei nicht wenige Urkunden und Register, die er als Amtmann aufbewahrte, mit in den Flammen aufgingen.

Als nun die Feuersbrunst vorüber war, ritt Heinrich Zimmerer eilends gen Wildenstein, um es dem alten Herrn Gottfried anzuzeigen. Wie er nun zu dem alten Herrn kam, meldete und klagte er ihm seinen Schaden. Herr Gottfried ließ ihm die Wahl, ob er ihm entweder Herrenzimmern wieder aufbauen und neu übertragen, oder Seedorf, Schloß und Dorf geben solle. Da begehrte Heinrich das Schloß Zimmern, obwohl Seedorf für ihn nützlicher und besser gewesen wäre. Gleich darauf begann er das Schloß wiederaufzubauen und zog die Baufteuer ganz nach seinem Belieben ein. Von aller Nutzung gab er seinem Herrn nach Gefallen, das übrige behielt er alles; und obwohl das Herr Gottfried wohl merkte, so tat er doch nicht dergleichen, denn er gönnte es ihm. Bei dieser Amtsverwaltung gedieh Heinrichs Vermögen so gut, daß er schließlich das Auskommen eines Edelmanns hatte und sich von seinem Schaden gut erholte. Als Herrenzimmern wiedererbaut war, kaufte er das Schlößlein Mieringen am Neckar, samt den Dörfern Mieringen und Wiesenstetten und dem Domelsberg, auch brachte er noch andere Güter in seine

Hand. Obwohl nun Heinrich Zimmerer so eine Zeitlang zu Vermögen kam, so hatte das doch nicht lange Bestand, denn wie gewonnen, so ist es auch wieder zerronnen; er hat in kurzer Zeit ein großes Gut vertan. Herr Gottfried der Alte hatte das vorausgesehen, daß Heinrich in Armut kommen könne und ihm deshalb als Leibgeding dreißig Malter Getreide jährlich verschrieben mit Bewilligung seiner Vettern; damit hatte er ihn am nützlichsten versorgt, denn sonst hätte er wohl Hungers sterben müssen. Als nun Junker Heinrich viel vertan hatte und in große Schulden gekommen war, begann er, dem alten Herrn mehr und gröber in die Wolle zu greifen, denn er entwendete ihm heimlich viel Geld; auch nahm er hinter seinem Rücken etliche hundert Gulden Kapital auf und besiegelte den Vertrag mit dem Siegel des alten Herrn, das er heimlich in seine Hände brachte. Außerdem verkaufte er einige Zimmernsche Lehen an die gegenwärtigen Inhaber. Von den Herrschaftsleuten nahm er Geld und Geschenke an und fertigte ihnen dafür Urkunden und Briefe nach ihrem Gefallen aus; namentlich gab er den Seedorfern eine Verschreibung, wonach sie von jetzt an zur Oberndorfer Messe gehören sollten. Solche Manöver führte er in der Herrschaft viele aus und verheimlichte sie lange vor dem alten Herrn, der damals meistens zu Meßkirch im untern Hof sich aufhielt. Wie aber nun der Heinrich im Jahr nach Christi Geburt 1508 abermals Geld in Herrn Gottfrieds Namen entlieh und die Rückzahlung lange anstehen ließ, da forderten die Gläubiger Herrn Gottfried vor das Hofgericht in Rottweil. Als Herr Gottfried davon benachrichtigt wurde und zugleich erfuhr, was Heinrich praktiziert, und wie er ihn geäfft und betrogen hatte, da erzürnte er so sehr, daß er gleich krank wurde, sich zu Bette legte und sich durch kein Zureden auf andere Gedanken bringen lassen wollte. In diesem Zustand traf ihn ein Schlag, so daß er kaum noch reden konnte. Trotzdem ließ er sich in seiner Krankheit, wie einem Christenmenschen gebührt, mit allen Sakramenten versehen; und auf St. Gordianstag, den zehnten Tag des

Maien, ist er zwischen acht und neun Uhr vormittags verschieden. Der Allmächtige wolle ihm und allen Christgläubigen ewige Freude verleihen! Wenige Stunden zuvor soll er große Anfechtungen erlitten haben, denn der Angstschweiß brach ihm aus; er soll auch gesagt haben, er besorge, er sei ewiglich verloren. Alsdann hat er nicht mehr viel geredet, sondern nur dem Priester, der bei ihm war, nachgesprochen, so gut er konnte. Er ist unter großem Klagen der Meßkircher und männiglich zu Grabe getragen und in dem alten Zimmernschen Begräbnis bei seinem Bruder, Herrn Werner, und seinen andern Vorfahren begraben worden.

Vor seinem Absterben begehrte Herr Gottfried drei Dinge. Erstens, daß man seine Untertanen gnädiglich halten und mit Steuern nicht weiter beschweren solle; zweitens, daß man bei seinem Begräbnis keinen Prunk und keine besondere Feierlichkeit entfalte, und daß von den Priestern und Schülern nur der Lobgesang sanctorum Ambrosii und Augustini zur Orgel gesungen werde; drittens, daß man ein gemaltes Fenster in eine Kapelle bei Hilzingen stifte, das er schon lange gelobt aber nie gehalten habe. Das alles wurde ihm von seinem jungen Vetter, Herrn Wilhelm Werner, zugesagt und auch später so ausgeführt. Dann ist der fromme alte Herr im Herrn verschieden. Dem Gott gnädig sei! Als man ihn nach St. Martin brachte und in das Grab legte, hat man den herrlichen Lobgesang sanctorum Augustini und Ambrosii zur Orgel, wie er das vor seinem Ende begehrte, mit Freuden gesungen und ihn so der Erde befohlen. Von Jugend auf hatte er zu diesem Gesang eine besondere Liebe, so daß er manchmal nachmittags oder sonst zu ungewöhnlicher Zeit, wenn es ihm gerade einfiel, zur Kirche ging und nach den Priestern und Schülern schickte, die mußten ihm dann den Gesang zu der alten Orgel singen, und immer hat er ihnen dafür einen Gulden geschenkt.

Trotz dieser Geschichte gedeihen manchmal die Bastarde, und es werden sogar vornehme Leute daraus, aber es gehört zu den Seltenheiten. Man erzählt von einem berühm-

ten Marschalk von Burgund, einem Grafen von Neuschott, wie der ans Sterben kam, versammelte er seine Söhne um sich und teilte jedem das Seinige zu; sein unehelicher Sohn aber, ein geschickter und gewandter Mensch, stand dabei; weil nun alle etwas erhielten, er aber nicht, so erkühnte er sich schließlich und fragte seinen Vater, was denn ihm zukomme. Der war um die Antwort nicht verlegen und ließ sich durch einen Diener sein altes Schlachtschwert, das ihn in Krieg und Schlacht stets begleitet, holen. Das gab er dem Bastard und sprach: „Wohlan, du begehrst auch ein Teil von meiner Erbschaft, darum geb' ich dir als deinen Anteil mein Schwert, mit dem ich Land und Leute oft erhalten und erobert habe, und gebe dir es darum, damit du dir es zu Herzen nimmst und dich ebenso beweisest, auch mit diesem Schwert deine anderen Brüder samt ihren Gütern nach besten Kräften beschützest." Alsdann befahl er seinen Söhnen, was sie jeder ihm zum Unterhalt geben sollten. Man sagt, daß dem Jungen des alten Herrn Rede damals so zu Herzen gegangen sei, daß er sich später in allen Dingen auszeichnete und seinen ehelichen Brüdern redlich diente; wofür er von ihnen auch in Ehren gehalten wurde.

Als Herr Johannes Werner noch jung war, trieb er mit seinen Untertanen viel Scherz und Spaß; besonders waren es aber die alten Zimmernschen Bürger in Meßkirch, die während seiner und seiner Brüder Vertreibung so treu zu ihm gehalten hatten, die er jetzt an sich zog und viel Kurzweil mit ihnen trieb. Es lebte damals ein Bürger in Meßkirch namens Konrad Seiz, ein frommer ehrlicher Mann, aber ein Sonderling; dem ließ Herr Johannes Werner einmal von Paul Mayer, Claus Kolb und anderen seine Schimmel auf der Weide schwarz färben. Gegen Abend nun, als die Hirten die Rosse heimtrieben, liefen die Pferde des Seiz in ihren gewöhnlichen Stall. Wie aber der Konrad Seiz die schwarzen Rosse sah, glaubte er, es seien fremde und trieb

sie mit großem Spektakeln und Fluchen hinaus. Dann lief er überall in der Stadt herum und fragte nach seinen Pferden. Als sie aber niemand gesehen hatte, ging er wieder heim und fand die schwarzen Gäule abermals im Stall. Darüber erzürnte er noch mehr und wollte sie mit einer Stange herausjagen. Die aber wollten sich nicht austreiben lassen, denn wenn er das eine glücklich herausgejagt hatte, so lief das andere wieder hinein. Und wie der Spektakel kein Ende nehmen wollte, kamen endlich die Nachbarn herbei; die brachten ihn schließlich mit vieler Mühe und nach langer Überredung dazu, die Rosse im Stall zu behalten. Also hat er Weib und Kinder angestellt, die haben die Rosse wieder waschen müssen.

Bald darauf erfuhr Herr Johannes Werner, daß der Konrad Seiz eine Anzahl fette Enten mäste. Er ließ ihm des Nachts also die Enten nehmen und dafür einen halberwachsenen Wolf in den Stall sperren. Wie nun der Seiz morgens den Entenstall aufmachte, rannte der Wolf mit solchem Ungestüm gegen ihn, daß er ihn über den Haufen warf; der Seiz meinte natürlich nicht anders, als er habe die Enten gefressen. Herr Johannes Werner aber schickte ihm sein Geflügel wieder mit dem Bericht, der Wolf habe die Enten im Kropf davongetragen. Das glaubte der Seiz und war damit zufrieden.

Herr Johannes Werner stellte damals einen Kaplan für das Stift in Meßkirch an, namens Hans Schmidt, von Überlingen gebürtig, der war in seiner Jugend auf der hohen Schule zu Wien und auch einige Jahre zu Ofen im Ungarland gewesen. Später erbte er etwas von seinen Verwandten zu Überlingen; das hat er aber alles verschleckt und vertan, so daß er schließlich von jedermann den Namen „Pfaff Weingeber" bekam und auch bis an sein Ende behielt. Bei den Herren war er wegen seiner schönen Stimme, seiner guten Sprüche und Scherze wohl gelitten. Weil er aber immer unruhig war und einem ehrlichen Bürger in seiner Abwesenheit zu nächtlicher Weile mehrmals das Haus visi-

tierte, so ließ Herr Johannes Werner eines Abends ein kleines unscheinbares Gäßchen in der Nähe mit viel Reisig, das an einem übelriechenden Ort durchgezogen worden war, überall anfüllen. Dann wartete er mit seinen Dienern auf den Pfaffen. Er hatte sein Gesinde verteilt, den einen Teil oben, den andern unten in der Gasse. Wie nun der Pfaffe, der sich keines Bösen versah, zwischen die beiden Abteilungen kam, hörte er unten in der Gasse Lärm, weshalb er die Gasse hinauflief. Da kam ihm der andere Haufe entgegen; er hörte wie sie mit den Waffen klirrten, daß die Funken aus dem Pflaster sprangen. Da wußte er nicht mehr, wo hinaus; überall war er umzingelt. Und wie er sich nun weder vorwärts noch rückwärts getraute, kam er an das kleine Gäßchen. Kaum war er dort, so drangen auch schon die beiden Haufen auf ihn ein, so daß er schließlich, um nur den Prügeln zu entrinnen, die ihm schon so nahe waren, mitten durch mußte. Wie er sich an dem Unflat, der in dem Reisig hing, verunreinigte, ist wohl zu denken. Aber er war mit dieser Strafe noch nicht verscheucht. Als Herrn Johannes Werner wieder gemeldet wurde, daß er in Abwesenheit des Mannes durch den niedern Laden, den er von der Gasse aus wohl erreichen konnte, ins Haus schlüpfte, ließ er es ihm mehrmals verbieten, mit dem Hinzufügen, daß ihm sonst noch mehr Ungemach begegnen würde; aber es half alles nichts. Also ließ er ihm in einer Nacht aufpassen. Drei starke Männer hatten sich heimlich und ohne Wissen des Pfaffen in dem Haus verborgen und Herr Johannes Werner wartete mit seinen Leuten in der Nähe. Wie nun der Pfaffe heranschlich und sich zu dem Laden hinaufschwang, packten ihn die im Haus drinnen bei den Haaren und zogen ihn kräftig; Herr Johannes Werner eilte mit den Seinen herbei und packte ihn bei den Füßen; also wurde der Pfaffe ganz jämmerlich von beiden Seiten gezogen. Einmal zogen ihn die im Haus an sich, dann wieder rissen ihn die auf der Gasse zu sich hinunter. Er konnte sich nicht wehren, durfte nicht einmal schreien. Schließlich bat er sie um Gottes und aller

seiner lieben Heiligen willen, es möge doch der eine Teil der stärkere sein, damit das Ziehen ein Ende nehme. Als sie ihn nun wohl zerzaust hatten wie einen Hasenbalg und ihm das Fell gegerbt, ließen sie ihn wieder laufen. Er hat dann hernach das Haus in Ruhe gelassen und der dritten Weihe nicht begehrt.

Herr Wolfram, ein Freiherr von Eschenbach, war einer der ältesten deutschen Poeten in unseren Landen, von denen wir wissen. Dieser Herr Wolfram hat zu seinen Lebzeiten den größten Teil der Ritterbücher der Tafelrunde aus der französischen und pikardischen Sprache übersetzt und in deutsche Reime gebracht. Die späteren haben einen Spruch auf ihn gedichtet, der also lautet:

„Herr Wolfram von Eschenbach,
Laienmund nie besser sprach."

Wann dieser Herr Wolfram lebte, läßt sich nicht genau sagen, sicher ist, daß er vor dreihundert Jahren gestorben ist. Wir haben noch einen andern solchen vornehmen deutschen Poeten gehabt, freilich nicht in unserm schwäbischen Bezirk, sondern im Bayerland, das war ein geborener Freiherr von Laubern; er hat eine Anzahl Lieder und Gedichte sowie ein ganzes Buch hinterlassen, das genannt wird der Laberer.[9]

Eines Tages berief Bischof Georg von Augsburg den alten Herrn Georg von Rechberg, der zu Kelmünz saß, nach dem Morgenessen zu sich und hielt ihn mit Reden lange auf, wie denn der Fürsten Brauch ist, daß sie nach dem Essen lang zu stehen pflegen. Das wollte nun dem guten Alten, der bei Tisch weidlich gezecht hatte, zuviel werden, er konnte das Wasser nicht mehr länger halten und mußte es bei hellem Tag öffentlich vor dem Bischof und jedermann fahren lassen, so daß ein großer Fluß von ihm aus in den Saal lief. Schließlich entfernte er sich von dem Bischof, schüttelte

den einen Rockärmel und sprach: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Buben haben mir Wasser in den Ärmel geschüttet"; damit ging er davon. Über diese Rede lachte man; denn man sah seine Hosen noch triefen, auch waren weder Buben noch Mädlein bei ihm, die er hätte beschuldigen können.

u der Zeit, als Herr Werner seinen Wohnsitz in der Grafschaft vor Wald hatte, erlebte er dort allerlei Kurzweil, besonders mit dem Gabriel von Magenbuch, mit dem er oft zusammen kam. Herr Johannes Werner ritt einmal mit ihm in die Herrschaft Meßkirch und brachte ihn mit List dazu, daß er sich auf der Jagd in ein Wespennest setzte. Als er die Wespen glücklich wieder los war und zu Pferd saß, veranlaßte ihn Herr Johannes Werner, gerade als man unter einem niedern Ast wegreiten mußte, durch ein Gespräch, beständig zurückzuschauen und damit sich selbst vom Rosse herunter zu reiten. Wie er nun durch dieses doppelte Mißgeschick recht zornig war, kamen sie zum Morgenessen nach Guttenstein. Hier wurde er auf Anstiften der Herren von vielen Weibern auf dem Weg überfallen, die ihm die Wehr mit Gewalt abgürten wollten. Der Gabriel aber schrie im Zorn: „Packt euch, ihr Kotzen! daß euch potz Schweiß schände! flieht, oder ich steck eine an das Schwert." Damit griff er nach der Wehr, aber er hatte keine an; also mußte ihn Herr Johannes Werner von den Weibern losbitten. Wie sie nun in den Pfarrhof kamen und der Gabriel in die Küche ging, sah er dort ein paar gebratene Hühner am Spieß; darüber freute er sich in seinem Hunger so, daß er seinen Unmut und seinen Zorn vergaß. Herr Johannes Werner aber ließ heimlich die Hühner mit eisernen Nägeln durchstecken. Bei Tische wollte Gabriel nicht essen, sondern wartete auf die gebratenen Hühner. Als sie nun aufgetragen wurden, sollte er sie auf Geheiß Herrn Johannes Werners selbst zerlegen, das gelang ihm aber nicht; außerdem ver-

darb er mehrere Messer. Er nahm ein anderes Huhn, dann das dritte, das vierte und versuchte alle Mittel, sie zu zerschneiden. Schließlich, als er die eisernen Nägel sah, wurde er so zornig, daß er die Hühner, die Messer und alles Gebratene samt den Platten hinter die Tür warf, so daß jeder lachen mußte. Als aber sein Zorn vergangen war, hob er die Hühner wieder auf, und obwohl sie ganz schmutzig waren, so mußte er sie doch Hungers halber essen.

Wenn die Brüder, Herr Johannes Werner und Herr Gottfried Werner, Hofgericht vor Wald hielten, oder die Appellationen zu Seedorf und Oberndorf erledigten, nahmen sie den Gabriel zum Beisitzer, aber nur des Spaßes wegen. Der aber freute sich sehr und half weidlich Urteil sprechen. Wenn er dann von den Herren oder von den andern Beisitzern seiner Ratschläge wegen gerühmt und gefragt wurde, woher ihm als einem Handwerksmann, einem Weber, ein solch hoher Verstand käme, antwortete er, daß er in seiner Jugend viel um Graf Jos im Bart (damit meinte er den alten Grafen Jos von Zollern) Werner von Zimmern und Alwig von Sulz gewesen sei. Als Junge sei er in der Regel an der Tür oder hinter dem Ofen gestanden, hätte die Haare mit beiden Händen von den Ohren gestrichen und ihnen, wenn sie miteinander redeten: „Ja, ja, sommer gele, lieber Oheim! Wie ratst? Wie wär dem zu tun?“ fleißig zugehört. Seine Rede aber beschloß er damit, daß er sagte, damals hätte er von diesen Herren seine Vernunft und Geschicklichkeit gelernt; aber jetzt sei kein Fleiß und kein Streben mehr bei der Jugend, so daß sie nichts weiter könnten und wüßten, als fluchen, schwören und unmäßig trinken: „Potz Marte, ich bring' dir's! Es gilt!“ und dergleichen. Solche und ähnliche Reden wußte er sehr possierlich vorzutragen. Wenn er von den beiden Brüdern gefragt wurde, warum er bei dem andern Bruder, Herrn Wilhelm Werner, nicht auch so wohl angesehen sei und um Rat gefragt werde, so machte ihn das so ungeduldig, daß er fast Löcher in den Tisch kratzte und sagte: „O wei, o wei! ich bin nicht gut

wilhelmisch, ich kann vor den Vögeln nicht bei kommen." Damit spielte er auf Herrn Wilhelm Werners Amtmann an, namens Konrad Vogel. Es war auch dort noch ein anderer Vogel namens Baschion, den beiden war Gabriel besonders feind, weil er glaubte, daß sie ihm bei ihrem Herrn zu schaden suchten. Auch mit dem damaligen Pfarrer zu Oberndorf, Peter Käuferlin, lag er immer im Streit. Er redete den Geistlichen und Pfaffen ins Handwerk und sprach gegen ihre Mißbräuche; das wollten sie sich nicht gefallen lassen und taten ihm auch was sie konnten zuleide. Nun begab es sich, daß die drei Brüder einmal zu Oberndorf in Meister Peters, des Pfarrers Haus zusammenkamen und ganz fröhlich waren. Der Gabriel wurde auch dazu geladen, obwohl sie wußten, daß die beiden sich gar zuwider waren. Um der Herren willen nahmen sich aber der Pfaffe und auch der Gabriel zusammen und sagten sich viele Freundlichkeiten. Während des Nachtessens ging der Pfarrer mehrmals in die Küche als ein guter pater familias. Wie der Pfarrer nun wieder einmal gerade draußen war und Gabriel von einem der Herren gefragt wurde, was er von dem Pfaffen hielte, sagte er: „Soll ich den Kelchbuben voll Löcher stechen, wie eine Fischgelte?" Gleich darauf trat der Pfaffe wieder in die Stube und Gabriel redete ihn freundlich an: „Lieber Meister Peter, wir sind schon einig; laßt euch nichts anfechten! wir wollen brave Büblein sein." Darüber ärgerte sich der Pfarrer sehr, aber er ließ es sich nicht merken. Mehreremal wiederholte sich das Spiel; in seiner Gegenwart gab er ihm immer freundliche Worte und schimpfte wenn er draußen war, ohne zu bedenken, daß der Pfaffe vor der Türe alles gut hören konnte. Schließlich schickten die Herren den Kaplan, der bei Meister Peter im Haus wohnte und dem Gabriel besonders feindlich war, in die Stube; der trat im Chorrock mit der Stola herein und sagte: „Meister Gabriel, ihr seid auf euer Alter gekommen, ihr habt, wie ich höre, viel böse Stücklein auf der Seele; ihr sollt euch bekehren und bessern und mir jetzt beichten." Gabriel wurde zornig, stand vom

Tisch auf, erwischte den Pfaffen und wollte ihn auf den Boden werfen. In dem Augenblick trat der Pfarrer wieder in die Stube und sah das Handgemenge. Weil aber der Gabriel ihn vorher so geärgert hatte, so lief er herbei, packte ihn am Hals und drückte ihn in Grimm und Wut auf die Bank, bis ihm Hören und Sehen verging und seine Augen ganz glasig wurden. Aber der Meister erholte sich wieder und man nahm die ganze Geschichte für einen Spaß.

u Herrn Johannes Werners Untertanen gehörte auch ein kindischer Tölpel, der aus Oberndorf gebürtig war. Er hieß Wolf Scherer, wurde aber von niemand anders als Peter Letzkopf genannt. Sommers und Winters ging er ohne Hosen und Schuhe einher, und obwohl er Geld genug hatte, um sich Kleider zu kaufen und obwohl ihm hin und wieder viel geschenkt wurde, so trug er doch stets die Schuhe am Gürtel und war ein solcher Landfahrer, daß er an keinem Orte blieb. Wo er am besten gehalten wurde und wo man ihn am liebsten sah, da konnte er am wenigsten bleiben; wenn er aber merkte, daß er an einem andern Ort unwillkommen sei, so konnte niemand den Narren aus dem Haus bringen. Herr Johannes Werner hätte den armen Menschen manchmal gern behalten und um Gotteswillen unterhalten, aber er wollte nicht bleiben. Als er einmal nach Meßkirch kam, wurde er, wie das so am Hofe Brauch ist, gefoppt und geneckt; das verdroß ihn nicht wenig und um sich zu rächen, steckte er in alle Schlösser im Haus kleine Hölzchen. Wie nun Herr Johannes Werner kam und aufschließen wollte, fand er alle Schlüssellöcher voll Hölzchen; schließlich mußte er alle Schlösser herausbrechen, was den Türen nicht wenig Schaden tat. Herr Johannes Werner war über dieses Abenteuer übel zufrieden und besorgte, der boshafte Narr könne ihm noch größeren Schaden zufügen; deshalb ließ er ihn die Stadt und die Herrschaft verschwören. Er wurde Kilian Fleiner, Herrn Johannes Werners reisigem

Knecht übergeben, der sollte ihn aus der Herrschaft führen. Das geschah. Kilian führte den Gauch bis nahe zum Kloster Wald, da verließ er ihn und ritt wieder heim. Der Peter aber machte sich nach der Trennung von Kilian, seinem Geleitsmann, auf den Weg und kam vor ihm wieder nach Meßkirch. Er wollte aber nicht durch das Untertor hinein, sondern ging durch die Ablach durch das Müllertürlein in die Stadt. Wie nun der Kilian in das Schloß reiten wollte, sah er den Narren auf dem Markte stehen und wunderte sich darüber nicht wenig, meldete es auch seinem Herrn. Herr Johannes Werner ließ den Peter sogleich vor sich kommen; er erinnerte ihn an das, was er geschworen und an die Strafe, die er durch seine Rückkehr verschuldet habe. Der Narr gestand alles, fügte aber hinzu, nachdem Kilian ihn verlassen, hätte er sich auf einen großen Stein gesetzt und alle Welt ringsum betrachtet; da habe ihm aber nichts so gut gefallen als Meßkirch, darum wolle er sich auch nicht ausweisen lassen. Herrn Johannes Werner war der Zorn zum Teil schon wieder vergangen; er mußte über des Narren kindliche Reden und törichte Geberden lachen und ließ ihn in Meßkirch bleiben. — Man erzählt, er sei viermal in St. Jago de Compostella gewesen, wofür er auch Urkunden und Wahrzeichen mitbrachte, und das, obwohl er keine andere Sprache als deutsch konnte. Aber es war eben nicht viel an ihm gelegen, darum hatte er das Glück.

Nun war damals zu Rordorf ein einfältiger Mensch namens Heinrich Klenker, er wurde aber nur der Lulle genannt. Der hatte einmal etwas verschuldet, wofür er begnadigt wurde, aber mit der Auflage, zur Buße seiner Schuld nach Compostella zu wallfahren; dazu mußte er sich eidlich verpflichten. Er wurde dem Peter Letzkopf angehängt, der sollte ihn mit nach Compostella nehmen. Sie machten sich beide auf die Reise, aber der Peter kam allein wieder und es bestand ein großer Argwohn, er habe den Lulle auf dem Weg ermordet, obwohl man nichts Bestimmtes wußte und nichts beweisen konnte. Wenn man ihn fragte, so sagte er,

der Lulle sei an einem Morgen in der Früh von ihm weg, er wisse nicht wohin, und seitdem habe er ihn nicht mehr gesehen. Dabei mußte man die Sache beruhen lassen und man fragte nicht weiter. In Italien kam er einmal mit einem deutschen Bettler, einem Blinden, zusammen, den führte er hin und wieder auf den Bettel. Wie nun der Bettler einmal glaubte, allein zu sein, zog er vierzig Goldstücke, die er in seinem Bettelmantel vernäht hatte, hervor. Das sah der Peter, ließ sich aber nichts anmerken. Wie sie nun einmal ihrem Handwerk nach in Rom umherzogen und gerade abends spät über die Tiberbrücke gingen und als niemand sonst in der Nähe war, da sah der Peter, daß der Blinde den Mantel am Hals hängen hatte. Er führte ihn also an den Rand der Brücke, packte den Mantel und sprach zu ihm: „Spring! oder du fällst über den Stein". Der Blinde wußte nicht, daß er an einem so gefährlichen Ort stand und sprang. Er fiel in die Tiber hinunter und dem Peter blieb das Geld und der Mantel.[10] Er erzählte aber auch, wie er bald darauf wieder um das Geld kam und wie ihn einige Welsche durchprügelten und ausraubten. Derlei Dinge erzählte er immer ganz offen und verschwieg nichts, ohne zu bedenken, ob ihm Nachteil daraus erwachsen könne. Als er wieder nach Deutschland kam, besuchte er oft Herrn Johannes Werner; der wollte ihn aber wegen seines unsaubern Wandels nicht gern dulden. Einmal weilte er in Seedorf und Herr Johannes Werner ärgerte sich sehr darüber, daß er nicht aus dem Hause weichen wollte. Wie er nun einmal ein Fenster in der großen Stube im Schloß öffnete, flog eine Meise hinaus. Herr Johannes Werner benützte die Gelegenheit um ihn loszuwerden und schlug den Wert der Meise auf hundert Gulden an; die wollte er entweder von ihm haben, oder ihn gefangen setzen. Der Peter sprach: „Wie kannst du dich um das Meislein so anstellen? Ich will dir ein anderes kaufen um drei Heller." Als nun vielerlei hin und her geredet worden war wegen der entflogenen Meise, besorgte der Narr, Herr Johannes Werner würde ihn doch vielleicht fangen lassen

und machte sich davon. Der Ritter trieb seinen Spaß damit und um ihn zu ängstigen, ließ er ihm nachjagen. Er flüchtete zu Herrn Wilhelm Werner und blieb bei ihm etliche Tage. Weil dieser Herr nun gerade einen Zug in die Schweiz vor hatte, so bat er, ihn doch mitzunehmen, weil er dort gern bettle und immer große Almosen, besonders aber Milch, die er gern trinke, bekomme; Herr Wilhelm Werner aber wollte mit dem Narren nichts zu schaffen haben. Darüber ergrimmte er und gab heimlich acht, wo Herrn Wilhelms Reiterrüstung hing, und als niemand um den Weg war, setzte er Läuse in den Helm und machte sich davon. Und wie nun Herr Wilhelm Werner auf den Weg kam, war es auf seinem Kopf immer so unruhig, daß er den Helm abnehmen und ihn säubern lassen mußte, womit ein Barbier zu Schaffhausen genug zu schaffen hatte. Nach dieser Bosheit kam der Peter nicht mehr viel zu Herrn Wilhelm Werner und ist dann auch später ganz verschollen, niemand wußte, wo er hingekommen. Man erzählt auch von ihm, er sei einmal zur österlichen Zeit nach Einsiedeln gekommen und weil man ihn nicht kannte in der großen Volksmenge siebenmal an einem Tag zu dem hochwürdigen Sakrament gegangen. Als er dann wieder zurückkam, rühmte er überall, daß große Gnade und Ablaß zu Einsiedeln sei; denn es ginge dort jeder, der wollte, siebenmal zum Sakrament. Das hat man ihm alles hingehen lassen.

Der Nachfolger dieses Peter Letzkopf in seiner Profession war ein anderer Narr namens Peter von Neufern. Der trieb zu seinen Lebzeiten viel seltsame Dinge und hielt sich die meiste Zeit in Rottweil auf. Zu Herrn Johannes Werner kam er viel, so oft er in Seedorf oder Oberndorf weilte. Herr Johannes Werner hatte ihn einmal in Gegenwart eines Rottweiler Bürgers namens Georg Will von der Scher erzürnt. Um sich nun recht grimmig an ihm zu rächen, sagte er zu ihm: „Ich dachte, du seist ein Junker, du bist aber nur ein gewöhnlicher Edelmann.“ Und wie nun alle darüber lachten, besonders aber der Georg Will, sagte

er zu ihm: „Ich weiß nicht, ob du ein Zunftmeister bist, oder ein Narr. Alle Welt hält mich für einen Narren, was tu aber ich? ich halte die Welt zum Narren." Seines bösen ungezähmten Maules wegen (denn er verschonte mit seinen Reden niemand, er sei gleich hoch oder nieder) wollten ihn die Rottweiler einmal nicht mehr in der Stadt dulden, weil er einigen von den großen Hansen, die ihn gefoppt, die Wahrheit gesagt hatte. Also mußte er aus der Stadt weichen, obwohl es ihm schwer fiel. Auf dem Wege kam er an ein Dorf genannt Wulfingen, das am Heuberg liegt und den Grafen von Zollern gehört. Hier bestellten ihn die Bauern zu ihrem Schmalhirten; so wurde nämlich der Hirt genannt, der die Kälber, Geißen, Schafe und das andere Kleinvieh zu hüten hatte. Das Gelände, auf das er das Vieh treiben sollte, wurde ihm genau bezeichnet und ihm besonders eindringlich ein in der Nähe liegender Berg verboten, wo es viele Wölfe hatte. Weil ihm also der Berg und der Wald darauf verboten worden waren, so trieb er natürlich das Vieh hinein. Wie er aber hineinkam, da waren die Wölfe auch schon da und stürzten auf sechs Schafe los; die waren im Nu zerrissen und gefressen. Der Narr stellte sich wütig an, schalt die Wölfe, warf mit Steinen nach ihnen, aber es half nichts. Die sechs Schafe waren fort, und zu allem Unglück gehörten sie alle sechs ein und demselben Pächter. Der war mit dem Vorfall übel zufrieden und lud den Narr vor Gericht. Er verklagte ihn auf Schadenersatz, weil durch seinen Unfleiß und seine Unachtsamkeit der Schaden geschehen sei. Der Narr aber verwahrte sich dagegen und sagte, es sei ungerecht, daß er, der er von den Schafen gar keinen Nutzen gehabt habe, sie bezahlen solle; vielmehr sei der zur Rechenschaft zu ziehen, der sie gefressen. Die Richter überlegten nicht lange, und weil sie vielleicht sonst auch dem Pächter mißgünstig waren, so entschieden sie, es sei klar, der, der die Schafe gefressen habe, müsse sie auch bezahlen und für die Kosten einstehen. Mit diesem salomonischen Urteil war der Pächter nicht zufrieden, sondern appellierte, der

Peter aber verlangte die schriftliche Ausfertigung des Urteils. Das wurde ihm der Kosten wegen abgeschlagen und das Dorf hatte auch sonst von ihm genug; man bezahlte ihm seinen Lohn und bestellte einen andern Schmalhirten.

Die Bauern zu Ihringen im Breisgau fällten auch einmal ein närrisches Urteil. Einem Müller lief einmal sein Esel in einen Weingarten und fraß Trauben; deshalb wurde der Müller von dem Besitzer des Weingartens vor Gericht geladen und auf Schadenersatz beklagt. Da erkannten die Richter für recht, wenn sich der Esel im Weingarten gesetzt habe und das genügend bewiesen werden könne, so solle der Müller für ihn bezahlen; wenn er aber nur so passando die Trauben versucht, so solle es für ein Ehrenränkle geachtet werden. Der Kläger ist, wie ich glaube, immer noch mit der Inquisition darüber bemüht, ob der Esel die Trauben im Stehen oder im Sitzen fraß.

Im Jahre 1518, gegen den Herbst zu, begann das große Sterben zu Meßkirch, am Bodensee, im Schwarzwald und fast in ganz Süddeutschland. In diesen Nöten begab sich Herr Johannes Werner zu den Herren von Klingenberg auf Twiel, wo auch noch viele andere vom Adel sich hinflüchteten, um das Ende der Seuche abzuwarten. Um aber auch seine Gemahlin und seine kleinen Söhne zu versorgen und in Sicherheit zu wissen, schickte er sie, als sie schon schwanger war, nach Mespelbronn zu Philipp Echter, ihrem Stiefvater und zu der Gräfin von Werdenberg, ihrer Frau Mutter. Hier wurde sie freundlich empfangen und auch Zeit ihres Aufenthaltes wohl gehalten. Wenige Monate nach ihrer Ankunft gebar sie einen Sohn, der wurde Frobenius Christoph in der Taufe genannt; das geschah am Tag Julians des Martyrers am 19. Februar des Jahres 1519, zwischen vier und fünf Uhr vormittags.

Herr Fröben von Hutten war damals auch zugegen; er stand bei Kaiser Maximilian in hohem Ansehen, der pflegte

ihn den Heckenreiter zu nennen. Im Alter wohnte er zu Steinheim am Main. Als nun einmal der Kurfürst von Mainz, Erzbischof Albrecht, dort zugegen war und die Kirche besuchte, predigte der Pfarrer Johannes de Indagine von der Passion, und beschloß seine Rede mit folgenden Worten: „Wem dieser mein Bericht nicht genügt, oder wer mir nicht glauben will, der gehe zu Herrn Fröben von Hutten, dem Hofmeister, der dort neben meinem gnädigen Herr, dem Kurfürsten steht, und frage ihn; dann wird er die Wahrheit erfahren, denn er hat die heiligen Städte selbst gesehen; wenn aber nicht, dann soll er selbst über Meer reisen und sich dort genauen Bescheid holen." Darüber lachte alles; Herr Fröben von Hutten wußte aber dem Pfaffen darum wenig Dank und sagte zu ihm, er solle künftig seine Lügen von der Kanzel mit andern Leuten als mit ihm beweisen.

Herr Fröben starb in gutem Alter und hinterließ zwei Töchter, die dann hernach verheiratet wurden. Auf seinen Reisen pflegte er sich ganz schlicht und altmodisch zu kleiden, und ohne die Ritterzeichen, die er mitführte, hätte man ihn für keinen vornehmen Mann gehalten. — Sein Bruder blieb unverheiratet und sein Leben lang ein Hofmann; viele Jahre lang war er des Erzstifts Mainz Hofmarschall und stand bei Erzbischof Albrecht in solchem Ansehen, daß er ihm das Schloß Werdt, das unterhalb Bratselden am Main liegt, verpfändete. Das ließ er im deutschen Stil wieder herrlich aufbauen; denn er hatte kein kleines Vermögen zusammengebracht. Wie er aber alt wurde, verlor er das Gedächtnis und wurde ganz kindisch; er kümmerte sich um nichts mehr und hatte an nichts Freude, als allein an seinem Geld. So trug er denn, wie man erzählt, fast jeden Tag seine Geldsäcke von einem Schrank in den andern und unterhielt sich damit, die Münzen zu betrachten und zu zählen. Seines Bruders Söhne beerbten ihn.

Graf Philipp von Hanau hatte auch einen solchen Gaukelmann, den man den Leider nannte, weil er in der Gewohnheit hatte, immer zu sagen „ach leider!“ Wenn der Tischtücher und Servietten bekommen konnte, so stahl er sie. Hatte er eine Anzahl beisammen, so warf er sie zu Buchsweiler, dort wo der Graf meistens hauste, in den Wassergraben. Das geschah nun so oft und so viel, daß schließlich eine Klage darüber vor den Grafen kam; man riet hin und her, wußte aber nicht, wer es getan haben könne. Schließlich wurde der Leider als der Serviettendieb ausgekundschaftet und auch in flagranti, als er wieder einen Pack in den Graben hinabwarf, erwischt. Als er nun zur Rede gestellt und vom Grafen examiniert wurde, warum er das tue, sagte der Narr: „Ach leider, Herr, ich will euch die Wahrheit sagen: ich habe so oft gesehen die Leute in diesen Graben scheißen, daß mich die Karpfen und die andern Fische dauerten, darum hab' ich ihnen Tischtücher und Handtücher, was ich bekommen konnt, in den Graben geworfen, damit sie doch nicht so schmutzig werden und sich auch einmal das Maul abwischen können.“ Über dieses Geständnis lachten der Graf und alle die dabei standen; dann aber wurde ihm bei Strafe der Rute verboten, künftig wieder für die Karpfen zu sorgen.

Demselben Grafen begegnete auch einmal ein Unfall in der Herrschaft Bobenhausen, der nicht verschwiegen werden soll, weil er jeder Obrigkeit zur Lehre dienen kann. Der Graf hatte im Schloß zu Bobenhausen ein Gefängnis, das in vielen Jahren nicht gesäubert und ausgeräumt worden war. Weil es nun so weniger Mühe und Kosten machte, ließ es der Turmhüter ausbrennen. Ehe aber der Dunst sich ganz verzogen hatte, nahm der Graf in einer Streitsache ein paar landgräfliche Bauern gefangen und befahl, sie ins Gefängnis zu stecken. An das Ausbrennen dachte man nicht mehr; niemand gab darauf acht. Wie man nun den ersten hinabließ, erstickte er gleich an dem Dampf, fiel

hinunter und war tot. Ebenso ging es mit dem zweiten und mit dem dritten. Der Vierte hatte mehr Glück, denn er konnte wenigstens noch schreien. Man zog ihn halb tot und erstickt wieder herauf und brachte ihn mit Mühe und Not wieder zum Leben. Als man nun die Ursache dieses Unfalls untersuchte, nahm es sich der Turmhüter so sehr zu Herzen und geriet in eine solche Verzweiflung, daß er sich selbst entleibte. Der Landgraf Philipp von Hessen aber nahm sich seiner Untertanen an und drängte den Grafen so lange, bis er ihm und den Verwandten der Toten eine Entschädigung zahlen mußte. — Auch zu unsern Zeiten gab es solch ein gefährliches Gefängnis; es gehörte den Grafen von Löwenstein zu Scharfeneck; viele arme Gefangene wurden dort umgebracht, so daß man sie hernach tot im Gefängnis fand. Kratz- und Bißwunden waren an ihnen zu sehen, aber niemand konnte sagen, was das für ein Tier sein könne, oder woher es käme und wie es zuginge. Wie nun wieder einer wegen eines großen Verschuldens in dieses Gefängnis gelegt wurde, bat er sich einen starken Bengel aus, um sich damit zu schützen. Den nahm er mit hinunter. Auf den Abend nun, als man ihm das Essen an einer Schnur hinabgelassen hatte, kam eine übergroße Fledermaus zu dem Gefangenen, die schlug ihm mit ihren großen, langen Flügeln gegen das Gesicht und kratzte und biß, wie sie das von früher her gewohnt war, so daß er sich ohne Waffen nicht hätte wehren können; so aber geriet ihm ein Streich, daß er sie über den Haufen warf und tot schlug. Über ihre ungewöhnliche Größe wunderte man sich später sehr und nagelte sie mit ihren Flügeln zum langwährenden Gedächtnis an das Tor.

Anno 1524 wohnte Herr Johannes Werner Freiherr von Zimmern die meiste Zeit zu Seedorf und Schenkenzell. In diesem Jahre wurde seine Gemahlin abermals schwanger, und als sich nun zu Seedorf um Pfingsten die Zeit der Geburt näherte, begannen am Morgen nach Pfingsten

in der Frühe die Wehen. Als das die Gemeinde Seedorf erfuhr, wallfahrten sie alle zusammen, reich und arm, Weib und Mann, zu dem Heiligenbronnen, gingen zur Kirche und riefen den Allmächtigen um Glück und Wohlfahrt ihrer Frau an. Gott erhörte sie, und ehe das Volk noch heimkehrte, genas sie eines Sohnes. Am Freitag darauf wurde dieser Sohn zu Seedorf in der Schloßkapelle getauft von Herrn Hans Glathaar, damals Schloßkaplan in Seedorf; Gevatter aber waren Abt Ulrich von Alpersbach, Konrad von Reckenbach und seine Hausfrau Anna Hornecke von Hornberg. Man nannte das Kind Gottfried Christoph und sein Vater erzog ihn bis zu seinem achten Jahr; dann nahm ihn sein Oheim, Herr Gottfried Werner zu sich und schickte ihn, bis er achtzehn Jahre alt war, auf die hohen Schulen.

Um selbige Zeit begann der Bauernkrieg allenthalben in deutschen Landen auszubrechen, weshalb Herr Johannes Werner seine ganze Haushaltung nach Seedorf verlegte, um näher bei seinen Untertanen zu sein, und sie leichter beim Gehorsam erhalten zu können, auch, um von Rottweil aus, wo er das Bürgerrecht besaß, leichter Hilfe zu erhalten, falls die unruhigen Leute überhand nähmen. Er war erst kurze Zeit in Seedorf, da begannen die aufrührerischen Bauern vor dem Schwarzwald und am Neckar, wo sie nur konnten, andere unverständige arme Leute gegen ihre Herren aufzuwiegeln; es kam soweit, daß die Seedorfer am allerfeindlichsten gegen ihre Herrschaft wurden und Herr Johannes Werner sich ihnen nicht mehr anvertrauen konnte; er mußte ohne Verzug mit Weib und Kind nach Rottweil in seine Behausung fliehen. Als seine Gemahlin durch das Dorf fuhr und ihre beiden Söhne, Herrn Johannes Christoph und Herrn Gottfried Christoph bei sich im Wagen hatte, schrieen die Seedorfer Weiber, man solle sie fangen und umbringen, damit niemand da sei, der sich später rächen könne. — Zu jener Zeit waren viele ehrlichen

Leute in Rottweil, nämlich Herr Johannes Werner und Herr Wilhelm Werner, Abt Ulrich von Alpersbach, der Abt von St. Georgen, auch einige vom Adel; und weil nun in allen Landen Krieg und Unfrieden herrschte, sie aber hier hübsch in Sicherheit saßen, so waren sie lustig und vergnügt miteinander. Sie hatten eine besondere Kurzweil, die man „Maiseln" nannte. Sie bestand darin, daß man allen Hausrat im Haus durcheinander warf, verdarb und verwüstete, sich mit Küchenabfällen bewarf, mit schmutzigem Wasser begoß und dergleichen. Besonders der Fiskal Johann Ul hatte das aufgebracht und trieb es, wo er hinkam. Man ging auch mit Gastereien um, die wurden bald bei dem, bald bei jenem gehalten. Als nun die Reihe auch an Herrn Johannes Werner kam, veranstaltete er das Essen in des Dekans Behausung, dem Pfarrhof von Rottweil; der Dekan hieß Blasius Schmidt und war ein alter fröhlicher Mann. Und weil nun die beiden Äbte von Alpersbach und St. Georgen ihre feiertäglichen schwarzen Kutten anhatten, fing er nach dem Essen plötzlich zu „maiseln" an. Sie begossen einander mit Spülwasser, und die Mönche bekamen auch ihr Teil davon. Einer schleppte auf Anstiften Herrn Johannes Werners einen wohlgefüllten Mehlsack herbei, der wurde auch herumgeworfen. Die beiden Mönche warfen um sich, was sie gerade kriegen konnten und waren noch viel unternehmungslustiger als die andern. Ihre Kutten wurden bestäubt und zugerichtet, daß sie nicht mehr viel wert waren; sie mußten bei Nacht und ohne Lichter heimschleichen, weil sie sich in ihren mehligen, schmutzigen Kutten nicht öffentlich sehen lassen konnten. Und weil nun dieses Unwesen gerade in des Dekans Haus vorfiel und man mit Wischen und Waschen genug zu schaffen hatte, wurde der zornig und schrie, sie möchten sich einen andern Wirt suchen, er wolle die Sauweise in seinem Haus nicht mehr länger dulden. Als er aber darauf einen Tag lang allein war, konnte er es ohne Gesellschaft nicht mehr aushalten; er schickte also zu ihnen und ließ sie bitten, zum Nachtessen zu ihm zu kommen.

Die Herren kamen auch oft zu den Predigern. Der Prior war ein Weltmann und konnte mit jedem verkehren; damit war man zufrieden. Außerdem hatte er auch ein paar kurzweilige Konventualen; unter denen ragte einer, der Zimmerle, besonders hervor. Wie nun die Gesellschaft wieder einmal im Kloster aß und ganz fröhlich war, bat der Zimmerle Herrn Johannes Werner um einige Hechte aus dem Teich zu Seedorf. Herr Johannes Werner bewilligte sie ihm, sagte aber, er müsse danach schicken und sie auf seine Kosten holen lassen. Damit war die Sache gut. Unterdessen ließ Herr Johannes Werner seinem alten Amtmann zu Seedorf sagen, wenn etwa der Mönch nach den Hechten schicke, so solle er den Boten mit guten Worten hinhalten und ihm das Fäßlein derweil mit Fröschen füllen, aber so gut verschließen, daß man von dem Inhalt nichts sehen könne. Das geschah; der alte Amtmann überredete den Boten, einen Trunk zu tun. Inzwischen wurde das Fäßlein mit Fröschen gefüllt und ein Zuber mit Hechten daneben gestellt. Also, wie der Bote dazu kam, glaubte er nicht anders, als es seien Hechte im Faß und im Zuber die übriggebliebenen; und zog vergnügt davon. Der Amtmann befahl ihm, das Faß nicht zu öffnen, und wenn er Wasser zugieße, solle er es durch das Stroh, mit dem die Öffnung verbunden war, hineinlaufen lassen. Als er nun nach Rottweil kam und die vermeintlichen Hechte im Kloster ablieferte, war der Zimmerle gleich bei der Hand; er rief die Mönche zusammen und verkündigte ihnen, was für gute Hechte er ihnen verschafft habe. Alle waren geschäftig; der eine trug Wasser zu, der andere brachte eine Gelte, der eine das, der andere jenes. Und als nun das Faß mit großen Zeremonien geöffnet wurde, kam nichts heraus als Frösche. Zimmerle schämte sich übel und wurde von seinen Mönchen und andern nicht wenig ob der Geschichte verspottet; schließlich fragten ihn alle Leute, wie ihm die Zimmernschen Hechte geschmeckt hätten.

Als nun die aufrührerischen Bauern an vielen Orten

geschlagen waren, kamen Herrn Johannes Werners Untertanen von Seedorf und aus andern Flecken auch wieder und baten um Begnadigung. Die wurde ihnen gewährt, und man ließ sie aufs neue schwören; außerdem wurde ihnen eine Geldstrafe auferlegt. Die fiel ihnen damals sehr schwer, und wenn man sie in eine jährliche Abgabe verwandelt hätte, so wäre es auch für die Herrschaft viel nützlicher gewesen. Die Bauern zu Schenkenzell hatten Herrn Johannes Werner mehr als sechzig Stück Vieh genommen; nach dem Aufruhr mußten sie aber durch Vermittlung der Stadt Rottweil alles ersetzen und hundert Gulden in Seedorf bezahlen.

leich nach dem Bauernkrieg versah Herr Johannes Werner auf Ansuchen seines Vetters, Graf Rudolf von Sulz, der damals Statthalter zu Innsbruck war und beide Ämter nicht zu gleicher Zeit versehen konnte, mehrmals das Hofgericht zu Rottweil; da ereigneten sich nun manche Schwänke und Possen. Unter den Prokuratoren am Hofgericht war damals ein Doctor juris, genannt Doktor Amandus, ein guter frommer Mann, nur war er nicht gerade der Schlauste. Deshalb unterließ er es auch, das kaiserliche Recht besonders kompliziert auszulegen und blieb in allem bei der alten Tradition. Zu dem kam nun einmal ein böses altes geschwätziges Weib, das vielleicht irgend einen krummen faulen Handel am Hofgericht hatte. Diese trug dem Doktor ihre Angelegenheit vor und verhieß ihm eine gute Verehrung, wenn er den Handel gut ausfechten wolle. Als nun der Doktor genügend informiert war, begab er sich nach dem Hofgericht; das alte Weib und andere Parteien folgten nach. Als nun die Reihe an den Doktor kam, zupfte das alte Weib, das außerhalb der Schranken aber doch hinter ihm stand, ihn immer am Rock, ihre Angelegenheit doch zuerst vorzubringen, und obwohl er noch mehr Streitsachen hatte, an denen vielleicht mehr gelegen war, so mußte er ihr doch den Willen tun. Wenn er nun in der

Darlegung des Sachverhalts etwas, das der Frau gefiel, besonders unterstrich, so nickte sie mit dem Kopf und sprach: „Fahrt zu, Herr Prokuratus!“ Wenn er aber etwas leiser die Repliken und Gegenberichte behandelte, wurde sie ganz unruhig und lag ihm immer in den Ohren; er konnte ihr nicht genug reden. Wenn er dann weiter fahren wollte, zupfte sie ihn abermals und gab ihm noch weiteren Bericht; damit machte sie den guten Herrn so irr, daß er, als er Herrn Johannes Werner anreden und bitten wollte, ihm Ruhe vor dem alten Weib zu verschaffen, sagte: „Wohlgeborne, gnädige Frau!“ Als nun jedermann darüber lachte, schämte sich der Doktor, wollte sich entschuldigen und sagte unbedachterweise: „Gnädiger Herr, das alte Weib plagt mich dahinten.“ Und obwohl alles darüber nur noch mehr lachte, so wurde er von den Urteilssprechern des Hofgerichts doch deshalb um einige Gulden gestraft, und es entstand ein so großes Gespött daraus, daß er bald darauf seine Prokuratur niederlegte und nach Tübingen zog.

Zu unsern Zeiten war ein Prokurator am Hofgericht, der hieß Meister Hans Meck, des Galle Mecken Sohn, der wollte einmal die Argumente seines Gegenprokurators herabsetzen und verkleinern, darum sagte er auf gut Schwarzwälderisch: „Es reimt sich meines Gegners Behauptung wie Salzmessen, und ich weiß nicht was“; damit wollte er ein grobes Wort weglassen, aber er beschnitt es mit der Ofengabel. Man lachte darüber; denn sein Sprichwort wollte gar nicht passen, so wenig wie einst ein Spruch Graf Heinrichs von Hardeck, der vor Kaiser Friedrich eine besonders schöne Rede halten wollte, sich aber durch die Behauptungen der Gegenpartei so aufbringen ließ, daß er gerade heraus sagte: „Es reimt sich das gar nicht, so wenig, wie Arsch und Friedrich.“ „Ei,“ erwiderte der Kaiser, der ein gar sittiger Mann war, ungeduldig, „warum nicht wie Dreck und Heinrich?“

Als einmal ein großer Grafen- und Herrentag zu Ulm gehalten wurde, ließ der Rat den Wein mit aller Feierlichkeit den Herren, die bei dem alten Rauschnabel in der „Krone" herbergten, verehren. Da es nun Sommerszeit, so um Pfingsten war, stand eine gute Kirschensuppe auf dem Tisch; Graf Joachim von Zollern aber und Herr Gangolf von Geroldseck warfen einander mit Kirschensteinen. Unterdessen traten die Stadtknechte in den Saal und trugen das Geschenk des Rats herein. Alles war still; Graf Joachim aber ließ nicht nach und warf den Geroldsecker immer weiter mit Kirschensteinen. Als nun die Stadtknechte ihren Auftrag ausgerichtet hatten, wurde von den Herren Herr Gangolf damit beauftragt, in ihrem Namen zu danken. Er stand auf, und wie er nun mitten in der Rede war, traf ihn ein Stein in das eine Nasloch, so daß er ihn nicht gleich herausbringen konnte. Darüber ärgerte er sich so, daß er dem Zoller fluchte, dabei aber immer die Stadtknechte ansah; griff zugleich mit beiden Händen in die Kirschensuppe und warf die Brühe Graf Joachim ins Gesicht. Die Stadtknechte aber liefen zur Tür hinaus und meldeten ihren Herren, die Grafen da drinnen seien verrückt geworden.

Als ein andermal ein großer Grafen- und Herrentag zu Pfullendorf im Steinhaus abgehalten wurde, verehrte auch die Stadt den Wein. Niemand wollte danken. Graf Haug von Montfort, Graf Friedrich von Fürstenberg und Herr Werner von Reischach, Landkomtur zu Alschhausen, wollten einander gegenseitig den Vortritt lassen. Wie sie sich nun eine gute Weile mit Redensarten beehrt hatten, sagte Graf Friedrich zu den Stadtknechten: „Liebe Gesellen, ihr seht wohl, wir können wegen des Dankes, wer den abstatten soll, nicht einig werden; und es ist auch nicht sicher, ob wir so schnell übereinkommen; deshalb mögt ihr inzwischen abtreten und vor der Türe warten, wie wir uns entschließen." Darüber entstand ein großes Gelächter, die Stadtknechte wollten vor Lachen schier umfallen und machten sich zur Tür

hinaus und davon. Also dankte niemand; der Wein aber wurde getrunken. Diese Geschichte hab ich nur deshalb hier gemeldet und angeführt, damit die Nachkommen sehen können, wie freundlich und vertraulich unsere Vorfahren miteinander verkehrten.

Herr Johannes Werner, der Ältere, hatte von seiner Gemahlin der Gräfin von Öttingen noch zwei Söhne, Herrn Gottfried Werner und Herrn Wilhelm Werner. Weil nun von denen bisher wenig die Rede war, so soll doch nun auch berichtet werden, wie sie ihre Jugend zubrachten. Herr Gottfried Werner wurde einige Zeit zu Seedorf von dem alten Herrn Gottfried, seinem Vetter, erzogen; weil aber niemand auf den Jungen acht gab und alle ihn nach Gefallen laufen und machen ließen, so verübte er alle möglichen Bubenstreiche, wie die Jugend, wenn sie nicht gemeistert und gezügelt wird, zu tun pflegt. Unter andern Schalkheiten pflegte er sich manchmal nackt auszuziehen, sich im Kot zu wälzen und durch Anstreichen unkenntlich zu machen; alsdann lief er im Dorf herum, jagte die Kinder und erschreckte die Weiber in den Häusern, so daß viele Klagen vor den alten Herrn kamen; der bestrafte ihn aber deshalb nicht, sondern lachte nur darüber. Weil er ihn also nicht meistern wollte oder konnte, so schickte er ihn nach Zürich zu seinen beiden ältesten Schwestern, Fräulein Anna und Fräulein Katharina, die in dem freien Stift beim Frauenmünster waren. Dort ging er eine Zeitlang in die Schule. Als er nun dort weilte, wurde einmal ein angesehener Züricher Bürger um einer geringfügigen Sache willen zum Schwert verurteilt, wie denn die Schweizer ein strenges Recht haben. Und weil ihn nun jedermann bedauerte, so wurde von den Vornehmsten vereinbart, der junge Freiherr solle ihn bei der Exekution dem Nachrichter vom Strick abschneiden. So geschah es. Weil aber Herr Gottfried Werner damals noch so klein war, daß er das allein nicht ausführen konnte, so wurde

er von dem Amtmann beim Frauenmünster hingetragen. Der drang zur großen Freude des gemeinen Manns mit ihm hindurch und half ihm, den Strick abschneiden. Der Nachrichter war auch ganz damit einverstanden und sagte: „Liebs Herrlein, nimm ihn! ich gönns Euch wohl.“ Wie aber der arme Mann so unverhofft vom Tode erlöst war, nahm er in seiner großen Freude den jungen Herrn auf den Arm und lief in die nächste Kirche vor den Fronaltar; dort fiel er auf die Knie nieder und sagte dem Allmächtigen für seine Befreiung Dank.

Der junge Herr litt damals an Lebensmitteln großen Mangel, denn die Schwestern hatten nicht viel übrig. Wie also die Schweizer einen Zug nach Mailand unternahmen, riß er aus und zog mit dem Troß davon, denn es war niemand da, der auf ihn achtete, oder den er besonders hätte fürchten müssen. Er kam bis über Chur hinaus, obwohl er nicht mehr als acht oder neun Jahre alt war. Der Pfründamann am Frauenmünster in Zürich aber tat das Beste was er tun konnte: sobald er davon erfuhr, ritt er schleunigst nach und kam auch bald zu dem Haufen. Und als er den jungen Herrn beim Troß mit andern Schülern fand, nahm er ihn mit Einwilligung der Obristen wieder zu sich. Die verhandelten aber mit dem Pfründamann, daß er ihn wohl nach Hause mitnehmen könne, daß er aber, weil er in jugendlichem Unverstand ihrem Zug gefolgt sei, wegen dieses Exzesses nicht bestraft werden solle. Der Amtmann versprach es; aber Herr Gottfried Werner blieb nicht lange mehr in Zürich; die beiden Schwestern konnten ihn auch nicht meistern. Also nahm ihn Graf Erhard von Thengen zu sich, und bei ihm blieb er ungefähr ein halbes Jahr.

Von allen Grafen und Herren des Schwabenlandes hat keiner in Not und Elend treulicher zu Zimmern gehalten, als der Graf von Thengen; freilich erlitten die frommen Grafen bald darauf selbst großen Schaden.

Das geschah also: als des Grafen Erhard ältester Sohn, Graf Christoph, eines Abends spät noch gebadet hatte, war das Feuer nicht recht verwahrt worden; und wie sich nun alles schlafen gelegt hatte, brach um Mitternacht eine Feuersbrunst aus. Durch die Gnade Gottes erwachte der Graf und roch das Feuer. Er stand auf, forderte von dem Türhüter die Schlüssel, schloß das Tor selbst auf und schlug Alarm, so daß alle mit dem Leben noch davon kamen. Seine Gemahlin, eine Freiin von Staufen, konnte sich nur ohne alle Kleider, nur im Hemd und in der Schlafhaube retten, ebenso erging es auch dem Grafen und den andern. Zu beklagen ist der Verlust der alten Urkunden und Nachrichten von den alten berühmten Grafen von Nellenburg und den Freiherren von Thengen, die damals in den Flammen aufgingen. Man erzählt, es seien zehn oder zwölf Malterfäcke voll dagewesen. So liederlich waren aber die Alten, daß sie keine oder doch nur wenige Gewölbe hatten, die für den Notfall ein sicherer Aufbewahrungsort gewesen wären.

Damit ich aber wieder auf den jungen Herrn Gottfried Werner zurückkomme, so kam der dann durch Vermittelung Graf Wolfs von Öttingen zu dem reichen Herzog Jörg von Bayern und zunächst als Page der Herzogin nach Burghausen. Hier kam er unter die Obhut eines alten, weisen, gottesfürchtigen Ritters, namens Herr Johannes Ebron, der erzog und unterwies ihn, so gut er konnte, drei Jahre lang. Damals war am Hofe ein Künstler, Meister Federlin Latein, der die Petschaften meisterlich zu graben verstand. Neben seiner Kunst war er auch ein kurzweiliger Mann, der sich schnell erzürnen und schnell wieder begütigen ließ. Weil er nun Herrn Johannes Werner den Älteren gut gekannt hatte, so konnte er ohne den jungen Herrn nicht sein; wenn er ihn bei sich haben wollte, kam er zu ihm und sagte: „Ihr seid ein feines Herrlein, Ihr habt einen herrlichen, feinen Herrn Vater gehabt und seid mir lieb."

Herr Gottfried Werner aber sagte: „So bist du ein Bösewicht, du hast meinem Herrn Vater viel gestohlen und ihn verraten." Damit brachte ihn der junge Herr dermaßen auf, daß er sagte: „Du bist selbst ein Bösewicht und hast gestohlen; daß dich die Pestilenz ankomme!" Herr Gottfried Werner erwiderte: „Du hast meinen Herrn Vater bestohlen, du kannst's nicht leugnen." Der Federlin sagte: „Du lügst, du Bösewicht! Bub, mach, daß du fortkommst!" Wenn er dann im grimmigsten Zorn war, so sagte Herr Gottfried Werner: „Wohlan, Meister Federlin, ich hab mit Euch gescherzt, es ist mir nicht ernst gewesen, Ihr seid ein ehrlicher Mann." Damit ließ sich der Meister Federlin gleich begütigen und sagte: „Ei, liebes Herrlein, Ihr seid ein feines Herrlein." So trieben sie es miteinander hin und her.

Einmal begab es sich, daß Herr Gottfried Werner mit einer Jungfer aus dem Frauengemach spielte und ihr vielleicht etwas zu nahe kam oder sie anfaßte. Das merkte Herr Hans Ebron; er ließ ihn rufen und fragte ihn, ob es wahr sei. Herr Gottfried Werner leugnete nicht, sondern gab es offen zu; er fügte aber hinzu, er hätte nicht geglaubt, damit ein Unrecht zu tun. Darauf sagte Herr Hans Ebron: „Wohlan, es soll gut sein, da Ihr die Wahrheit bekannt habt, denn ich würde Euch sonst schon gestraft haben; inskünftig aber hütet Euch vor Solchem, denn ich werde Euch nichts mehr durchgehen lassen." Dabei blieb es und es folgte auch weiter nichts danach. Herr Hans Ebron ließ ihn aber nach diesem Vorfalle nicht mehr lange im Frauengemach, sondern sorgte dafür, daß er zu Markgraf Jörg von Brandenburg kam.

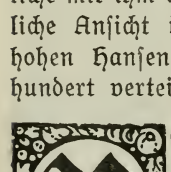
Herzog Jörg von Bayern kam selten zu seiner Gemahlin, der Königin von Polen, und er erinnert mich in der Beziehung an König Franz von Frankreich, der die Königin von Spanien, Kaiser Karls Schwester, heiratete. Herzog Jörg hielt die Königin wohl und ließ es ihr an nichts

mangeln, nur wollte er nicht mit ihr zusammen hausen. Er kam selten nach Burghausen, und wenn er schon einmal dahin reiste (was aber, wie ich hörte, in drei Jahren nicht mehr als zweimal geschah), so blieb er nicht länger als drei oder vier Tage da; dann nahm er irgendein Geschäft zum Vorwand, um wieder fortzukommen. Daneben war er aber ein solcher Frauenmann, daß noch lange hernach davon erzählt wurde; ja er ließ sich besondere Arzneien dazu anfertigen. In des Kaisers Maximilian Frauengemach war eine Lengin, in die war er ganz vernarrt; es kam so weit, daß er manchmal wegen ihr dem kaiserlichen Hof nachreiste. Der Kaiser und die Kaiserin sahen durch die Finger und duldeten es, daß sie den Herzog auf sein Begehren manchmal in der Herberge besuchte oder auch einige Tage bei ihm blieb; sie hielten ihn dafür sonst zum Besten, und wenn der Kaiser Geld brauchte, so hatte er keinen Mangel. Die Lengin erhielt durch den Herzog, was sie begehrte; besonders erreichte sie, daß ihr Bruder Matheus, der damals in der kaiserlichen Kanzlei war zum Bischof von Gurk und später zum Erzbischof von Salzburg befördert wurde. Das war eine getreue Schwester.

Als Herr Gottfried Werner drei Jahre in Burghausen gewesen war, kam er durch Herzog Jörg zu seinem Schwager, Markgraf Friedrich von Brandenburg, der damals zu Onolzbach residierte. Bei ihm waren viele junge Grafen und Herren, z. B. drei Grafen von Kastell, Herr Jörg von Haideck und ein Schenk von Limburg. Bald darauf schickte Markgraf Friedrich seinen jüngsten Sohn, Markgraf Jörg zu Landgraf Wilhelm von Hessen dem Zweiten, damit er dort viel sehen und lernen sollte. Zu dessen Gefolge gehörte auch Herr Gottfried Werner. Er war fast zwei Jahre an des Landgrafen Hof, aber der Landgraf war ihm nicht gnädig und bewies ihm ein Mißtrauen, von dessen Gründen wir nichts wissen; wahrscheinlich ist, daß er auf ihn eifer-

süchtig war, sintemalen Herr Gottfried Werner damals ein gar schöner Herr gewesen sein soll. Als der Landgraf später im Wildbad an den Franzosen krank lag und Herr Gottfried Werner ihn dort mit Herzog Ulrich besuchte, soll er bekannt haben, daß er sich damals von törichten Einflüsterungen habe leiten lassen.

Zu der Zeit, als Herr Gottfried Werner am württembergischen Hof war, predigte einmal ein Barfüßermönch vor dem Herzog und allem Hofgesinde. Der kam auch auf die Straßenräuber zu sprechen und sagte: „Es gibt Leute, die heißen Straßenräuber, sie wollen besser sein als die Diebe; wie soll man mit denen umgehen? Man soll sie fangen, vor Gericht stellen, peinlich beklagen, und findet man sie schuldig, mit Stiefeln und Sporen an den lichten Galgen hängen; ho, ho, da wär lustig zuzusehen!" Das alles brachte der Mönch mit einer ganz eigentümlichen komischen Aussprache vor, also daß der Akzent der Stimme je länger je höher stieg. Nun hatte der Herzog damals viel seltsames Gesinde am Hof, besonders aber viele Franken, die nach einem alten sogenannten Privileg ungestraft Straßenraub treiben durften (die Nürnberger freilich hatten ein Privileg dagegen, nach dem sie die Gesellen gleich vor Gericht stellten und ihnen ihr Recht taten). Diese Franken nun waren über den Mönch übel zufrieden und Schenk Ernst von Tautenburg wollte ihn gleich tot haben und alles mögliche mit ihm anstellen. Eine solche unchristliche und unrechtliche Ansicht über das Rauben ist damals sogar bei den hohen Hansen und Geschlechtern in jenem finstern Jahrhundert verteidigt worden.[11]



Vor Zeiten einigten sich einmal die sächsischen Städte Magdeburg und Halberstadt, auch die Grafen am Harz, zu Mansfeld, Hohenstein, Stolberg, Regenstein und Wernigerode dahin, wer beim Raub ergriffen, oder wer dessen

überwiesen werde, der solle ohne alles Erbarmen den Tod durch den Strang erleiden. Bald darauf wurde nun Graf Dietrich von Wernigerode des Raubes vor der ganzen Versammlung durch Graf Bosso von Regenstein überführt, so daß er nicht mehr leugnen oder sich herausreden konnte. Er wurde zum Strang verurteilt; aber auf sein vielfältiges Bitten wurde ihm die Gnade gewährt, daß seine Diener ihm einige Wunden beibringen und ihn vorher töten durften. Das geschah, sie stachen alle auf ihn los. Als er nun verschieden war, wurde er anstatt des Stranges mit einem Roßhalfter in die Höhe gezogen und gerichtet; und damit war dem Urteil Genüge geschehen. Gott wolle, daß auch heute noch so streng auf dieses Laster gesehen würde.

Ich hörte, daß Markgraf Friedrich von Brandenburg oft zu seinen Junkern sagte: „Es geht wohl hin, daß ihr den Kaufleuten die Tasche schüttelt, aber am Leben sollt ihr ihnen keinen Schaden tun." Das war der richtige Präzeptor für diese Gesellen, deshalb war auch von ihm keine Strafe zu befürchten, wenn auch noch so große Klagen kamen. Sonst aber war er ein gottesfürchtiger und gerechter Fürst.

Um wie vieles löblicher hat da doch der teure Kurfürst Herzog Hans von Sachsen gehandelt! Als ein großer Federhans, einer vom Adel, in seinem Land beim Schnappen in flagranti ergriffen wurde, ließ er ihn vor Gericht stellen und ohne alle Gnade enthaupten; wenn man auch sehr für ihn bat, so wollte das doch bei dem Kurfürsten nicht anschlagen. Schließlich meinten die Räte, es sei ein beherzter und tapferer Mann und darum wohl besser, man würde ihn sein Leben im Kampf gegen die Ungläubigen wagen lassen zur Verteidigung des christlichen Glaubens und des Vaterlandes. Der Kurfürst aber erwiderte: „Das soll nicht sein, daß der Christenglauben und unser Vaterland durch Bösewichte und solche, die den Tod verwirkt haben, beschirmt werde, sondern durch ehrliche und fromme Kriegsleute." Also mußte der Schnapphahn sein Recht erleiden. Das war fürwahr eine löbliche Rede, die dem kurfürstlichen Hause Sachsen

wohl angestanden; denn wo die Straßen nicht sauber und rein gehalten werden, da liegen alle Handwerke und Gewerbe darnieder.

Um diese Zeit lebte auch ein Bürger zu Meßkirch, Paule Hebenstreit genannt, der für seine Streitsucht weit bekannt war. Wie nun einmal in der Fastnacht ein paar gute Gesellen, wie Paule Bader, Peter Schneider und andere in des alten Jakob Rennisfelds Haus zusammenkamen, und da jeder wußte, was er für ein böses Weib zu Haus hatte, wurde bei der Zeche die Frage aufgeworfen, wer das gehorsamste und folgsamste Weib habe; damit hatten sie es nun alle auf den Hebenstreit abgesehen. Der aber rühmte seiner Hausfrau Gutwilligkeit mit vielen Worten und wollte das Gerücht nicht wahrhaben. Da wettete die ganze Gesellschaft um die Zeche und der Hebenstreit schickte einen Knaben zu seinem Weib mit dem Begehren, sie solle ihm einen Zipfel von ihrem Bett schicken. Obwohl nun das Weib ungern willfahrte, so schnitt sie doch mit Schaden einen Zipfel vom Bett ab und schickte den ihrem Hauswirt. Damit hatte der Hebenstreit wider alles Erwarten die Wette gewonnen. Das blieb nun so anstehen bis auf Ostern. Weil aber nun damals in Meßkirch der Brauch war, daß der Pfarrer am Ostertag nach der Predigt einen guten lächerlichen Schwank zum besten gab, so nahm sich Herr Adrian Dornfogel diesmal die Geschichte als Thema. Er erzählte also nach der Predigt von dem Paule Hebenstreit und seinem Weib, wie gehorsam, wie folgsam sie ihm sei und darum sei es nur recht und billig, daß er, der mehr als andere Herr in seinem Haus sei, den herrlichen christlichen Lobgesang, das „Christ ist erstanden", vor andern anstimme. Diese Rede verdroß den Mann so sehr, daß er überlaut in der Kirche auf den Pfarrer fluchte und sagte, er wolle, daß er alle Plagen hätte, ihm zu Gefallen werde er in seinem Leben nicht singen; mit diesen Worten ging er hinaus. Auch sonst

wollte von den Männern keiner singen. Da sprach Herr Adrian, der Pfarrer: „Ist das nicht zum Erbarmen? Ich habe den Männern, als dem edlern und würdigeren Geschöpf am heutigen Tag die Ehre zumessen wollen, daß sie Herr im Hause seien, aber keiner, auch der nicht, der sich dessen billig hätte rühmen können, hat es annehmen wollen. Damit aber doch wenigstens jemand Herr im Haus ist, so mag eine von den ehrbaren Frauen, die es zu sein glaubt, den Lobgesang anstimmen." Der Pfarrer konnte das Wort nicht ausreden, keine unter den Weibern wollte die letzte im Singen sein und es fingen wohl gleich hundert auf einmal an. Diese Geschichte machte in der Bürgerschaft schließlich so viel Unruhe, daß Herr Gottfried Werner solche und dergleichen Späße auf der Kanzel zu treiben untersagte.

Als Herr Gottfried Werner die Herrschaft Meßkirch von seinem Bruder, Herrn Johannes Werner, eingetauscht hatte, um das Jahr nach Christi Geburt 1513, kam eine große Wallfahrt nach Igelswies auf, wo der allmächtige Gott durch die Fürbitte der heiligsten Jungfrau, seiner lieben Mutter Maria, viele Wunder damals tat. Es kam so weit, daß von weither großer Zulauf dahin war und viel Geld zusammenkam. Dieses Geld beanspruchte nun der Pfarrer von Meßkirch, Herr Adrian Dornfogel, zur Hälfte und wollte es also mit dem Heiligen teilen, weil nämlich Igelswies eine Filiale von Meßkirch sei und zur Pfarrei dort gehöre. Das bestritt aber die Äbtissin von Wald, der gehörten die niederen Gerichte dort und die andern Nutznießungen. Sie wollte dem Pfarrer nichts herausgeben, sondern bestellte Pfleger, die die Gottesgaben einziehen und ihr oder ihren Amtleuten jährlich Abrechnung darüber erstatten sollten. Das ärgerte aber den Pfarrer und er nahm sich vor, das Heiligengeld bei passender Gelegenheit selbst zu holen. Er nahm ein paar Gesellen und Verwandte mit und erschien eines Tags in Igelswies. Weil aber nichts ver-

schwiegen bleibt, so war die Äbtissin von seinem Vorhaben schon unterrichtet worden; sie meldete es ihrem Kastenvogt oder Schirmherrn, dem Grafen Christoph von Werdenberg. Der schickte seinen Forstmeister Thomas Stich mit einigen Reitern hin, um aufzupassen. Wie nun Herr Adrian Dornfogel mit seinen Soldaten kam, um den Raub zu holen, stand der Sigmaringische Forstmeister mit seinem Anhang den Heiligenpflegern bei, und wenn der Pfarrer nicht nachgegeben und verzichtet hätte, so wäre es ihm wohl nicht gut bekommen. Als Herr Gottfried Werner von dem Handel hörte, wollte er damit nichts zu schaffen haben, denn dem Pfarrer stand das Heiligengeld nicht zu; auch hatte er ohne Wissen seines Herrn das Attentat begonnen. Weil es ihm nun nicht gelungen war und er sich anders nicht rächen konnte, predigte er gegen die Wallfahrt und unternahm es, aus der Heiligen Schrift zu beweisen, daß das kein gottgefälliges Geschäft, sondern eitel Abgötterei sei. Die Heiligenpfleger aber kümmerten sich um seine Predigt nicht, sondern erbauten auf Befehl der Äbtissin die Kapelle zu Igelswies; das übrige Geld aber legten sie auf Zinsen, um daraus Wachs, Öl und andere zum Unterhalt nötige Dinge zu bezahlen.

Herr Adrian Dornfogel hat in vielen Dingen seine geistliche Gewalt mißbraucht und ein so hochmütiges Wesen angenommen, daß alles darob großes Mißfallen empfing. Es begab sich einmal, daß Papst Leo X. einen Ablaß für Beisteuer gegen die Türken in ganz Deutschland verkünden ließ. So kam denn auch eine solche Bulle nach Meßkirch; die wurde zu unser Frauen an der Ablach aufbewahrt. Herr Adrian veranstaltete einen Kreuzgang, nicht anders als wie man ihn am Tag Corporis Christi zu halten pflegt, Herr Gottfried Werner wurde darum angegangen, den Pfarrer bei der Prozession zu führen. Also wurde die Bulle mit großer Reverenz, nicht anders, als ob man unsern Herrgott selbst holen wollte, zu unser Frauen besucht. Der Pfarrer zeigte sie der ganzen Gemeinde hoch empor und jedermann fiel vor dem Baal auf die Knie. Den Brief trug der Pfarrer offen

und es wurde ihm große Ehre von dem gemeinen Volk bewiesen. Herr Gottfried Werner führte den Pfarrer mit großer Zeremonie bis in die St. Martinskirche, unterdessen läutete man mit allen Glocken. Der Pfarrer hielt eine Predigt von der Kanzel, strich die Bulle heraus so gut er konnte und was des Gaukelwerkes mehr war. Damit sollen die päpstlichen Bullen nicht geschmäht und verkleinert, sondern nur der Hochmut und das Übermaß getadelt werden, durch die bei verständigen Leuten nur Anstoß und Spott erregt wird. Ich habe auch oft von Herrn Gottfried Werner selbst gehört, der ein christlicher Herr und guter Katholik war und bis an sein Ende geblieben ist, daß ihn nichts so sehr gereute, als daß er das Affenwerk damals geduldet hätte. Dem Pfarrer ließ man damals alles hingehen; als er aber den Ehestand und die Obrigkeit in seinen Predigten angriff, da war es aus; ein paar unnütze Leute liefen ihm durchs Haus, tranken seinen Wein und trieben sonst noch vielerlei Mutwillen. Man brachte ihn schließlich dazu, daß er auf die Pfarrei verzichtete, und gab ihm dafür eine Kaplanei, die Frühmesse zu St. Martin zu versehen. Bald danach fiel er von der Leiter, als er einmal Rauchfleisch vom Speicher holen wollte und wurde gelähmt. Gott gab ihm aber die Gnade, daß er wieder zu sich kam, die Wildbäder halfen ihm auch ein wenig, so daß er doch wieder allein gehen und essen konnte. Zeit seines Lebens aber blieb er lahm und bresthaft und lebte doch auf sein Unglück noch dreißig Jahre.

Um die Zeit als in Igelswies die Kapelle gebaut wurde, kam ein Almosensammler, namens Herr Martin Vischer, im Auftrag der Mönche vom St. Bernhard ins Schwabenland und schließlich auch nach Meßkirch; er reiste mit einer Reliquie, wie das damals so gebräuchlich war. Wie er nun einmal des Abends mit seinen Freunden, einer vollen Rotte, gezecht hatte, stahlen sie ihm die Reliquie aus dem Sack und steckten dafür Heu hinein. Am andern Morgen

predigte der Pfaffe und nach geschehener Ermahnung an das Volk um Almosen zog er das Heu aus dem Sack; und obwohl er nicht wenig erschrak, so faßte er sich doch gleich und sagte, es sei das Heu, das unseres Herrgotts Esel am Palmsonntag gefressen habe. Darüber entstand ein großes Gelächter in der Kirche.

Herr Wolf von Bubenhofen kam manchmal zu der Gemahlin eines Adeligen, freilich nur in Abwesenheit des Ritters, um das Haus zu visitieren. Als er nun einmal ein paar Tage dort gewesen war und wieder davonritt, schrieb er zuvor noch seine Devise, freilich ohne seinen Namen, an die Wand des Frauengemachs. Der Ritter kam nach Hause und weil er nun irgendein Mißtrauen hegte, oder vom Gesinde etwas erfahren hatte, so suchte er im ganzen Haus und fand schließlich den Reim an der Wand. Er ließ sich seinen Zorn nicht anmerken, wollte vielleicht auch seine Kinder vor übler Nachrede bewahren und wischte ihn vor den Augen seiner Gemahlin stillschweigend aus. Die aber verdroß das Auswischen so sehr, daß sie später weder mit dem Junker noch mit sonst jemand auf der Welt ein Wort redete. Sie hat auch die übrige Zeit ihres Lebens nicht mehr gebeichtet, ist nicht mehr zu den Sakramenten gegangen und hat die Kirche wenig besucht; was man sie auch fragen mochte, sie gab keine Antwort und beobachtete ein ewiges Stillschweigen; sie hätte wohl eine gute Karthäuserin gegeben. Als sie kurz vor ihrem Ende krank wurde, duldete sie schweigend alle Schmerzen und wie sie einmal auf dem Ruhebett in ihrer Stube lag, starb sie in Gegenwart des Junkers, der gerade mit einem seiner Nachbarn Brett spielte, sine crux et sine lux, wie einst ein ungelehrter Pfaffe sagte. Oft versuchte man, sie zum Reden zu bringen; so ließen z. B. die Mägde einmal das Schmalz offen stehen, so daß die Hunde daraus fraßen; man glaubte, sie werde über die Verschwendung erzürnt das Gesinde anreden. Aber sie ließ es gut sein und

tat, als ob es sie nichts anginge, obwohl sie bei gutem Verstand war und alles sah. Einer solchen nichtsnutzigen, halsstarrigen Bestie Namen soll nicht genannt, sondern der ewigen Vergessenheit befohlen werden.

Wenn Graf Christoph von Werdenberg zuzeiten in Konstanz war, liebte er es, oft allein und schlecht gekleidet die Kramläden zu besuchen; dabei trug er in der Regel einen zwilchenen Kittel und wenn man ihn dann für einen Bauer hielt, machte ihm das viel Spaß. In der Regel feilschte er um kostbare Dinge und wollte immer nur den halben Wert bezahlen; die Weiber aber putzten ihn ab und sagten: „Du elender Bauer, was willst du mit so kostbaren Dingen machen? bleib bei deinem Leisten und laß uns hier in Frieden." Eines Tages aber verriet ihn eine Frau, die ihn kannte, und wie man ihm daraufhin mit Ehrenbezeugungen kam, gab er die Sache auf. — Dieser Graf von Werdenberg kam auch einmal nach Innsbruck. Und weil er nun ganz nahe mit Kaiser Maximilian verwandt war, so wollten die Innsbrucker vor allem nur den Grafen sehen, der des Kaisers Vetter sei. Wie sie ihn aber sahen in Bauernstiefeln, mit einem Filzhut und einer zwilchenen Juppe, da sprachen sie: „Ist es nur der?" lachten und gingen davon.

Auf den Tagsatzungen zu Konstanz wurde oft geratschlagt, wie man wieder einmal ein Turnier veranstalten solle, um die alten adeligen Bräuche und Sitten wieder herzustellen. Da sprach ein alter Ritter, Herr Fritz Jakob von Anweil, der war des Bischof Haug von Konstanz Hofmeister: „Unsere Vorfahren haben einst auf den hohen Bergen in ihren Häusern und Schlössern gewohnt, da war noch Treu und Glauben bei ihnen, jetzt aber lassen wir unsere Berghäuser verfallen, bewohnen sie nicht, sondern ziehen in die

Ebene, damit wir nahe zum Bad haben." Was würde aber der alte Ritter gesagt und welche Hoffnung zur Wiederherstellung der alten Tugend und Sitte würde er gehabt haben, wenn er wie jetzt die großen Tiere in ihren langen Nachtpelzen und hohen Hüten wie Türken und Moskowiter hätte einherwandeln gesehen? oder in den großen langen Lumpenhosen, wie die Monstra einherhudeln?

u Mengen war ein alter Pfaffe, der hieß der Kraisecker; er nahm sich des Glaswerks an und hatte auch großen Zulauf von dem gemeinen Mann. Er war aber auch so jähzornig, wie es zu seiner Profession eigentlich nicht recht paßte. Nun war einmal ein Meßkircher in Mengen, der hieß Hans Henne; der lieh von dem alten Hans Gremlich einen großen Maulesel und ritt auf dem vor des Pfaffen Tür. Der Pfaffe kam heraus und fragte ihn, was er begehre. Hans Henne sagte: „Herr, ich hörte, ihr seid ein guter Glaser, ich bitte euch, ihr wollet euch mir zuliebe bemühen und mir diesen Esel verglasen." Wie der Pfaffe das hörte, ergrimmte er, sagte aber doch „ja"; er ging hinauf in sein Zimmer und holte seinen Schweinespieß, mit dem wollte er dem Hans Henne die Scheiben einsetzen. Der Henne wußte aber schon im voraus, was weiter geschehen würde; darum machte er sich mit seinem Esel auf die Flucht. Der Pfaffe folgte mit seinem Säuspieß nach. Henne ritt vor ihm her, die eine Gasse hinein, die andere hinaus; der Pfaffe aber ließ nicht nach. Weil aber alles in Mengen die beiden kannte, lachte man dazu und ließ sie ruhig machen. Schließlich ritt der Henne, nachdem er den feisten Pfaffen lange genug am Seil herumgeführt hatte, auf die Herberge zu; der Pfaffe wäre ihm in den Stall gefolgt, aber der Wirt fing ihn unter der Tür auf und fragte ihn um den Handel. Schließlich ließ sich der wütende Glaser besänftigen und der geschlossene Frieden wurde mit nicht wenig Wein bestätigt.

Im Jahre 1518 breitete sich ein großes Landsterben aus in den deutschen Landen; das brach im Herbst auch über Meßkirch herein und nahm viele gute Leute, Arme und Reiche hinweg, verschonte auch weder Alte noch Junge. Herr Gottfried Werner zog sich deshalb mit seiner Frau Mutter, der Gräfin von Öttingen, seiner Gemahlin, der Gräfin von Henneberg, seiner Tochter und wenigem Gesinde nach Wildenstein zurück. Hier blieb er ein ganzes Jahr, bis im folgenden Jahr das Sterben aufhörte und die Luft sich allenthalben besserte; dann zog er wieder nach Meßkirch. Welche Sorgfalt er damals beobachtete, davon wäre genug zu sagen. Er ließ nur wenige Leute aus und ein; das Brot und das Essen durften erst dann ins Haus gebracht werden, wenn die, die es gebracht hatten, schon fort waren. Er ließ sich keine Kleider, keine Schuhe und nichts dergleichen bringen, obwohl er Mangel genug daran hatte, namentlich auch die im Frauengemach und seine Diener. Weil es aber nicht anders sein konnte und sie alle durch solche Achtsamkeit aus Gnade des Allmächtigen vor Krankheit und Unfall bewahrt blieben, so ließen sie es gut sein und ertrugen den Mangel mit Geduld. Die alte Gräfin trat damals ihre Pantoffeln so durch, daß sie sie nicht mehr anziehen konnte, und weil keine anderen da waren, so gab sie sie einem Wächter namens Conlin Uchter zum Flicken. Dieser Conlin war nun von Beruf kein Schuhmacher, sondern ein Schneider; deshalb flickte er sie nicht mit Leder sondern mit Leinen und sandte sie des Scherzes halber der Frau so wieder zu. Die war zuerst wenig zufrieden und fragte den Conlin, was das heißen solle. Da erklärte er ihr, er sei vor Zeiten nicht Schuster, sondern Schneider gewesen und wisse mit Leder nicht umzugehen; deshalb habe er sie ihr auf Schneiderart gemacht. Die Gräfin ließ es gut sein und man hatte viel Spaß mit dieser Antwort.

Ähnliche Vorsicht beobachteten sie damals auch auf der Mainau; die Herren flickten sich die Kleider und die Schuhe

selber, zu ihrem eigenen Besten. In jener gefährlichen Zeit hatte Herr Gottfried Werner immer einen Priester bei sich auf Wildenstein, das war ein schwarzes hinkendes Pfäffle, namens Herr Balthasar, von Zürich gebürtig. Der nahm sich vielerlei Handwerk an; er wollte glasen können; daneben beredete er auch Herrn Gottfried Werner, die Kunst, Leim zu sieden, zu versuchen. Dazu wollten sie dann die alten Urkunden und dergleichen verwenden. Herr Gottfried Werner ließ sich wirklich von ihm bereden, suchte die alten Briefe hervor, und wenn seinerzeit in Graubünden die wertvollsten Urkunden verloren gegangen waren, so ging jetzt der Rest drauf. Eine arme Sache ist es, daß Herr Gottfried Werner so die alten Urkunden hergab und Leim daraus sieden ließ.

Ähnlich hat ein paar Jahre darauf Graf Jos Niklas von Zollern gehandelt. Seine Vorfahren hatten ihm eine ansehnliche Kanzlei hinterlassen; es waren eine Anzahl Fässer und Truhen voll Briefe da, in denen man Wunders hätte finden und ausklauben können, was jetzt verloren ist und niemals an den Tag kommt, namentlich auch Nachrichten von heimlichen, verborgenen Plänen, die Kaiser Maximilian mit dem alten Grafen Eitelfriedrich beredete. Graf Jos machte sich über die Briefe und wollte sie verlesen; die meisten zerriß und verbrannte er, weil sie ihm nach seiner Meinung zu nichts nütze waren. Die Grafen von Zollern würden wohl viel darum geben, wenn es nicht geschehen wäre. Graf Karl von Zollern soll auch oft dieses Wüten seines Vetters gegen die alten Schriften höchlich beklagt haben. Aber es müssen eben die Briefe, Historien und alten Geschichten auch ihre Feinde und Widersacher haben, wie andere Geschöpfe, und sie können keine ärgeren Feinde haben als an denen, die sich auf Historien am wenigsten verstehen und als Idioten und ungelehrte Leute sich daran am wenigsten zu ergötzen wissen.

Anno domini 1525 brach der Aufruhr der Bauern in ganz Deutschland aus, der doch eher eine Plage und Strafe Gottes über Reich und Arm, Edel und Unedel hätte heißen sollen, als ein Krieg. Die Bewegung begann in der Herrschaft Stühlingen bei den Grafen von Lupfen; den alten Grafen Sigmund kränkte das so, daß er vor lauter Kummer und Traurigkeit starb. Man sagt, des Grafen Amtleute hätten die Bauern so hart und streng regiert, daß sie sogar Schneckenhäusle als Frondienst von ihnen suchen ließen. Um solcher geringfügiger Ursache halber hat sich ein unsägliches Würgen und Brennen in ganz Germanien erhoben.

Von diesen Stühlinger Bauern, die den Bauernkrieg anfingen, hat man ein Lied gedichtet, das im Ton von „Bona dies, mein schwarzer Mönch" also lautet:

„Die Bauern zogen wieder heim, sie wollten sich baß besinnen,
Da mußten sie Erdbeeren und Morcheln gewinnen.
Sie zogen wieder heim und waren nicht lang ausgewesen,
Da mußten sie auch Schneckenhäusle lesen.
Sie mögten sein nicht genießen,
Sondern mußten gehn in die Kriesen.
Die Herren sammelten sich und huben an zu tagen,
Da sprachen die Bauern: „Wir wollen den Herrn zwagen."
Die Herren zogen wieder heim, ihnen fing an zu grausen.
Da sprachen die Bauern: „Den Herrn wollen wir lausen."
Sie kamen zusammen und fingen an zu schießen,
Des ward die Herren sehr übel verdrießen."

Herr Gottfried Werner war damals mit der ganzen Haushaltung und mit seiner Gemahlin in Meßkirch. Als er aber merkte, daß die Meuterei auch in der Stadt umging und als er deshalb besonders gewarnt wurde, bedachte er das schreckliche Schicksal des Grafen Ludwig Helferich zu Helfenstein in Weinsberg und zog heimlich hinaus nach Wildenstein. Seine Gemahlin blieb während der ganzen Dauer des Krieges in der Stadt; ihr wollte niemand etwas Böses

zufügen. Es waren in Meßkirch eine Anzahl heimlicher Schulen, da wurden Winkelpredigten gehalten und allerlei Meutereien angestiftet. Dieselben Brüder wollten ein evangelisches Leben in Meßkirch anrichten, wollten alle Unkeuschheit in der Stadt außerhalb des ehelichen Verkehrs abschaffen und keine in der Stadt dulden, die in einem solchen Ruf stände. Eine Versammlung wurde abgehalten und von dem Pöbel beschlossen, die beschrieenen Personen aus der Stadt zu weisen und alle Unzucht zu unterdrücken. Es war nun ein Spottvogel unter ihnen namens Jörg Schlußlendreher, der hatte bis jetzt geschwiegen. Wie er aber das törichte Plebiszit hörte, sagte er: „Liebe Freunde, wenn ihr die beargwöhnten armen Sünderinnen alle aus der Stadt zu jagen vorhabt, so ist zu besorgen, es werde ein Teil von uns selber kochen müssen." Das nahm der Pöbel so übel auf, daß sie gleich anfingen, Zeter über ihn zu schreien und ihn zu packen. Sicher wäre er von ihnen in der Wut damals umgebracht worden, wenn ihn seine Freunde nicht mit vieler Mühe und noch mehr guten Worten gerettet hätten. Sie waren aber damit nicht zufrieden, so daß der Vogt, um weitere Aufläufe zu vermeiden, den armen Schlußlendreher fangen und festsetzen mußte. Der ward also dem Herrn Omnis zu Gefallen ein paar Tage in der — freilich nicht strengen — Gefangenschaft gehalten. Inzwischen wurde Herr Gottfried Werner über alles unterrichtet; der befahl, daß man den armen Mann, der weiter nichts verschuldet hatte, als daß er die Wahrheit sagte, ledig lasse. Während nun das ganze Land schon in Aufruhr war, kamen die Enzbergischen Bauern und andere vor Meßkirch; man ratschlagte in der Stadt, ob sie bei ihren Herren bleiben oder die aufrührerischen Bauern einlassen sollten. Schließlich öffnete man ihnen die Tore. Sie richteten weiter keinen Schaden an, sondern zogen des andern Tags wieder weiter. In der ganzen Gegend blieben nur zwei Bauern bei ihrer Herrschaft. Der eine war der alte Galle Hach zu Oberbeuchtlingen, der ein solches Wohlgefallen an seinem Herrn, Herrn Gottfried Werner hatte, daß er mehrmals öffentlich im Ernst

ſagte und wünſchte, ſein Herr ſei wert, ein Roß zu haben, das über jeden geladenen Heuwagen hinausſpringen könne. Der andere hieß Jakob Friedrich und war von Guttenſtein; deſſen Vater war ein Lediger von Ramsberg. Galle Hach gab den aufrühreriſchen Bauern, die ihn auch aufwiegeln wollten, zur Antwort, er habe einen guten Herrn, den er nicht zu verbeſſern begehre, und wolle lieber daheim bleiben. Der andere, Jakob Friedrich, verließ ſein Weib und ſeine Kinder und als die andern Guttenſteiner alle auf der Reiſe waren, zog er zu ſeinem Herrn nach Wildenſtein, bei dem blieb er in der Beſatzung, bis der Aufruhr in der Hauptſache geſtillt war. Man muß ſich wundern, daß die Meßkircher von Herrn Gottfried Werner abfielen, weil ſie keine ernſtliche Klagen vorzubringen hatten, als daß die Weide von den Söldnern und Soldaten zu ſehr abgenützt werde, daß ſie ihr Auskommen nicht mehr finden könnten und dergleichen. Als ſich dieſe Beſchwerden aber als nichtig erwieſen, verſteiften ſie ſich wie ihre Brüder in Chriſto auf ihre vermeintliche evangeliſche Freiheit; freilich taten ſie ihrem Herrn keinen Schaden, nahmen und verdarben ihm nichts, was ſie doch wohl hätten tun können. Als ſie in Haufen hinunter nach Unlengen zu den Truchſeſſiſchen und Werdenbergiſchen Bauern kamen, ließen ſie ſich zu Riedlingen ein eigenes Fähnlein machen und das Zimmernſche Wappen darauf malen. Der Fähnrich hieß Letz von Rordorf, der wollte es nicht tragen, außer wenn das Zimmernſche Wappen darauf ſei. Schließlich ſtob alles auseinander und es hieß, ein jeder ſolle ſeiner Obrigkeit und ſeinem Herrn von neuem ſchwören. Alſo gingen die Bauern auseinander und die Zimmernſchen kamen wieder in ihre Dörfer. Herr Gottfried Werner brandſchatzte ſeine Bauern aber glimpflich; wie hoch ſich die Brandſchatzung belief, habe ich nie erfahren können. Er ließ die Bauern überall in der Herrſchaft aufs neue ſchwören. Sie bereuten ihren Abfall und ihren Ungehorſam und ſchwuren gutwillig. Als nun die Amtleute nach Heudorf kamen, um auch dort die Huldigung zu empfangen, war da ein böſer Bauer, genannt der rote Staud, und

als die Untertanen alle mit aufgehobenem Finger schworen, wollte er weder Hand noch Finger aufheben. Als man ihn fragte, was er damit meine, gab er zur Antwort, er hätte den vorigen Schwur nicht gehalten, er besorge, er werde den auch nicht halten. Die Bosheit des Bauern wurde Herrn Gottfried Werner gemeldet, der ließ ihn gefänglich einziehen, in der Absicht, ihn vor Gericht zu stellen. Man bat aber für ihn, und wollte er wieder frei sein, so mußte er hundert bare Gulden zahlen und dennoch schwören. Der Pfarrer von Kraienhainstetten, Herr Hans Mauk, ein geborener Meßkircher, war auch zu den aufrührerischen Zimmernschen Bauern abgefallen, mit ihnen gezogen und hatte ihren Predikanten gemacht. Das mißfiel Herrn Gottfried Werner so sehr, daß, wenn schon das Glück ihn verschont hatte, daß er an keinem Ast hängen blieb, er doch zu St. Martin hundert bare Gulden an den Kirchenschatz zahlen mußte, so wohl hatte er den neuen Glauben gepredigt.

Als nun die Empörung und der Aufruhr allenthalben im Oberland gestillt war und die Ungehorsamen entweder geschlagen oder sonst bestraft zu ihrem Heimwesen zurückgekehrt waren, wurden die Meßkircher kleinlaut, besonders die, die sich vorher am meisten empört und die Schreier gemacht hatten; auch diejenigen, die die Winkelkirchen und heimlichen Predigten gehalten hatten, gerieten in nicht geringe Sorge. Als sie nun von nirgendsher Hilfe zu erwarten hatten, auch sich selbst sagen konnten, daß ihnen ihr Herr die Empörung nicht verzeihen würde, wandten sie sich an Herrn Johannes Werner und an Herrn Wilhelm Werner mit der Bitte um Vermittlung und begehrten nicht mehr, als fürderhin einen gnädigen Herrn zu haben, mit dem Erbieten, in allen möglichen und billigen Dingen sich aller Untertänigkeit und alles Gehorsams gegen ihn und seine Nachkommen zu befleißen. Die beiden Herren, zu denen die Meßkircher besonderes Vertrauen hatten, übernahmen die Vermittlung; sie kamen nach Meßkirch und hörten ihr Begehren; von dort ritten sie nach Wildenstein zu ihrem Bruder ab und zu. Nach langer Unter-

handlung wurden alle Irrungen in Güte geschlichtet, dergestalt, daß Herr Gottfried Werner alle Ungnade gegen die Meßkircher fallen ließ und fürderhin ihr gnädiger Herr sein wollte, sie aber sollten sich keinerlei Obrigkeit anmaßen, sondern diese sollte in allewege nur Herrn Gottfried Werner und seinen Erben zustehen; auch sollten sie sein und seiner Erben Geheiß stets gehorsam und gewärtig sein. Außerdem bewilligten sie ihm und seinen Erben eine jährliche Erhöhung der Steuer; jedoch sollte dieser Vertrag sie in ihrer Ehre nicht angreifen und mit diesem Abkommen alles Geschehene gegenseitig aufgehoben sein. Diesen Vertrag, der im Original noch vorhanden ist, haben die Meßkircher gutwillig angenommen. Herr Gottfried Werner hat damit weislich und wohlbedacht gehandelt, daß er die Hoheitsrechte zu Meßkirch an sich brachte, denn dadurch nahm die Stadt einen großen Aufschwung und nahm in wenigen Jahren um vieles zu, wie auch heute noch geschieht. Die Freiheiten, die sie sich zuvor angemaßt hatten, wurden damals alle kassiert. Als Herr Johannes Werner vor Jahren die Herrschaft Meßkirch noch innehatte und in seiner Behausung, genannt der untere Hof, ein Fenster durch die Ringmauer brechen lassen wollte, unterstanden sie sich, ihn daran zu verhindern. Und als Graf Felix von Werdenberg einst an Herrn Johannes Werner schrieb, wegen eines Mannes, der Salzrechner zu Meßkirch werden wollte, und als Herr Johannes Werner beim Rat deshalb anhielt, wurde ihm sein Wunsch abgeschlagen, denn sie besetzten damals alle Ämter in der Stadt, ausgenommen den Stadtamann nach eigenem Ermessen und hatten auch einen eigenen Bürgerturm, woraus der Herrschaft viel Abtrag geschah. — Herr Gottfried Werner ist aber nicht wenig deshalb zu loben, weil er seinen Untertanen keine ungnädige Strafe auferlegte, während doch andere Obrigkeiten in ähnlichem Fall gewiß greulich gewütet hätten. Was sie freilich damit erreichten, hat sich oft genug später gezeigt.

Die Überlinger ließen, als der Krieg beendigt war, ein paar alte angesehene Männer zu Sernatingen, nur deshalb,

weil sie von den aufrührerischen Bauern zum Mitgehen gezwungen worden und der neuen Religion verdächtig waren, fangen und ohne Gericht und Urteil auf dem Brühl zu Sernatingen enthaupten. Man sagt, es sei ihnen Unrecht geschehen. Zum glaublichen Beweis wächst auf dem Brühl, wo das geschah, bis auf den heutigen Tag weder Laub noch Gras, und dabei war es doch vorher eine treffliche gute Wiese; zu manchen Zeiten ist es auch nicht ganz geheuer dort. Es sollen derer, die gerichtet wurden, mehr als zwanzig gewesen sein. Die Überlinger haben um dieser Tat willen bei ihren Untertanen und jedmänniglich viel Unwillen und wenig Lob erlangt.

Zu jener Zeit war ein Bauer zu Sauldorf, namens Bastion Brugger; der stand zu Sauldorf auf der Kanzel und predigte nach seinem Belieben öffentlich; als aber der Aufruhr gestillt war, wurde dieser ungebetene Predikant von Herrn Gottfried Werner, als dem Vogtherrn zu Sauldorf, gefangen gesetzt, nach Meßkirch geführt, dort eine Zeitlang in Haft gehalten und gestraft.

Der Jüngste unter den vier Brüdern Freiherren von Zimmern, Herr Wilhelm Werner, war noch nicht über vier Jahre alt, als er gen Ortenstein nach Graubünden gebracht wurde zu Graf Jörg von Werdenberg. Als nämlich Herr Gottfried von den Anschlägen der Werdenberger in Sigmaringen gegen die jungen Herren hörte, ließ er den Jüngsten heimlich ins Oberland flüchten; er wurde, damit es verborgen bliebe, heimlich in einem Wagen davongeschafft. Als er nun nach Ortenstein kam, wurde er von Graf Jörg und seiner Gemahlin, Gräfin Barbara von Sonnenberg mit Freuden aufgenommen; denn der alte Graf hatte sich mit Herrn Johannes Werner schon früher beredet, daß er, falls er keinen Sohn haben sollte, Herrn Wilhelm Werner adoptieren und zum Erben des Namens und des Geschlechtes einsetzen sollte. Der junge Herr wurde also nicht anders als ein eige-

ner Sohn aufgenommen und mehrere Jahre erzogen. Es war damals noch eine weitere Abrede mit Graf Gaudenz von Metsch getroffen worden; der war mit einer Mailänderin aus dem Hause der Simonetti vermählt, die aber nur eine Tochter gebar. Diese Tochter ward Herrn Johannes Werner für seinen jüngsten Sohn versprochen. Später aber wurde die Vereinbarung nicht gehalten, jedenfalls weil Herr Johannes Werner so früh starb und sich dieser Dinge nicht mehr annehmen konnte. Kaiser Maximilian ließ dem Grafen Gaudenz von Metsch später das Haupt abschlagen und nahm die Landschaft in Besitz; die Erbtochter aber wurde einem Freiherrn von Polheim vermählt. Dieser Grafen von Metsch Schloß und Sitz war Churburg, das nicht weit von Meran gelegen ist.

Nachdem Graf Jörg von Werdenberg gestorben war, kam der junge Herr wieder heraus nach Rottweil zu seiner Frau Mutter. Niemand nahm sich seiner Rechte an, so wenig wie der seiner gleichfalls vertriebenen Brüder; ein jeder suchte sich nur an dem ihrigen gütlich zu tun, so gut er konnte. Die Gräfin von Sonnenberg, Graf Jörgs Witwe, hielt ihre Haushaltung zu Ortenstein ihr Leben lang. Nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft von beweglichen und unbeweglichen Gütern an Herrn Wilhelm Truchseß von Waldburg. Der behielt aber die Güter auch nicht lang, sondern verkaufte sie so hoch er konnte. Gegenwärtig sind sie in Händen der Tschudi.

Herr Wilhelm Werner kam dann zu Herzog Ulrich von Württemberg, der war damals noch ganz jung. Man hielt ihm einige junge Grafen, Herren und Adelige, die mit ihm studieren sollten. Unter denen waren Graf Ulrich von Helfenstein, Graf Karl von Öttingen, Herr Jörg von Haideck, Leonhard Marschalk von Pappenheim, Ulrich Marschalk von Hohenriechen, Wolf von Rechberg, Wolf von Sperberseck, Hans von Wernau, Hans Marx von Bubenhofen und Albrecht Haller; der war von Tübingen gebürtig und ihrer aller Famulus. Sie hatten einen Präzeptor, der hieß Adam N.; der war ein Priester und frommer Mann, aber ein grobes

Hölzle. Zu diesen nun kam Herr Wilhelm Werner auch und blieb dort einige Jahre, bis er auf die hohen Schulen geschickt wurde. Inzwischen wurde das Land Württemberg durch Landhofmeister und Räte regiert. Landhofmeister war damals der Ritter Hans Caspar von Bubenhofen. Von dem sagt man, daß er seinen Herrn nicht wohl erzogen hat, wie sich auch später zeigte; denn ein solcher Geist hätte eher durch Milde als durch Strenge gelenkt werden können. Der Präzeptor, der später in Stuttgart einige geistliche Benefizien bekam, verfuhr so streng gegen seinen Schüler, daß er ihm, wenn er im Betragen oder sonst sich verfehlt hatte, ein unförmiges Holz, das er Esel nannte, anhängte; das mußte dann der Herzog nicht nur in der Schulstube, sondern auch bei Hof vor seinen eigenen Dienern und Lehensleuten tragen. An solchen Dingen hat sich des Landhofmeisters grober Unverstand deutlich gezeigt; vernünftige Leute machten ihm schon damals darüber ernstliche Vorhaltungen. Als der Herzog erwachsen war, wußte er den Zuchtmeistern deshalb auch keinen Dank; dem Präzeptor ließ er sagen, er solle ihm nicht unter die Augen kommen und sich von seinetwegen keines Guten versehen; weiter hat er nichts gegen ihn unternommen und das ist nicht wenig zu loben. — Dem löblichen Kaiser Maximilian ist es in seiner Jugend auch so gegangen; er hatte anfangs einen langsamen Verstand und war gar ungelehrig im Lernen; sein Zuchtmeister aber schreckte ihn mit seinem Poltern vollends von allen Studien ab, so daß er das Studieren ganz bleiben ließ. Als er erwachsen war, hatte er darum auch für den Präzeptor keine Liebe und zeigte sich über seinen Tod (er starb als Bischof zu Neustadt) sehr gleichgültig. — Bei Herzog Ulrich blieb also Herr Wilhelm Werner etliche Jahre am Hof und benahm sich während der Zeit so gegen ihn, daß er ein gnädiges Gefallen an ihm gewann und auch später bewies.

Kurz vor dem Beginn des bayrischen Krieges kam Herr Wilhelm Werner gen Tübingen auf die hohe Schule. Es war damals ein Narr dort, den man Doktor Heinrich Starrenwadel nannte, obwohl er kein Doktor war, sondern nur ein törichter verrückter Mensch. Der wollte nicht leiden, daß man ihn Starrenwadel nannte. Jeder war aber auf diesen Namen abgerichtet, und wo er stand und ging wurde es ihm nachgeschrieen. Wenn er dann das hörte, dann tat er, als ob er ohnmächtig werden wollte und schrie: „Ich höre ein Stimm, ein Stimm, brich, Himmel! brich! brich! marmorne Säule! brich!" Kaiser Maximilian hätte ihn gerne bei sich am Hof gehabt, wie ja leider die großen Herren ihre Kurzweil immer bei Narren suchen, aber man konnte den Gauch auf keine Manier von der Stelle bringen, wie man es auch anstellte: er konnte nicht gehen, nicht fahren, nicht reiten. Wenn man ihn schon einmal aufs Roß gebracht hatte, so tat er, als ob er herunterfallen wolle und schrie: „Ich scheiß, ich scheiß"; man mußte ihn eben wieder herunter nehmen und bleiben lassen wo und was er war, ein Narr vor wie nach. — Der Ritter Herr Jörg von Ehingen hörte oft, wie man dem Starrenwadel nachschrie; er hatte Mitleid mit ihm und sagte, er solle sich nur gar nicht darum kümmern, sondern sie einfach schreien lassen. Das war dem ein schlechter Trost; er sagte: „Ja, lieber Herr Jörg, Ihr habt gut reden, wenn aber einer käme und ohne Unterlaß schrie: ‚Jörgle, Jörgle, Ritter Jörg, Herr Jörg, Herr Jörg!' ich weiß wohl, Ihr könntet es auch nicht aushalten." — Der Starrenwadel starb Anno 1505 zu Tübingen und wurde im Kloster Bebenhausen begraben.

Herr Wilhelm Werner kam dann nach Freiburg, und ein Jahr nach seinem dortigen Rektorat begab sich ein seltsamer Handel. Es hatte ein junger Mensch etliche Jahre bei dem Abt zu Tennenbach als Organist gedient, so daß

er in alle Verhältnisse wohl eingeweiht war. Weil aber der böse Geist nicht ruht, und wen er zu Fall bringen kann, nicht verschont, so stiftete er den guten Jungen an, dem Abt ein Gedeck silberner Becher zu stehlen. Damit machte er sich in der Richtung nach Freiburg davon, obwohl er später selbst bekannte, er habe nach begangener Tat keine Ruhe mehr gehabt. Wie nun der Abt seinen Diener und seine silbernen Becher vermißte, schickte er Kundschafter auf alle Straßen; in Freiburg wurde der Dieb ergriffen und von der Obrigkeit ins Gefängnis gelegt. Die Becher, und was er sonst noch entwendet hatte, wurden noch alle bei ihm gefunden; er hatte nichts davon vergeudet oder verdorben. Dem Abt wurde alles wieder zugestellt, den Dieb aber ließ man peinlich beklagen und verurteilte ihn unangesehen seiner Jugend, und daß er sich zuvor nie vergangen, zum Strang, wie denn die Reichsstädte ein strenges Recht haben, das auch leichten Diebstahl mit dem Tode bestraft. Der junge Mensch dauerte jedermann, daß er so jämmerlich um sein junges Leben gebracht werden sollte; die Geistlichen zu Freiburg und andere gutherzigen Menschen, besonders aber die von der hohen Schule, hatten ein aufrichtiges Bedauern mit ihm, so daß sie Herrn Wilhelm Werner von Zimmern und einen jungen Grafen von Hanau-Lichtenberg, genannt Reinhard, anstifteten, sie sollten als illustres personae und vermöge ihrer Freiheiten bei der Exekution den armen Jungen dem Nachrichter vom Strick nehmen und erretten. Beider Herren Präzeptoren billigten dies Vorhaben; außerdem kam aber auch noch ein großer Haufen Doktoren, Magister, Studenten und Priester, die gingen alle in das Spital, wo der arme Junge vorgeführt werden und, wie bräuchlich, St. Johanneswasser trinken sollte. Während nun das geschah, standen die beiden jungen Herren unter der Spitaltür; ihnen halfen ein paar Magister und andere. Was soll ich sagen? Sie schnitten dem Nachrichter den Verurteilten vom Strick und zogen ihn zu sich hinein in das Spital. Wie es in Freiburg Brauch war, daß der Schultheiß selbst mit reisigen Knechten

mitzureiten pflegte, so geschah das auch hier. Dieser war damals ein Schnele von Zähringen, genannt Arbogast Bernlapp; es verdroß ihn, daß ihm der Missetäter so frech von den Studenten weggenommen und der gebührenden Strafe entzogen worden war; darum rückte er mit seinen Reitern herzu und schlug auf denen, die den armen Jungen führten, seinen Richterstab entzwei; auch die Stadtknechte packten den Delinquenten wieder. Aber es wollte alles nichts helfen. Die Studenten und Magister drängten sich um die beiden jungen Herrn, zogen sie samt dem Missetäter in das Spital hinein und brachten den dann vollends in Freiheit. Der Schultheiß und seine Soldaten aber mußten damals abziehen.

Er gab sich aber nicht zufrieden, nahm vielmehr die Geschichte so krumm, daß er auf der Stelle zu ganz ungewöhnlicher Zeit den Rat zusammenläuten ließ. Dem klagte er den gewalttätigen Eingriff der Studenten. Die machten aber auch Lärm und drohten, wenn man die beiden Herren als illustres personae nicht bei ihren Freiheiten und althergebrachten Gebräuchen belassen wolle, vor dem Kaiser und an andern zuständigen Orten Klage zu führen. Also bedachte sich der Rat eines Bessern und ließ es gut sein, jedoch mit der Bitte sich fürderhin in ihren Freiheiten zu mäßigen. Der arme Junge nahm es sich zu Herzen, daß er so unvermutet durch die Gnade Gottes dem schimpflichen Tod entronnen war; er trat bald darauf in den Barfüßerorden ein und verharrte darin sein Leben lang. In späteren Jahren besuchte er einmal Herrn Wilhelm Werner in Oberndorf und dankte ihm für die erwiesenen Wohltaten.

Herr Wilhelm Werner studierte bei fünf oder sechs Jahren zu Freiburg und war während der Zeit auch Rektor. Als solcher trug er nach altem Brauch die rote gefütterte Kappe, und weil nun in dem Jahr Anno 1506 König Philipp von Spanien, Kaiser Maximilians Sohn, starb, so erhielt er während seiner Amtszeit auch die schwarze Trauer-

kappe, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war. Es waren nach ihm noch viele Rektoren zu Freiburg aus vornehmem Geschlecht, bis ums Jahr 1540 Graf Felix von Zollern zum Rektor gewählt wurde. Der führte sich dermaßen auf, daß die andern Glieder der Universität, wie man sagt, übereinkamen, den Rektor künftighin nur noch aus den Doktoren und Gelehrten zu wählen; sie sahen es mit Ärger, daß die Rektorkappe so des Nachts im Kot auf der Gasse herumgezogen und verspottet werden sollte.

Herr Wilhelm Werner hatte zu Freiburg einen Priester als Präzeptor, der hieß Nikolaus Knobloch. Der hatte noch mehr Schüler, unter andern auch einen jungen von Andlau. Der Magister war ein rauher, grober, frommer Mann; wenn nun die Herren und Edelleute bei Tisch saßen und das Gebratene kam herein, so pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Liebe Herren, haut drein!" Er meinte damit, sie sollten sich nicht zieren, sondern weidlich essen. Das geschah nun so oft und viel, bis schließlich einmal der von Andlau, wie es der Pfaffe wieder sagte, sein Waidmesser herauszog und mit aller Kraft auf den Braten einhieb, daß die Stücke übereinander sprangen. Die Frechheit wollte der Pfaffe nicht dulden, sondern bezahlte ihm gleich nach dem Essen bar mit der Rute. Der von Andlau ist später in den deutschen Orden getreten und darin gestorben.

Zu jener Zeit kam auch Graf Wilhelm von Fürstenberg nach Freiburg, der später für seine wunderlichen Sitten berühmt in Deutschland wurde; dessen hitziges Wesen hat sich schon damals gezeigt. Er kam schon mit zehn Jahren zu dem Magister Nikolaus; der hatte ihn in Kost und Disziplin und gab so gut auf ihn acht, daß er ihn jede Nacht in seiner eigenen Kammer behielt. Das unruhige Herz konnte aber keine Ruhe haben, deshalb ließ er oft einen Knaben, den er bei sich hatte, sich an seiner Stelle ins Bett legen und die gewöhnliche Nachthaube aufsetzen. Wenn dann

der gute Prieſter kam und ſich zu Bett legte, fragte er: „Wilhelme, dormis?“ Und wenn dann der Junge antwortete: „Ita, domine“, ſo meinte der Pfaffe, er liege im Bett; der lief aber trotz ſeiner Jugend des Nachts auf der Gaſſe herum. Er hatte ſeine Geſellſchaft beim Adel und ſonſt bei Studenten und allerhand Geſinde, die halfen ihm alle Türen auftreten und Handwerksleute und andere zu Schaden bringen. Das geſchah ſo lange, daß der Rat zu Freiburg ein Einſehen haben mußte. Man ſtellte den alten Präzeptor zur Rede und erzählte, was mit dem jungen unruhigen Grafen, der ihm zur Pflege anvertraut ſei, vorginge, auch daß er ſo vielleicht gar einmal verwundet werden oder ums Leben kommen könne. Der gute Pfaffe ärgerte ſich über die Warnung, denn er meinte, ſein junger Herr liege jede Nacht in ſeinem gewohnten Bett, darum ſagte er: „Per deum sanctum! Liebe Herren, ihr tut meinem jungen Herrn unrecht, er liegt alle Nacht in meiner Kammer, und weil ich das ganz gut weiß, kann ich das nicht von ihm glauben.“ Damit ging er davon. Die Herren vom Rat ließen es zuerſt dabei bleiben und lachten über ſeine Einfalt. Der junge Graf und die Rotte, die ihm anhing, trieb es aber ſo bunt und die Unruhen wollten je länger je mehr einreißen, daß der Rat und die Behörden der Hochſchule die Sache in die Hand nehmen mußten. Der gute Meiſter Nikolaus wurde abermals vorgeladen und weitläufig unterrichtet; man ſagte ihm, er ſolle nicht ſo leichtgläubig ſein, ſondern ſich gründlich überzeugen, daß der junge Herr auch jedesmal wirklich im Bett liege. Das ſagte ihnen der Magiſter Nikolaus zu, obwohl ungern. Wie nun ein paar Tage vergangen waren und der Graf meinte, es wäre wieder vergeſſen, machte er ſich abends heimlich aus dem Haus zu ſeiner Geſellſchaft. Mit denen zog er nach ſeiner Gewohnheit die Nacht über in der Stadt herum. Aber der alte Pfaffe war in der Nacht munter, ging zu des Grafen Bett und fragte, ob der Graf vorhanden ſei. Als aber der Junge antwortete: „Assum, domine“, faßte er Verdacht, ſchlug die Decke zurück und beſichtigte

den Jungen so gut er konnte; und als er nun den Betrug merkte, auch der Knabe dazu geholfen, so ist wohl zu erachten, wie ihn der Pfaffe mit der Rute abgeputzt und absolviert hat. Des Morgens, als der Graf gegen Tagesanbruch wieder ins Haus schlüpfte, wollte ihn der Pfaffe nicht mehr im Haus haben und ließ sich auch unter keinen Umständen bereden, ihn länger bei sich zu dulden und wieder aufzunehmen. Er kam dann bald nachher nach Burgund, wo er sich durch Kriegstaten so auszeichnete, daß er die Witwe von Neuchette und Blaumont samt großen Reichtümern bekam und zu Ellencourt etliche Jahre hauste. Seine Gemahlin starb bald und gebar ihm kein Kind. Nach ihrem Tod behielt er die Güter nicht lange, sondern verkaufte sie um den halben Wert dem Salamanken, der später Graf von Ortenburg genannt wurde. Er begab sich nach Straßburg und hielt dort Haus und Hof. Welch seltsames Regiment er im Kinzigtal und in der Ortenau führte, darüber wäre wohl ein eigenes Buch zu schreiben.

Als Herr Wilhelm Werner die Herrschaft Oberndorf inne hatte, ist Anno 1522 ein Bettler, ein Rutscher, in einem Karren gen Bochingen gebracht worden, wie es denn Brauch ist, daß dergleichen bresthafte Leute von einem Dorf zum andern geführt werden. Der Rutscher oder Lahme übernachtete bei einem Meier, dem stahl er in der Nacht einige Paternoster und Geld. Am Morgen wurde er nach Oberndorf vor die Kirche geführt. Unterdessen vermißte der Meier zu Bochingen sein Geld, er folgte ihm also nach Oberndorf und schrie das Recht über ihn aus. Man fing den Rutscher; er wurde durchsucht, auch alles bei ihm gefunden und dem Meier wieder zugestellt. Ihn aber führte man ins Gefängnis. Des andern Tags ließ Herr Wilhelm Werner seinen Schultheißen, den alten Konrad Vogel, zu ihm gehen; der ließ ihn merken, wenn er nicht gutwillig die bösen Stücke, die er getan und auf dem Gewissen habe, be-

kenne, so würde es ihn wohl später reuen. Der Rutscher antwortete, man brauche ihn nicht peinlich zu befragen, denn er wolle freiwillig und ungezwungen alles bekennen; er möge nur am andern Morgen wieder zu ihm kommen. Damit schied der Amtmann für diesmal von ihm. Nun hatte Herr Wilhelm Werner vor einigen Tagen einen Haufen Bauern von Altoberndorf ihrer vollen Weise wegen kurze Zeit gefangen gehalten, die hatten in dem Gefängnis, in dem der Rutscher jetzt lag, einen großen Block aufgerichtet, um zum Fenster hinaussehen zu können. Dieser Block kam dem Rutscher sehr gelegen; in der Nacht oder in aller Frühe knüpfte er seinen Gürtel daran und hängte sich im Sitzen oder Liegen. Am Morgen kam der Amtmann mit seinem Diener, da fand er den Gefangenen tot und erwürgt. Auf Befehl der Herrschaft wurde der Leib dem Nachrichter überantwortet und an dem gewohnten Ort verbrannt. Wie nun der Nachrichter den Toten auszog, sah er, daß dem Rutscher zuvor schon alle viere abgeschlagen worden waren, und er auf dem Rad gelegen hatte. Gott weiß, wie er damals mit dem Leben davonkam, und was er verbrochen hatte. Weil ihm also die Pein des Rads von früher her schon bekannt war, so tat er sich lieber selbst den Tod an, als daß er diese unmenschliche Pein und Marter nochmals erdulden wollte.

Als der Bauernkrieg begann, begehrten die Oberndorfer von Herrn Wilhelm Werner, er solle zu ihnen schwören, das wollten sie dann auch tun und bei ihm bleiben, ungeachtet, was die aufrührerischen Bauern beginnen würden. Wegen des Eides entschuldigte er sich, weil solches weder gebührlich noch bräuchlich sei, sagte ihnen aber zu, bei ihnen zu bleiben, sie nicht zu verlassen, sondern Leib und Gut für sie einzusetzen, wie er auch tat. Nun war einer namens Thomas Mayr in der Gegend, ein Kriegsmann, der vom Vogelsberg herstammte, der wiegelte die Bauern auf wo

er konnte. Er hatte ein paar Edelleuten, denen von Neuneck und andern, ihre Häuser geplündert und dadurch Geschütz an sich gebracht. Sein Haufe verstärkte sich täglich, so daß er es wagen durfte, sich vor Albeck, das Schloß zu Sulz, das den Herren von Geroldseck gehörte, zu lagern. Nun hatten aber die beiden Gebrüder von Geroldseck, Herr Gangolf und Herr Walter, das Schloß so gut versorgt, daß die Bauern langsame Fortschritte machten. Unterdessen verhandelte ihr Obrist Thomas Mayr mit den Zimmernschen Untertanen und fing die Sache so geschickt an, daß er Herrn Johannes Werners und Herrn Wilhelm Werners Hintersassen fast alle zum Abfall von ihrer Herrschaft brachte. Unterdessen hatte der schwäbische Bund die Bauern im Allgäu, an der Donau und anderen oberländischen Orten bereits wieder zur Ruhe gebracht. Der zog nun über den Heuberg und kam bis gen Ostdorf bei Balingen. Weil nun die Bauern im Lande Württemberg sehr mächtig waren, anderseits aber auch der Haufe in der Herrschaft vor Wald sich täglich vermehrte und verstärkte, so war es noch unentschieden, ob Herr Jörg Truchseß, des Bundes Oberster, zuerst den Schwarzwälder oder den Württemberger Haufen angreifen werde. Darum wußten die Rottweiler. Weil sie nun auch für sich Schaden befürchteten, wenn der Bund zu ihnen käme und die Schwarzwälder Bauern strafe, so schickten sie an Herrn Jörg und an die Räte des Bundes Boten, wonach sie selbst ihre und die Zimmernschen Untertanen, die ja in dem Bürgerrecht mit eingeschlossen waren, schon selbst zur Ruhe bringen wollten. Auch Herr Wilhelm Werner machte sich, sobald er hörte, der Bund sei in der Nähe um die Aufrührer zu strafen, mit einigen Adeligen und den vornehmsten Bürgern von Oberndorf auf den Weg und ritt zu Herrn Jörg Truchseß ins Lager nach Ostdorf. Mit dem verhandelte er so viel, daß er ihm seiner, auch seines Bruders Untertanen Strafe abbat, mit der Begründung, er könne mit Hilfe der Rottweiler seiner Untertanen schon selbst mächtig werden und die Landschaft bliebe dann auch geschont. Weil nun zudem

die Rottweilischen und Zimmernschen Bauern keine große Gefahr bedeuteten, so verließ Herr Jörg die Landschaft vor Waldt und zog nach Württemberg. Als nun Herr Wilhelm Werner abwesend war, schrieb der Bauernoberst vor Waldt, Thomas Mayr, den Oberndorfern seine Meinung, und es scheint mir gut, den Brief hier wörtlich folgen zu lassen: „Thomas Mayr, Oberster und die Räte des versammelten Haufens vor Waldt an Schultheißen, Bürgermeister und Gemeinde zu Oberndorf, Gnad und Fried durch Jesum Christum, unsern lieben Herren. Ehrsamen, Weisen! Es langt uns an, wie Ihr zulassen und gestatten Euere Mitbürger von und zum Bund, auch die Reisigen aus- und einlassen, zu Schaden und Nachteil unserer Brüder. Ist an Euch unser freundlichs Bitt, Ihr wollen solches gegen Eure Bürger abstellen, auch die Bündischen, unsere Feind, keineswegs enthalten; denn so uns das weiter fürkommt, so wollen wir dermaßen gegen Euch handeln, daß Ihr wolltet solches vertragen und über sein. Datum Donnderstag nach Crucis inventionem anno 1525." Dieser Brief kam nach Oberndorf, als Herr Wilhelm Werner noch beim Bund war. Inzwischen schickten die Rottweiler Herrn Konrad Mock, ihren Bürgermeister, als Unterhändler zu den Bauern vor Sulz, mit dem Begehren, sie sollten sich um ihre, auch um die Zimmernschen Bauern nicht kümmern, sie nicht annehmen, sondern vielmehr unverzüglich heimziehen lassen. Dem glückte sein Auftrag und teils mit Drohungen, teils mit guten Worten brachte er es bei Thomas Mayr und bei den bäuerischen Kriegsräten dahin, daß die meisten Rottweiler und Zimmernschen Bauern entlassen wurden. Davon zogen die meisten wieder nach Haus, die andern kamen mit dem Schwarzwälder Haufen vor Herrenberg. Nun war aber Herr Wilhelm Werner kaum aus Oberndorf weg, da kamen eine Anzahl unruhiger Leute, von den Rädelsführern Jakob Schueler und Hans Sattler aufgehetzt, zusammen und beschlossen nach langer Beratschlagung, wenn sie nur einigermaßen Hilfe von den Bauern zu erwarten hätten, so wollten sie Herrn Wilhelm Werner und

die andern, die mit ihm zum Bund gereist waren, nach ihrer Heimkehr in ihren Häusern unversehens überfallen und mit ihnen als Feinden umgehen, wie die zu Weinsberg mit dem Grafen von Helfenstein und den andern Adeligen. Unter diesem Bubenvolk war aber ein ehrlicher Mann, namens Jakob Renner, der hatte an solchen unredlichen Handlungen keinen Gefallen, wollte in die Verräterei nicht einwilligen und brachte es so weit, daß die Zimmernschen von allen Anschlägen unterrichtet wurden. Nichtsdestoweniger intrigierten die andern weiter und schickten Boten nach Sulz zu den Bauern. Die lagen noch in ziemlicher Stärke da und hielten das Schloß eingeschlossen. Sie konnten nicht zu einem Sturm gelangen, weil sie mit dem Feldgeschütz, das sie überall zusammengeraubt hatten, nichts anzufangen wußten. Aber es ist ein böses Ding, Fuchs mit Fuchs fangen und ein nicht minder böses, ein Schloß mit Bauern gegen Bauern zu halten; deshalb übergab man es schließlich und die Bauern zogen, nachdem sie es geplündert hatten, nach Württemberg. Wie nun damals die Oberndorfer nach Sulz kamen, wollte man angesichts dessen, was Herr Konrad Mock dort geredet hatte, nichts von ihnen wissen, und schickte die Rädelsführer unverrichteter Dinge wieder heim. Am Abend, als sie sich wieder in Oberndorf einschlichen, hörten sie, daß Herr Wilhelm Werner samt denen, die mit ihm gereist, zurückgekehrt seien. Ebenso kam an demselben Abend Herr Konrad Mock von Sulz, nachdem er, wie oben gehört, die ganze Empörung der Zimmernschen Bauern vereitelt hatte. Der berichtete Herrn Wilhelm Werner den Erfolg seiner Expedition und der ließ sich in der Nacht weiter nichts anfechten, doch ließ er durch seine vertrauten Diener Wache halten. Die Rädelsführer aber und die Anführer der Verräterei besorgten, daß ihnen vielleicht Ungelegenheiten zustoßen könnten; sie flüchteten also über die Mauern und blieben lange draußen. Auf große Fürbitte kamen sie schließlich wieder herein, obwohl sie verdient hätten, von Rechts wegen gestriegelt zu werden, anderen zum Beispiel.

Am Morgen nach jener Nacht wurde Herr Wilhelm Werner von dem Anschlag unterrichtet; der hatte nun wenig Lust, bei Leuten, die ihm nachstellten, länger zu wohnen. Wie also die Oberndorfer in aller Frühe Rat und Gemeinde abhielten, ließ er sich, wie auch Herr Konrad Mock, sein Roß vorführen, um während der Beratung aus der Stadt zu entweichen. Die Oberndorfer merkten es aber gleich und schickten einen Boten zu ihm, er möge sie doch nicht verlassen, sondern bei ihnen bleiben, sie wollten von neuem zu ihm schwören. Er gab ihnen zur Antwort, er wolle darüber seiner Freunde und Herren Rat einholen, und weil sie ihre früheren Gelübde und Eide, auch das Versprechen, das sie ihm neulich gegeben, nicht gehalten hätten, so bedürfe es keines weitern Schwörens, er wolle also die Sache Gott befehlen und sich in Sicherheit begeben. Damit ritt er davon, denn sie hatten es übersehen und wegen dem Austrieb des Viehs die Tore geöffnet. Er kam nach Rottweil und blieb dort in seiner Behausung, von dort ritt er gen Zimmern ab und zu, um zu sehen, ob der Bau seinen Fortgang nehme. Seine Gemahlin, die Landgräfin von Leuchtenberg, ließ er kurz darauf, nachdem er von Oberndorf gewichen war, nach Rottweil abholen. Dort blieb sie bis an ihr Ende. Sie war eine gottesfürchtige Frau, und dieweil sie eines ziemlichen Alters, so hatte sie von ihrem Herrn kein Kind; so kam der Zimmernsche Stamm wieder auf eine Linie. Herr Wilhelm Werner hat dann später nie mehr ein rechtes Vertrauen zu den Oberndorfern fassen können; ihnen ist ihre Untreue für diesmal hingegangen, das haben sie Gott zuvorderst, ihrem frommen Herrn und dem Glück zu danken gehabt. Zu bedauern ist, daß die Aufwiegler, die oben genannt wurden, so ganz ohne alle Strafe davonkamen, die sie doch bei allen Ehrliebenden wohl verdient hätten.

Der Bauern Oberster, Thomas Mayr, zog nach Eroberung des Schlosses Albeck ob Sulz mit seinem Haufen nach Herrenberg. An dem Tag, an dem die Bauern von Sulz abzogen, ist kein geringer Teil der Ringmauer dort zusammen-

gestürzt. Was Thomas Mayr auf dem Wege aufräumte und plünderte, das schickte er alles auf verschiedenen Wegen heim. Aber wie der Bauern Sache einen Anfang hatte, so nahm sie auch ein Ende. Zu Herrenberg wurden sie getrennt und geschlagen. Viele Schwarzwälder Bauern nahmen die Welt an die Hand und kamen davon; von denen leben noch manche. Die andern wurden von den Bündischen ereilt und auf der Flucht erstochen. Der Oberst Thomas Mayr wurde im Zinsbach von den Reitern ergriffen und gefangen nach Tübingen geführt. Daselbst wurde er nach Verdienst enthauptet. Das Geraubte fand man zum Teil wieder und gab es an die früheren Besitzer zurück.

Alsdann zog der Bund in das Frankenland. Hier hatten die Bauern die Stadt Würzburg erobert und das Schloß mit Macht belagert; in dem weilte der Bischof von Würzburg mit dem besten und größten Teil des fränkischen Adels. Die wurden von den Bauern hart bedrängt. Der Proviant begann ihnen auszugehen, dabei wurde das Schloß, das auf alte Manier erbaut war, heftig beschossen. Die Bauern hatten drei Schanzen errichtet; auf der einen war das Geschütz, das sie hier und dort geraubt und zusammengebracht hatten, auf der andern das von der Stadt Rothenburg an der Tauber, und für die dritte hatte ihnen Graf Jörg von Wertheim (ich weiß nicht, ob das mit Willen seines Herrn Vaters, Graf Michaels, geschehen), sein eigenes Geschütz geliehen. Soviel vermag das vermeintliche Evangelium gegen den Lehensherrn. Vielleicht hatten die aufrührerischen Bauern den Grafen Landzuwachs versprochen, wie ja auch Herzog Ulrich von Württemberg sein verlorenes Land mit ihrer Hilfe wieder erobern wollte; er hatte auch schon ein paar Städte und Ämter in seine Hände gebracht. Es wollte aber auch nicht geraten, sondern der Herzog wurde mit den Bauern, seinen Helfern, zurückgetrieben, verjagt und das Land Württemberg damals behauptet. — Herr Jörg Truchseß kam nun gerade zur rechten Zeit nach Würzburg. Die Bauern wurden, wie an andern Orten im Frankenland, getrennt und

geschlagen und dadurch ein trefflicher Adel, auch sonst viel ehrliche gute Leute gerettet, wie das weitläufiger in den Historien geschrieben steht.

Herr Gottfried Werner hat in der Herrschaft vor Waldt nicht wohl Haus gehalten und zwar nicht nur mit den Herrschaftsgütern, sondern auch mit den geistlichen Gütern. Es waren zwei in der Herrschaft, die alles regierten und was die rieten, das wurde getan: das waren Meister Peter, der Pfarrer, und der Schultheiß, Stoffel Vogel. Es waren geschickte und feine Leute, die einen Herrn wohl zu behandeln wußten, denn allein der Meister Peter hat seinen Herrn, Herrn Gottfried Werner, um 2500 Gulden gesattelt. Ein Herr sollte nicht immer seinen Ratgebern und Verwaltern folgen und vor allem nicht ausgeben, was nicht nötig ist, oder liegende Güter verkaufen. Herr Gottfried Werner hat damals dem Frauenkloster zu Oberndorf im Tal eine Mühle samt ihrem Weinwuchs zu Rotenburg am Neckar ohne alle erhebliche Ursache oder irgendwelche Not verkauft. Wie das Geld angelegt war und ob das Gut dem Kloster Nutzen brachte, das hat sich später gezeigt. Vor Jahren war das Kloster mit Renten und Einkünften reichlich versehen und weil es so nahe an den Verkehrsstraßen lag — es konnte einer damals für drei Kreuzer ein Herrenmahl in Oberndorf einnehmen — so hatten die vierundzwanzig meist adeligen Klosterfrauen genug. Sie führten ein gutes Leben (wenn man das gutes Leben nennen kann), und ein Beweis dafür ist, daß der Adel vom Schwarzwald und am Neckar darin stets ein guter Gast war, so daß man das Kloster eher des Adels Hurenhaus als des Adels Spital hätte nennen können. Namentlich die von Ow, Rosenfeld, Brandeck, Stein, Neuneck haben viel Geld darin vertan und diese hohe Schule hat böse Ehemänner und unnütze Kindsväter gegeben.

Unreiner Geister sind vor alten Zeiten viele gewesen, die die Welt betrogen und Wunder stifteten. Im Stift Paderborn weilte unter der Regierung des Abts Simon, Grafen von Sternberg, anno 1383 ein Edelmann namens Nebling von Hartenberg. Zu dem kam auch unversehens ein solches Gespenst ins Haus, redete mit ihm und andern, gab Antwort auf die Fragen, die man ihm stellte, verstand das Saitenspiel über die Maßen wohl, ebenso das Brettspiel, aß und trank mit ihnen, ja, oft legte es sich auch über Nacht zu dem Edelmann ins Bett. Viel geistlicher und weltlicher Personen kamen zu ihm des Wunders wegen und um ihn zu hören. Er gab ihnen Rede und Antwort von seltsamen Dingen, wenn aber die Geistlichen und Gelehrten ihn über sein Wesen oder sonst irgend etwas über ihn fragen wollten, dann hielt er jedem das größte Laster vor, das er zu seinen Lebtagen gehabt hatte. Damit machte er sie schamrot und erreichte, daß sie ihn nicht weiter fragten. Den Edelmann warnte er oft vor Überfällen seiner Feinde und zeigte ihm Mittel und Wege an, wie er ihnen entweichen und begegnen könne. Sich selbst nannte er König Goldemar, ließ sich aber nie sehen, nur die Hände durfte man ihm anfassen; die waren so linde und zart, gerade wie ein Mausfell. Unter anderem sagte er auch einmal denen, die um ihn waren, der Christenglaube bestünde allein in Worten, der jüdische Glaube in edlem Gestein, aber der heidnische in Kräutern. Der Edelmann von Hartenberg hatte eine schöne Schwester und ihretwegen, wollten viele wissen, sei der Geist im Haus, denn er pflegte auch manchmal den Edelmann seinen Schwager zu nennen. Er lehrte ihn auch, so oft er sich abends niederlege und morgens aufstehe, solle er sich vorher Gott befehlen mit folgenden Worten: „Increatus pater, increatus filius, increatus spiritus sanctus!“ — Schließlich schied er von ihm, niemand weiß wohin.

Zu unsern Zeiten und vor wenigen Jahren ist auch ein solches Gespenst gen Sachsenheim zu den Edelleuten des Namens gekommen. Das blieb etliche Jahre bei ihnen und nannte sich Entenwick; er redete auch, aber nur mit einer Vogelstimme und sagte, er sei einer von den verstoßenen Engeln im Himmel, habe sich aber nicht so schwer wie die andern versündigt und hoffe daher, noch zu Gnaden zu kommen und nicht ewiglich verloren zu sein. Er gab mancherlei Bericht davon, wo er die Zeit über seit seiner Verstoßung gewesen, unter anderem, daß er tausend Jahre in einem kleinen Röhrlein im Moos gesessen und auf eine Gelegenheit, von dannen zu kommen, gewartet habe. Als er von den Edelleuten und besonders von Bernhard von Sachsenheim, dessen guter Freund er war, gefragt wurde, wie er nach Sachsenheim gekommen sei, antwortete er, er, Bernhard, habe einen reisigen Diener zu Köln gehabt, der neulich heimreiste; mit dem sei er heraufgekommen und immer hinter ihm auf dem Roß gesessen. Alle Dienste und was im Schloß zu tun war, das verrichtete er ganz willigklich, wenn es ihm befohlen wurde. Er leuchtete den Leuten mit Lichtern, brachte Kartenspiele und andere Dinge, was man ihn hieß. Aber keiner hat ihn je greifen können. Sobald er in ein Gemach kam, fing er an zu reden; wenn er aber auch stillschwieg, merkte man doch, daß er da war, denn es wollte jedem, der in der Kammer war, der Atem etwas kürzer werden. Alle Gebete, die man ihm vorsprach, sagte er nach, auch den Glauben und das Vaterunser; nur bei den Worten „und führ' uns nicht in böse Versuchung, sondern erlöse uns von allem Übel" schwieg er und wollte sie nicht nachsagen.

Eines Tages lag der Bernhard von Sachsenheim auf seinem Bett und dachte seinen Geschäften nach. Und wie er den Geist merkte, fragte er ihn, ob er da sei. Der legte sich neben ihm aufs Bett und gab ihm Rede und Antwort. Nach einem langen Gespräch nun bat ihn der Edelmann, er möge ihn seine wahre Gestalt sehen lassen. Das schlug

ihm der Entenwick ab mit dem Vermelden, er wolle ihn mit seinem ungestalten, gräßlichen, schrecklichen Aussehen nicht bekümmern. Weil er aber auf seinem Begehren bestand, so sagte der Entenwick: „Wohlan, ich will deiner schonen und doch etwas von mir sehen lassen, damit du siehst, daß ich dir gern willfahre; ich zweifle aber gar nicht, du wirst sein fürderhin nicht mehr begehren." Damit streckte er seinen Arm aus den Kissen hervor, wie dem Edelmann schien. Der war mit langen Spitzen am Ellenbogen und überall verunstaltet, die Finger an der Hand waren auch ganz spitzig und greulich, die Farbe aber so schrecklich mit Blutfarbe und gelben Sprenkeln vermischt, daß ich von dem Edelmann selbst hörte, er habe einen gräßlicheren Anblick sein Lebtag nie gehabt. Der Geist sagte: „Wohlan, ich habe dir es vorausgesagt, denn ich wußte wohl, welche Unlust du an meiner Gestalt haben würdest; darum laß mich künftig mit dergleichen Begehren zufrieden und unbekümmert." Der Entenwick sagte auch, so lange er zu Sachsenheim sei, werde das Geschlecht an Ehren und Gut nimmer zerrinnen, und die Wahrheit zu sagen, ist es dem von Sachsenheim auch immer wohl und glücklich gegangen, er hat hübsche Kinder gehabt, und auch an zeitlichem Gut sehr zugenommen. Und obwohl nun der Geist schon etliche Jahre im Schloß war, so beleidigte er doch während dieser Zeit niemand, sondern bewies immer seine Dienstbarkeit; freilich war den Leuten nicht recht geheuer dabei. Die Freunde des von Sachsenheim rieten ihm oft, er solle das Gespenst vertreiben, denn es könne ihm zuletzt der ganze Handel übel ausschlagen. Darum berief er schließlich seine Verwandten und Freunde zusammen und fragte sie um ihren Rat. Die haben einstimmig gegen den guten Entenwick beschlossen. Der von Sachsenheim folgte ihnen und ließ ihn, sehr gegen seinen Willen, beschwören und verbannen. Bei seinem Abschied aber verkündete der den Niedergang des Hauses und Geschlechts Sachsenheim. Bald darauf brannte das Schloß bis auf den Grund nieder und dafür gab jedermann dem Entenwick die Schuld. Gott weiß den Grund. Man

hat später nichts mehr gehört und weiß nicht wo er hingekommen ist. Und nicht nur das Schloß verbrannte als deutliches Vorzeichen kommenden Unheils, sondern das uralte Geschlecht ist wenige Jahre darauf ausgestorben, das doch bei unsern Vorfahren in hohem Ansehen stand und in der Ritterschaft wie auch in allen adeligen Dingen berühmte Sprossen besaß. Ein Beweis dafür ist das höfische Gedicht, das der Ritter Hermann von Sachsenheim von der Möhrin machte.

Reinhard von Sachsenheim weilte viel bei Herzog Ulrich von Württemberg und war mit ihm ganz vertraut, ebenso wie Bernhard Göller von Massenbach und andere. Jedoch stand er nicht in dem gleichen Ansehen wie diese, denn er war ein frommer alter Deutscher, der sich in keine krummen Händel einlassen wollte oder besondere Umschweife liebte. Darum wurde er nicht zu den heimlichen Witzen gebraucht, sondern nur zu allerhand Kurzweil und Fatzwerk. Er sah nicht besonders gut, darum schickte ihn der Herzog manchmal in seine Kammer, dieses oder jenes zu suchen und zu bringen. Wenn er dann in die Kammer kam, so hatte der Herzog vorher einen oder zwei englische Hunde, die der Vorsicht halber Maulkörbe trugen, hineinsperren lassen. Die fielen auf den Reinhard los, stießen ihn und bedrängten ihn so, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte, sondern um Hilfe schreien mußte. Daran hatte der Herzog seinen besonderen Spaß, denn wie man sagt, hatte er wenig Freude und lachte selten, außer wenn ein Land unterging, oder es jemand nicht besonders gut ging. Herzog Ulrich hatte noch einen solchen vom Adel, namens Konrad von Sickingen; der war einer von den Alten und saß zu Sickingen im Haus seines Stammes und Namens.

Im Jahre 1560 begab sich eine denkwürdige Sache mit zwei Knaben zu Speyer; von denen war der eine dreizehn, der andre vierzehn Jahre alt. Die hüteten in der Nähe des Rheins die Rosse und wie sie so miteinander redeten,

nahm der jüngere ein Äxtlein in die Hand und sagte im Spaß zu seinem Gesellen: „Ich hätte Lust, dir den Kopf abzuhauen.“ Der andere sagte: „Wie könntest du mir mit diesem unscheinbaren Äxtlein den Kopf abhauen?“ Unter solchen und ähnlichen Reden zückte schließlich der dreizehnjährige Knabe die Axt und schlug sie seinem Gesellen an den Kopf, so daß er zu Boden stürzte; dann hieb er ihm mit zwei Streichen den Kopf ab, zog seine Kleider an und versteckte die Leiche am Rhein hinter Gesträuch. Am Abend fuhr er mit den Rossen heim und zeigte sich ganz heiter und fröhlich. Der Vater fragte ihn, wo er die Kleider her habe, weil er doch zuvor zerrissene angehabt, da erzählte er ihm von einem Kriegsmann, der zu ihm auf die Weide gekommen sei, und ihm die schönen Kleider dafür gegeben habe, daß er mit ihm in den Krieg ziehe. Der Vater glaubte die Geschichte. Unterdessen stellten die Eltern des ermordeten Knaben allerlei Nachforschungen an; jemand sagte zu ihnen: „Es ist ein Roßbub da, der trägt ein Kleid von derselben Form und Farbe wie euer Sohn, den muß man fragen.“ Und wie sich nun die Eltern erkundigt und die Kleider erkannt hatten, ließ man sogleich den Knaben greifen. Der bekannte die Tat, wie oben geschildert, frei und ungezwungen. Weil er aber noch so jung und unverständig war, wollte der gemeine Rat in Speyer die Gutachten einiger Räte des kaiserlichen Kammergerichts darüber einholen; diese entschieden einstimmig, weil der Knabe mit solchem Bedacht die Tat ausgeführt, den Leichnam versteckt und zu verheimlichen gesucht habe, so solle er trotz seiner Jugend mit dem Wasser getötet werden. Weil aber nun, so oft man jemand richten ließ, bedeutende Kosten aufliegen — denn die ganze Bürgerschaft, auch die aus den umliegenden zinsbaren Flecken, mußten in Harnisch und Wehr auf der Wahlstatt erscheinen — der Knabe auch so klein war, daß sich diese Umstände nicht verlohnten, so wurde beschlossen, daß nur zwei von den obersten Richtern mit dem Nachrichter und etlichen Schergen ihn in der kommenden Nacht zwischen 9 und 10 Uhr auf die Brücke führen, das

Tor schließen und dann ertränken sollten. Das geschah. Als nun der Knabe eine gute Zeit im Wasser gelegen hatte, so daß der Nachrichter und männiglich vermutete, er sei schon längst verschieden, wurde er wieder heraufgezogen und die Richter stellten fest, es sei nach Urteil und Recht mit ihm geschehen. Wie man aber den vermeintlichen Toten in den Totenbaum legte, begann er zu röcheln und sich zu bewegen. Da befahlen die Richter, man solle ihn nochmals ins Wasser hinunterwerfen und wohl abkühlen lassen. Als nun das geschehen und er lange unter Wasser geblieben war, sagten sie zueinander: „Es ist nicht möglich, daß ein Mensch natürlicherweise so lange unter dem Wasser leben kann," ziehen ihn damit herauf und sagen: „wir sehen, daß er tot ist." Sie trugen ihn in das gewohnte Totenhäusle und legten ihn in den Totenbaum, damit er am Morgen früh begraben werde. Die beiden Richter aber gingen nach Haus. Als nun die Schergen den Toten zurechtgelegt hatten und gerade auch weggehen wollten, sagte plötzlich der eine zum andern: „Horch! wie der Knabe röchelt, vielleicht ist er wieder lebendig geworden." Und als sie nun wirklich sahen, daß er noch am Leben war, liefen sie eilends zu den Richtern und meldeten es ihnen. Das dünkte die eine so unglaubliche Nachricht, daß sie sofort mit den Schergen zurückkehrten. Da fanden sie den Knaben lebendig in dem Totenbaum sitzen. Sie erschraken sehr und befahlen, ihn in eine warme Stube im Spital zu tragen, damit er sich erhole. Als er sich nun wieder erwärmt hatte, klagte er über seine Achsel, auf die er gefallen sei. Man fragte ihn: „Wo bist du denn gewesen und was hat dich so betäubt?" „Das weiß ich nicht, ich bin aber auf einer schönen grünen Wiese gewesen, dort ist ein alter herrlicher Mann mit einem langen grauen Bart in einem Sessel gesessen und viele kleine Knäblein sind auf der Wiese um ihn hergelaufen, die haben alle weiße Hemdle und rote Strümpfe angehabt. Mich wundert aber, wie ich in das Totenhaus gekommen bin." Als nun der Knabe von solchen Dingen zu reden anfing, verboten die Richter ihm,

davon in der Stadt weiter zu reden, und verwiesen ihn auch gleich des andern Tags aus dem Gebiet.

Anno domini 1534, den 29. Tag des Monats Januarii um 11 Uhr in der Nacht, starb Graf Christoph von Werdenberg im Schloß zu Sigmaringen; er war der letzte Graf seines Namens und Stammes, darum ward Schild und Helm, wie in solchen Fällen gebräuchlich, mit ihm begraben; es geschah zu Trochtelfingen, wo seine Voreltern schon seit vielen Jahren ihr Begräbnis gehabt hatten. Weil aber von diesen Grafen von Werdenberg in unserer Historie so oft die Rede ist, und weil sie die ärgsten Feinde und Verfolger des Zimmernschen Geschlechts waren (obwohl sie später, nachdem sie es um hunderttausend Gulden geschädigt, in gute Freundschaft zu ihm kamen), so will ich doch nicht unterlassen, von ihrem Herkommen Glück und Unglück etwas mitzuteilen, denn in ihrem Schicksal ist der Wille und die Gewalt des Allmächtigen reichlich zu spüren. Und wenn ein Geschlecht am höchsten steht an Ehren und zeitlichem Gut, dann ist der Niedergang manchmal am nächsten zu fürchten und vor der Tür.

Von dem Ursprung und Anfang der Grafen vom Fahnen schreibt Thomas Lirer von Rankweil in seiner erdichteten Chronik allerlei und will ihre Abkunft von dem vertriebenen römischen Kaiser Curio herleiten, fabuliert deshalb wunderlich und ohne alle Ordnung herum, bald von dem, bald von jenem Geschlecht, so daß ein jeder, der die alten Geschichten kennt, es mit den Händen greifen kann, daß er nur vom Hörensagen und wie im Traum geschrieben hat; und obwohl er am Schluß schöne Historien von den Grafen von Montfort und den Grafen von Werdenberg meldet, so erzählt er sie doch so einfältiglich, als ob es ein Gedicht und ein lauteres Märlein wäre. Immerhin ist daran kein Zweifel, daß die Gra-

sen von Werdenberg und die andern Grafen vom Fahnen, wie die von Montfort, Veldkirch, Tübingen und andere, gar alte berühmte deutsche Geschlechter waren, die ihre Grafschaften unter den ersten erlangten, als Rätien durch die alemannischen Könige besetzt und die Römer vertrieben worden waren. Etwas Sichereres können wir darüber nicht sagen. Welche Güter sie vorzeiten besaßen, ist auch unbekannt, denn der Besitzstand hat sich durch Heiraten seither sehr geändert. Aber um das Jahr nach Christi Geburt .... lebte ein mächtiger Graf von Werdenberg, namens Heinrich, der hatte von seiner Gemahlin, Frau Dorothea, Freiin von Fatz, fünf Söhne und zwei Töchter. Die ältere, Fräulein Kunigunde, gab er einem Grafen von Ortenberg, die jüngere, Fräulein Verena, vermählte er einem mächtigen Landsherren aus Böhmen, von Stadeck. Der älteste Sohn hieß Graf Heinrich, wie der Vater, der zweite Albrecht, der dritte Rudolf, der vierte Haug, der fünfte Ulrich. Zwei von ihnen starben unverheiratet, nämlich Graf Rudolf; der kam an den Hof des Königs von Böhmen und starb dort, der andere, Graf Haug, wurde Domherr auf dem hohen Stift zu Straßburg; ich selbst habe seinen Namen in den alten Verzeichnissen des Stifts gefunden, obwohl er nicht dort blieb, sondern in St. Bernhards Orden eintrat. Die anderen drei Brüder wurden verheiratet, Graf Heinrich mit einer Gräfin von Sonnenberg, der Erbtochter, Graf Ulrich mit der Gräfin von Kirchberg; die beste und höchste Heirat aber erlangte Graf Ulrich, denn er vermählte sich mit einer königlichen Prinzessin von Portugal. Das fügte sich also:

Als der alte Graf Heinrich von Werdenberg seinen ältesten Sohn Graf Heinrich mit der Gräfin von Sonneberg vermählt und ihm seinen Teil an der Grafschaft Sargans angewiesen hatte, nahm er Graf Albrecht zu sich, der ihm die übrigen Herrschaften zu regieren helfe, denn er war schon sehr alt und schwächlich und starb bald darauf am fünften Tag des Maien, als man zählte 1111. Graf Albrecht nahm nunmehr die Landschaft ein und regierte

sie selbständig. Es war aber nun bei seinem ältesten Bruder, Graf Heinrich, ein unehelicher Sonnenberger, der war sehr mächtig bei ihm. Der stellte seinem Herrn vor, wie er ein viel größeres Anrecht auf die Herrschaft habe, weil er der ältere sei. Und weil nun Graf Heinrich ein frommer einfältiger Mann war, so folgte er dem Hadermann und erhob Ansprüche gegen seinen Bruder. Graf Albrecht antwortete, ihr Herr Vater habe ihn noch zu Lebzeiten ausgesteuert und ihm die Herrschaft Sargans als den ihm gebührenden Teil gegeben, damit sollte er sich begnügen und ihn mit dem übrigen in Ruhe und Frieden lassen. Aber Graf Heinrich ließ sich von dem Bastard verhetzen und es kam so weit, daß die Brüder einander angriffen und sich viel Schaden zufügten. Deshalb wurden von den Freunden Unterhandlungen begonnen und beschlossen, jede Partei solle sechs Kommissäre ernennen und diese sollten in Konstanz zusammentreten, um den Streit zu schlichten. Als aber die Konstanzer das hörten, besorgten sie, daß viel Volk zusammenströmen werde; zur größeren Sicherheit wurde also die Stadt besetzt und zwei Hauptleute eingesetzt; auch wurden einem Fürsten nicht mehr als zwölf, einem Grafen fünf, einem Freiherrn drei und einem Ritter oder einem vom Adel zwei Reiter mitzubringen erlaubt. Zu der bestimmten Zeit erschienen die Schiedsrichter, ebenso auch die beiden Schwager, der Graf von Ortenburg und der Herr von Stadeck. Was aber mehr Volks kam, als die Ordnung erlaubte, das mußte alles vor der Stadt bleiben und wurde in den nächsten umliegenden Dörfern einquartiert. In der Verhandlung redete Langhans von Bodman für Graf Heinrich und Herr Konrad Freiherr von Thengen für Graf Albrecht. Es wurde beschlossen, Graf Heinrich solle sich mit der Grafschaft Sonneberg begnügen und die Grafschaften Werdenberg, Sargans und die übrigen Werdenbergischen Güter sollten für einige Jahre einem ehrlichen und verständigen Amtmann übertragen werden, der alle Nutzungen einnehmen, die Schulden bezahlen und die Landschaften frei machen

solle. Den Grafen Albrecht aber, der noch jung und unverheiratet war, solle man mit Zehrung versehen und in fremde Länder schicken, Ritterschaft zu suchen. Dieser Vorschlag wurde bewilligt und von beiden Brüdern angenommen. Darauf wurden die Güter einem erfahrenen alten Ritter namens Jakob von Altstätten übertragen; Graf Albrecht aber nahm dessen ältesten Sohn, Marquard von Altstätten, mit, ritt außer Landes und kam schließlich nach langer Reise in das Königreich Portugal, an des Königs Hof. Es lebte damals dort ein deutscher Ritter, Herr Oswald von Hatstat, der war schon lange Zeit in dem Königreich und hatte auch die Sprache erlernt. Dem gab sich Graf Albrecht von Werdenberg zu erkennen mit der Bitte, ihn als einen gewöhnlichen Edelmann bei Hofe einzuführen. Der sagte es ihm gerne zu und unterrichtete ihn auch über die Sitten und Bräuche des Landes. Er half ihm an den Hof des Königs, wo man ihn für einen schlichten Ritter hielt. Weil er aber ein stattlicher, starker Graf und zu Spaß und Ernst stets bei den Vordersten war, so wurde er bei dem König, im Frauengemach und bei dem Gesinde bald besonders angesehen.

Der König hatte eine schöne Tochter mit Namen Elisa, die hatte ein geheimes Anliegen, das sie niemand vertrauen durfte. Weil sie aber von Graf Albrecht nicht anders wußte, als er sei ein armer Adeliger aus Deutschland, und weil sie seiner Kühnheit besonders vertraute, so glaubte sie, seinen Rat hören zu dürfen. Das Anliegen hatte folgenden Grund:

Vor wenigen Jahren hatte ein Edelmann namens Walter von Wolfeck einen erschlagen, so daß er in und außer Schwaben nirgends mehr sicher war und auf Lebenszeit aus ganz Deutschland auf hundert Meilen verbannt wurde. Darum zog er davon und nahm seiner Schwester Sohn, Arbogast von Andlau, einen feinen Jungen mit sich, und weil des Königs von Portugal Hof damals hoch berühmt war, auch die Deutschen dort besonders wert gehalten wurden, so reisten sie nach Portugal und trafen auch am Hof mit

dem schon genannten deutschen Ritter Oswald von Hatstat zusammen. Der Junge von Andlau kam durch seine Vermittelung ins Frauengemach, der von Wolfeck aber wurde einer von des Königs Truchsessen.

Bald nachher entstand ein Aufruhr auf einer Insel, die dem König von Portugal gehörte; man schickte Kriegsvolk hin, um den Aufstand niederzuschlagen. Aber die Rebellen setzten sich so zur Wehr, daß es zur Schlacht kam; dem König wurden viele gute Leute erschlagen und unter anderen auch der Walter von Wolfeck. Man behauptete aber das Feld, so daß die Feinde auf eine andere Insel weichen mußten; auch diese wurde bekriegt und eingenommen, so daß der Krieg nunmehr gänzlich gestillt und niedergeschlagen war. Bei dem Abzug aber brach eine solche Sucht und Krankheit unter dem Kriegsvolk aus, daß man fast in ganz Portugal in keiner Stadt sicher war. Deshalb floh der König mit seinen Kindern und seinen Vertrautesten nach einem Schloß genannt Amperneſto, und wiewohl er selbst im Drang der Geschäfte nicht dort bleiben konnte, so ließ er doch seine Kinder und ihr Hofgesinde da.

Nun war der junge Arbogast von Andlau ein schöner angehender Herr, und weil er täglich der jungen Prinzessin aufwartete, so begab es sich, daß sie in Liebe zu ihm entzündet ward und es ihm auch nicht verbarg. Er aber war so schamhaft, daß er nicht antworten konnte. Weil er aber nun wußte, daß sie ihn wohl leiden mochte, so übte er sich in ritterlichen Taten und tat es auch anderen zuvor; und als die Kunde kam, daß heidnische Schiffe gelandet seien und großen Schaden getan hätten, da setzte er sich auf Rat Herrn Oswalds von Hatstat mit andern Kriegsleuten eilends zu Schiff, half die Feinde angreifen und in die Flucht schlagen; manche sagten auch, wenn der Arbogast sich nicht so ritterlich gehalten, so wären sie wohl in dem Streit unterlegen. Dieses Gerücht kam auch an den Hof und in das Frauengemach, und wie es der jungen Prinzessin gefiel, das kann man sich denken. Aber bald darauf stärkten sich die Ungläubigen wie-

der und kamen mit großer Macht und besser gerüstet, um das Königreich zu überfallen. Da zog der Arbogast abermals mit dem portugiesischen Kriegsvolk zu Schiff gegen den Feind. Aber die Heiden gewannen den Sieg und der Arbogast wurde mit vielen andern ehrlichen Leuten mehr gefangen. Die wurden alle von den Heiden davongeführt. Da stießen die Herren von Rhodos mit ihrer Armada auf die Feinde, warfen sie nieder, nahmen alle gefangen und führten sie nach Rhodos. Arbogast von Andlau bekannte, er sei ein Deutscher; aber seinen Taufnamen und sein Geschlecht verheimlichte er. Man brachte ihn aufs Land in ein Schloß genannt Schönehab, dort lag er lange gefangen, während am portugiesischen Hofe niemand anders wußte, als er sei mit den andern umgekommen.

Die Prinzessin Elisa von Portugal aber hatte keine Ruhe um ihren lieben Arbogast, und das war das Anliegen, das sie bedrückte. Weil sie nun Graf Albrecht als einen kecken unverzagten Mann kannte, war sie um so sehr eher geneigt, ihn anzugehen. Sie beschied ihn also eines Tages zu sich und erzählte ihm alles mit dem Begehren, er wolle zu erfahren suchen, ob ihr lieber Arbogast noch lebe oder tot sei, dafür wolle sie ihn gern mit Zehrung versehen und belohnen, auch sonst seiner in Gnaden gedenken. Graf Albrecht willigte ein und nahm für eine Zeitlang Urlaub vom König unter dem Vorwand einer Reise zum heiligen Grab. Die junge Prinzessin versorgte ihn reichlich mit Zehrgeld und allem Notwendigen. Er nahm niemand seines Volks mit sich, nur den Marquard von Altstätten und einen Diener, den er aus Deutschland mitgebracht hatte. Und weil er nun unterwegs hörte, die Rhodesier hätten einige heidnische Schiffe gefangen, so dachte Graf Albrecht gleich, er könne sein Ziel am besten in Rhodos erreichen. Deshalb fuhr er dorthin und fand da einen Vetter, der ihm wohlbekannt und vertraut war, nämlich Graf Hans von Pfiert. Dem erzählte er die Ursache seiner Reise. Da sprach Graf Hans: „Ich weiß wohl einen gefangenen jungen Deutschen, der ist in

meiner Gewalt und will niemand sagen, wer oder woher er ist und es ist ein hübscher Junge." Sie ritten miteinander nach dem Kastell und fanden ihn; Graf Albrecht ließ ein Bild von ihm malen. Das nahm er mit fort, beurlaubte sich von seinem Vetter und kam bald wieder nach Portugal. Wie nun die junge Prinzessin das Gemälde sah, erkannte sie ihn zur Stunde und beschloß Leib und Leben zu wagen, um nur zu ihrem Arbogast zu kommen. Der Graf war ihr zu allem erbötig, was er mit Ehren tun konnte. Sie beredeten einen Plan zur Flucht; der Graf nahm Urlaub vom König und dem Hofgesinde, um kein Diener mehr zu sein und gab vor, er wolle seinen kranken Freund, den von Altstätten auf Anraten der Ärzte in andere Luft bringen. Inzwischen rüstete man ein großes Schiff mit Proviant und allem Notwendigen aus. Die Prinzessin suchte ihre Kleinode und das Beste von ihrem Eigentum in aller Stille zusammen und eines Morgens, in aller Frühe, begab sie sich mit einer Jungfrau Amisa de Bonaziri auf das Schiff. Sie fuhren davon mit gutem Wind, und als die Sonne aufging hatten sie schon einen weiten Weg zurückgelegt.

Inzwischen, als es Tag wurde und die Prinzessin nicht aufstand zu der gewohnten Zeit, war es den Jungfrauen nicht recht geheuer und sie begannen, nichts Gutes zu ahnen. Man ließ dem König sagen, es solle mit der Messe gewartet werden, weil die Prinzessin noch schlafe. Der König schickte den Befehl zurück, man solle sie wecken. Wie nun die Jungfrauen in die innern Zimmer kamen, sahen sie wohl, daß sie ausgeflogen war und auf und davon. Sie meldeten es dem Marschall, der brachte es sogleich vor die Räte. Sie gingen gemeinsam zum König und berichteten ihm, wie es mit seiner Tochter stehe. Der erschrak über die Maßen sehr, wie man sich denken kann. Er befahl, alle Fremden und Gäste, auch alle, die an seiner Tochter Hof waren, zu fangen; auch Herr Oswald von Hatstat wurde gefangen genommen, obwohl er nichts davon wußte, und weder mit Rat noch mit Tat dazu geholfen hatte; alles schrie, die Deutschen hätten

die Prinzessin entführt. Der König schickte eilends viel Volk zu Wasser und zu Lande aus, um zu erfahren, wohin sie sich gewendet hatten; aber der Wind war ihnen so günstig, daß sie in wenigen Tagen davon und nach Rhodos kamen. Hier wurden sie von Graf Hans von Pfiert wohl empfangen. Er führte sie in ein Haus, wo sie ganz verborgen waren, denn es gab viele auf der Insel, die die Prinzessin gut kannten. Bald darauf reisten sie in aller Heimlichkeit nach dem Kastell Schönehab, wo Arbogast von Andlau gefangen lag. Graf Albrecht führte ihn zu der Prinzessin, die ihn gern von Stund an zur Ehe genommen hätte. Aber er sprach: „Nein, das wolle Gott nicht, daß ich Ew. Königlichen eine solche Unehre erzeigte; aber dieser mein Herr, Graf Albrecht ist ein edler Graf von Werdenberg, den sollt Ihr nehmen. Mag ich's aber um Euer Gnaden und um ihn verdient haben, so gebt mir die Amisa." Mit diesem Vorschlag waren alle zufrieden und der Graf von Pfiert schickte nach einem Kaplan, der hieß Hans Häberlein, war auch aus deutschen Landen. Der gab sie zusammen. Graf Albrecht und der Arbogast beschlossen, dem von Altstätten die beiden Frauen anzuvertrauen, damit er sie nach Triest brächte und dort auf sie wartete; sie selbst aber wollten nach Jerusalem fahren, um sich die Ritterschaft zu holen, auch St. Katharinen-Grab besuchen. So geschah es. Der von Altstätten kam mit den Frauen glücklich nach Triest; er war schon vorher krank und schwach und hier verschlimmerte sich sein Zustand, so daß er starb. Er wurde in der Kapelle des Patriarchen, Grafen Ludwig von Görtz, begraben, wie das sein Helm und Schild dort ausweist. Bald darauf kamen Graf Albrecht von Werdenberg und Arbogast von Andlau auch nach Triest. Von dort reisten sie bis Salzburg; dort blieben sie eine Zeitlang. Von dort aus schrieb Graf Albrecht Herrn Jakob von Altstätten, seinem und seiner Brüder Vogt, daß er eine Prinzessin von Portugal, die seine Gemahlin sei, mit vielem Gut mitbringe, er solle das seinen Brüdern mitteilen, damit sie zum Empfang

entgegenritten; auch sollte das Schloß Werdenberg in aller Eile hergerichtet werden so gut man könnte. Der Alte kam diesen Befehlen gründlich nach, denn er hatte inzwischen aus den Einkünften die Schulden bezahlt und die Landschaft frei gemacht. Man zog Graf Albrecht und der Prinzessin mit einigen hundert Reitern und Wagen ganz stattlich entgegen. Unter dem Haufen waren zwei Burggrafen von Nürnberg, drei Herzöge von Teck, zwei Grafen von Helfenstein, etliche Grafen von Dockenburg, ein Graf von Heilsburg, zwei Grafen von Veringen und der hinkende Graf Wilhelm von Achalm mit zwei Söhnen; ferner Herr Dietrich Freiherr von Stoffeln und sein Bruder und andere mehr. Also wurde die Prinzessin mit großen Ehren empfangen, nach Werdenberg begleitet und die Hochzeit dort mit Pracht gefeiert. Den Grafen von Montfort aber, der Leutkirch damals inne hatte, verdroß es, daß den Grafen von Werdenberg ein solches Glück widerfahren war. Er bewarb sich deshalb heimlich und in aller Stille bei den Grafen von Leiningen und anderen Verwandten, um die Hochzeitsgesellschaft zu überfallen. Sie verstärkten sich und zogen an den Bodensee gen Hardt und in die Grafschaft Reineck, da brannten und plünderten sie soviel sie konnten. Aber sie waren zu spät ausgezogen, denn die Hochzeit hatte bereits ein Ende. Graf Albrecht von Werdenberg nahm seinen Bruder Graf Heinrich und andere gute Freunde und Nachbarn mit sich und überzog den Grafen von Montfort zu Tettnang, das ihm von seinem Weib, einer geborenen Gräfin von Bregenz her, gehörte. Das gewannen und zerstörten sie bis auf den Grund, nur die Pfarrkirche blieb stehen. Der Krieg wäre noch weiter gegangen, aber durch Unterhandlungen wurde alles beigelegt. Später wurde das Städtlein Tettnang wieder aufgebaut, aber kleiner und gedrängter zwischen Burg und Pfarrkirche.

Nach diesen Ereignissen entließ Graf Albrecht seinen getreuen Gesellen, den Arbogast von Andlau und seine Gemahlin, die schöne Amisa, zu seinem Vater Ruprecht von Andlau, gen Bern in die Stadt, wo dieser des Stiftes Straß-

burg Landvogt und Statthalter war. Andere Grafen und Herren reiſten auch mit. Sie wurden zu Bern wohl empfangen und die Hochzeit in Freuden gefeiert. Er bekam zwei Söhne, der eine hieß Albrecht, der andere Lazarus und eine Tochter genannt Eliſa, und es ging ihm fürder glücklich an Ehren und Gut. Graf Albrecht bekam von ſeiner Gemahlin viele Kinder, Söhne und Töchter. Das älteſte Kind war ein Sohn; man nannte ihn Heinrich, und als er neun Jahre alt war, ſchickte man ihn zu ſeinem Großvater, dem König von Portugal, mit dem Befehl, ihm anzuzeigen, daß der Graf und ſeine Gemahlin ihm hier den größten Schatz ſchickten, den ſie auf der Welt hätten, und wenn der König ſeine Ungnade fallen laſſe, ſo ſolle er alles erfahren, wie es damals geſchehen ſei. Als nun der König den jungen Grafen Hans ſah, und da es ein hübſcher Junge war, ſo freute er ſich und hatte beſonderes Wohlgefallen an ihm. Die Sache ging ihm ſo nahe zu Herzen, daß er ſich gleich vornahm, ſeinen Tochtermann, Graf Albrecht, zu begnadigen. Deshalb verſprach er ihm unter ſeinem Siegel ſicheres Geleit. Bald darauf machte ſich Graf Albrecht auf den Weg und kam nach Portugal. Da hörte er, daß nach ihrem Verſchwinden alle Frauen und Jungfrauen der Prinzeſſin ſamt anderem Hofgeſinde drei Monate lang im Gefängnis gelegen ſeien; Herr Oswald von Hatſtat aber war immer noch gefangen, denn er wurde bezichtigt, zu der Flucht geholfen zu haben. Deshalb wollte ihn der König im Gefängnis ſterben laſſen. Das bekümmerte Graf Albrecht ſehr. Des andern Tags, als er zu Hofe kam, ließ ihn der König vor ſich rufen. Sobald er nun vor den König, ſeinen Schwiegervater kam, fiel er auf die Knie und bat, wenn er ihn erzürnt, ſo wolle er ihm vergeben. Der König antwortete: „Einer, der ein frommer Mann begehrt zu ſein, ſollte keinem, deſſen Diener er war, ſeine Ehre und Gut entfremden, unbewahrt, auch bei Nacht und Nebel.“ Der Graf begehrte abermals anders nichts als Gnade und erzählte dem König von Anfang an, wie alles geſchehen ſei. Der König beſann ſich und bedachte, daß er

zum größten Teil selbst daran schuld war, weil er seine mannbare und erwachsene Tochter nicht verheiratet hatte. Darum sprach er: „Wohlan, der Allmächtige sucht uns mit mancherlei heim, was uns zuletzt doch zu Gnaden und Wohlfahrt gereicht." Er hieß den jungen Grafen Hans bringen, und als der kam, ließ er den Grafen aufstehen und sagte: „Ich will euch verzeihen und hinfüro Freundschaft, Gnade und Liebe zu euch haben; erbittet euch, was ihr wollt, es soll euch gewährt sein, wenn es geschehen kann." Da fiel Graf Albrecht abermals auf die Knie und dankte dem König hoch. Der König sagte: „Zum Zeichen des Friedens will ich euch eine Gabe geben; ihr und eure Nachkommen sollt auf eurem Schild vornen an der Inful einen goldenen Ring mit einem Saphir führen." Das nahm Graf Albrecht mit vielem Dank an und erinnerte auch den König an den alten Ritter, der seinetwegen schon so lange unschuldig im Gefängnis lag; er bat um die Erlaubnis, ihn mit nach Haus zu nehmen. Das ward ihm vom König gewährt. Graf Albrecht blieb um des Herrn Oswald willen noch etliche Wochen am Hofe, bis der sich gestärkt hatte und die Luft wieder gewohnt war. Dann führte er ihn mit heim, und er blieb bei ihm bis an sein Ende. Graf Albrecht blieb hinfüro im Lande bei seiner Gemahlin und regierte die Grafschaft Werdenberg weislich und wohl bis an seinen Tod. Er hatte von der Prinzessin von Portugal viele Kinder; einer seiner Söhne hieß Ulrich, seine beiden Töchter Margaret und Dorothea, von denen wurde die ältere mit eines Grafen Sohn von Savoyen vermählt. Sein ältester Sohn aber, Graf Hans, den sein Großvater, der König von Portugal erzog, wurde nicht älter als vierzehn Jahre; er starb und wurde im St. Bernhard-Kloster begraben, wie das sein Grabstein ausweist mit dem Schild und Helm samt dem Saphirring an der Inful. Man betrauerte ihn sehr, aber es war geschehen und man konnte den Willen Gottes nicht ändern. Von dem andern Sohn, Graf Ulrich, stammten die Grafen von Werdenberg ab, die in der Eidgenossenschaft saßen und die Herrschaften Werden-

berg, Sargans, Vaduz, Ortenstein und andere Güter inne hatten. Sie haben auch den goldenen Ring mit dem Saphir geführt, solange die Linie währte.

Von einem andern Grafen von Werdenberg erzählt man sich viel gute und seltsame Reden. So pflegte er z. B. schöne alte denkwürdige Mären zu sammeln und bei Gelegenheit zu erzählen. Wenn er nun so recht im Erzählen war und die Geschichte besonders interessant wurde, schwieg er plötzlich still. Wenn man ihn aber fragte, wie es denn weitergehe, so sagte er: „Das behalt ich für mich"; woher das Sprichwort stammt: „Das behalt ich für mich, sprach Graf Hans von Werdenberg." Dieser Graf war auch viel an Kaiser Maximilians Hof. Einmal brachte er von Innsbruck eine schöne Frau mit, man hieß sie nur Doktor Schlitzin. Sie war früher mit einem Doktor verheiratet gewesen und hatte so viel von ihm gelernt, daß es ein Wunder war. Sie hatte den Grafen, der heftig am Stein litt und sonst auch ein kränklicher Herr war, mehrmals am Leben erhalten und kam damit bei ihm in ein solches Ansehen, daß es hieß, er habe ihr die Ehe versprochen. Wie nun die gute Frau heraus kam, kam sie bei seinen beiden Brüdern, Graf Christoffel und Graf Felix sehr in Mißgunst; sie wollten sie ihm nicht lassen und fügten ihr so viel Verdruß zu, daß sie sich schließlich von dem Grafen trennte und ihn für seine Versprechungen bei dem Hofgericht in Rottweil vornahm. Aber die beiden Brüder waren schnell bei der Hand und befriedigten ihre Forderungen, ersparten damit die Schande sich und ihrem Bruder. Sie selbst brachte man mit großen Listen nach Niederbaden zu Markgraf Christoph. Dort ist sie geblieben. Bald darauf aber reute es Graf Hans, daß er die gute Frau von Innsbruck herausgelockt und ihr einen solchen Abschied auf Anstiften seiner Brüder gegeben hatte; darum nahm er ihnen zu Trutz und Leid die von Gundelfingen, die vorher den Herrn von Brandis gehabt und hielt mit ihr zu Jungnau

seine Residenz. Sie waren wenige Jahre beieinander, so wurden sie uneins, so daß sie voneinander zogen. Der Graf lebte nicht mehr lang; er starb, da man zählte 1522.

ls nun Graf Christoph von Werdenberg, der letzte des edlen Geschlechts gestorben war, da gab es hin und her viel Unruhe. Zwei Geschlechter im Schwabenland haben sich an der Verlassenschaft gewärmt, nämlich die Grafen von Fürstenberg und die Grafen von Zollern. Graf Friedrich von Fürstenberg hatte Graf Christoph von Werdenbergs einzige Tochter Anna geheiratet, weshalb er billig als der alleinige Erbe aller Landschaften und alles fahrenden Guts hätte gelten sollen; die Grafschaft Sigmaringen wurde ihm aber entzogen. Die fiel an Graf Eitelfriedrichs von Zollern des Jüngeren Kinder durch Intrigen Graf Felix von Werdenberg und Graf Joachims von Zollern. Die hatten die Bewilligung von Kaiser Karl, auch von dem römischen König Ferdinand erlangt, obwohl sie in die Erbschaft gar nicht hereingehörten und keinerlei nahe Verwandtschaft bestand. Außerdem war vor vielen Jahren, als Sigmaringen dem Kaiser Friedrich von den Grafen von Werdenberg als Lehen übertragen wurde, ausdrücklich bestimmt worden, daß, wenn kein Graf von Werdenberg mehr am Leben sei, Sigmaringen der ältesten Erbtochter zufallen solle. Deshalb war Graf Friedrich bei der Hand, und nahm Heiligenberg, Sigmaringen, Trochtelfingen und alle anderen liegenden und fahrenden Werdenbergischen Güter in Besitz, und als der Dreißigste vorüber war, ließ er aus dem Schloß Sigmaringen alle fahrende Habe, die ihm gehörte, hinüber nach Heiligenberg führen. Man sagt, er habe so gut ausgeräumt, daß er sogar einen Wagen mit neuen Besen mitnehmen ließ und viele meinten, wenn Graf Eitelfriedrichs ältester Sohn damals zugegen gewesen wäre (er war damals bei Kaiser Karl in Spanien), so hätte er es wohl verhindert. Graf Joachim nahm sich der Witfrau von Werdenberg an, aber er wollte doch Graf Fried-

rich nicht erzürnen, so daß er in vielen Dingen nach seinem Gutdünken verfahren konnte. Die Kanzlei hatte er zum größten Teil in Sigmaringen gelassen, woraus dem Zimmernschen Geschlecht später großer Nachteil entstand; die Briefe und Urkunden, die die Herrschaft Zimmern betrafen und die Beziehungen zwischen Werdenberg und Zimmern blieben alle in Sigmaringen, zwei Laden voll. Graf Karl von Zollern hat sie dann erhalten und auch später gegen Zimmern gut brauchen können.

Es haben die beiden Herren Gebrüder, Herr Johannes Werner und Herr Gottfried Werner um diese Jahre viel Kurzweil gehabt mit einem alten Pfaffen, der hieß Hans Weingeber und mit einem Kürschner zu Ebingen namens Hans Schott; es war der, der die Lenora Werdenbergerin, Graf Haugs von Werdenberg ledige Bastardtochter, heiratete, obwohl sie jetzt von ihm geschieden ist. Es war ein holdseliger, aber übel fluchender Mensch. Diese beiden, der Pfaffe und der Schott, kamen viel zu den Herren und ließen sich als kurzweilige Leute uzen. Nun kam einmal der Pfaffe zu Herrn Johannes Werner nach Falkenstein. Wie man nun im obern Stüblein beim Morgenimbiß saß, kam der Schott zufällig auch an die Pforte und begehrte hinein. Herr Johannes Werner befahl, ihn geschwind einzulassen und heraufzuführen, ihm aber nichts von dem Pfaffen, daß er da sei, zu sagen. Wie der Schott hinauf kam, mußte sich der Pfaffe hinter dem Ofen verstecken und nichts von sich merken lassen. Herr Johannes Werner empfing den Schott mit freundlichen Worten, und unter anderem sagte er zu ihm, Herr Hans Weingeber sei über Nacht dagewesen und erst vor zwei Stunden weggegangen. Der Schott war dem Pfaffen heimlich Feind und der Pfaffe war ihm auch seinerseits nicht hold, wie denn das Handwerk sich haßt und anfeindet. Wie nun der Schott hörte, daß der Pfaffe schon weg war, sagte er: „Ach mit dem vollen Bösewicht von Pfaffen!

er ist doch nicht eine Linse wert; wie mögen Euer Gnaden einen solchen Erzbuben und verhurten Pfaffen im Haus dulden? die Stiege gehört er hinab!" Der Pfaffe hörte das alles hinterm Ofen und es verdroß ihn so übel, daß er vor Wut fast von Sinnen kam; aber weil es Herr Johannes Werner befohlen hatte, so hielt er sich still. Der Schott, aufgereizt durch Herrn Johannes Werner, ließ von dem Pfaffen nicht locker und sagte: „Wahrlich es ist ein öder Pfaffe, er hat manchen Biedermann bei Weib und Kindern betrogen und ist in allem nur auf den Fraß aus; daheim lebt er wie ein Hund. Käme er mir nur einmal ins Haus, ich wollte ihn schon die Stiege hinunterwerfen." Der Pfaffe konnte sich nicht mehr länger halten; er sprang hinter dem Ofen hervor und fuhr dem Schott in die Haare mit den Worten: „Du alter verlogener Bösewicht, was schmähst du mich?" Der Schott war auch nicht unbehend; wie er den Pfaffen sah und der ihm nahe kam, schlug er ihn an den Hals, daß ihm gleich Mund und Nase blutete; kurz, sie hielten gute Abrechnung miteinander und einer spannte dem andern den Bogen nach allem Vorteil. Herr Johannes Werner und alle, die dabei waren, wollten sich über die Kirchweih fast krank lachen; es durfte sie auch niemand ohne Befehl auseinanderbringen. Als sie nun einander beiderseits eine gute Weile gerauft, gekratzt und geschlagen hatten und es Herrn Werner an der Zeit dünkte, da winkte er den Dienern und half selbst Frieden stiften und sie voneinanderbringen. Er nahm jeden auf die Seite und versöhnte sie nach langer Unterhandlung wieder. Die Diener richteten einen frischen Tisch; da wurde die Vereinigung mit Wein bekräftigt, der Pfaffe und der Schott verziehen und vergaben und tranken einander zu. War der Pfaffe schon übel gerauft und geschlagen worden, so war es doch mit Gottes Willen nicht mehr wahr und war auch unbeschadet der Weihe geschehen. Um den Schott bedurfte es nicht viel; denn wenn ihm auch der Pfaffe das Antlitz übel zerkratzt hatte, so war es doch um das hübsche Jungfrauenangesicht ein schlechter Schade. Er war ein ungeschaffener

Mann; darum gefiel er auch seinem Weib nicht, der Lenora Werdenbergerin.

Um aber wieder auf die Zimmernschen Angelegenheiten zu kommen, so ist zu wissen, daß Herr Gottfried Werner sich um die Jahre 1537 und 1538, auch hernach viel in Rottweil aufgehalten. Da hatte er ein Haus, gegen dem Rathaus über, vor dem Brunnen, erkauft, und das außen und innen schön malen lassen; und wenn er dort war, zuzeiten einen Monat oder länger, hielt er freie Tafel, in Summa, es ist köstlich zugegangen und die Rottweiler Küchlein-Bratwürste sind zahlreich um ihn gewesen; die gaben ihm gute Worte, bis sie Dörfer und Geld von ihm bekamen. Den Lohn oder den Dank aber, den er schließlich von ihnen hatte, den laß ich beiseite. Unter denen, die ihm täglich zu Hofe ritten, war einer namens Georg Wil; er war in seiner Jugend Kriegsmann gewesen, und hatte dann in Rottweil ein reiches Weib und eine Substitutenstelle in der Kanzlei bekommen. Der musizierte mit ihm, was viele Rottweiler verdroß, dieweil es ein grobes Volk ist; namentlich der alte Konrad Spretter, der bei ihnen nicht der Geringste im Kartenspiel war, ärgerte sich, wenn er das Pfeifen, Lautenschlagen, Singen und auf den Regalen schlagen hörte und sagte: „Was soll doch das Pfeifen und das Johlen? Meine Herren sollten das nicht dulden! Man kann davor sein eigenes Wort nicht hören.“ So unverständige und ungeschliffene Leute waren noch mehr da. Sonst aber hatte Herr Gottfried Werner ein gutes Leben in Rottweil, denn das beste Federwildpret, die besten Schleckerbißle wurden ihm ins Haus gebracht. Das konnte ihm sein Hauswirt, Heinrich Schweizer, der früher Hofgerichtsbote war, wohl besorgen.

Der Schweizer hatte eine Frau, die ausgezeichnet kochen konnte. Von dieser Greta Schweizer sagt man, daß sie gern Wein und besonders vom besten getrunken habe, wie denn gemeinhin der guten Köchinnen Brauch. Wie sie sich nun

wieder einmal wohl beweint hatte und in der Nacht ihr Kind aus der Wiege nahm, um es zu säugen, war sie so trunken, daß sie es unter sich über sich kehrte und des Kindes Füße ihr vor die Brust kamen. Wie nun das Kind zu strampeln anfing, dachte sie, es habe zwei Köpfe bekommen; sie weckte also schleunigst ihren Mann und meldete ihm die verwunderliche Geschichte. Der Mann griff nach dem Kind und merkte wohl, daß das Weib voll war . . . Ein andermal hatte sie sich abermals beweint, so daß sie nachts an einem heimlichen Ort einschlief. Der Mann und die anderen suchten lange und meinten, sie sei zu einem Nachbar gegangen; schließlich fand man sie aber an selbigem Ort fest schlafend. Wie sie nun geweckt wurde und die Mägde sie zu Bett führen wollten, sagte sie mehrmals: „Ach laßt mich in Frieden und das arme Kind säugen", denn sie wähnte, sie säuge das Kind, hatte vielleicht auch davon geträumt. Wie der Mann, der Heinrich Schweizer das vernahm, ließ er sie die ganze Nacht an dem Ort sitzen. Am Morgen früh erwachte sie und weil ihr der Wein im Hirn inzwischen wieder verraucht war, so ging sie wieder an ihre Arbeit; denn wenn sie nicht gewichen wäre, so säße sie noch dort und säugte das Kind.

Herr Wilhelm Werner hat als Beisitzer des Kammergerichts in Speyer keine eigene Wohnung gehabt, sondern ist bei einem Vikar des Stifts in Kost gegangen; der hieß Hans Jörg Baur. Daselbst gingen auch andere Beisitzer in Kost, die Vornehmsten, die nicht verheiratet waren, oder eigene Haushaltung hatten; und es war eine so ehrliche, fröhliche und anmutige Gesellschaft, dergleichen ich zu keiner nie gekommen. Es sollte einen Wunder nehmen, dieweil ja die Herren den ganzen Tag im Rat und mit den wichtigsten Sachen bemüht waren, daß sie dann gleich aus dem Rat zu Tisch gingen und so fröhlich sein konnten, und noch viel mehr, da sie gleich wieder um zwölf Uhr vom Tisch ins Gericht gehen mußten. Ist fürwahr eine üble Zeit mit dem

strengen Sitzen in Audienzen und Verhörtagen, in den Beratungen, ist wenig Ruhe allda. Es kam oftmals ein Pfaffe zu ihnen, war Vikarius auf dem Stift, hieß Herr Jörg Gackenmair, oder Pfaff Helderlin, ein guter, kurzweiliger Fatzmann. Der war nun auch wieder einmal da bei einem Imbiß. Zufällig war auch Doktor Jakob Gottesheim geladen worden. Die Herren scheuten den Gottesheim nicht und waren, wie gewohnt, ganz fröhlich. Pfaff Gackenmair sprach, er sei seit langem nicht so andächtig und zur Messe geschickt gewesen, wie an diesem Tag; denn er habe gebetet, der Teufel möge sie alle hinführen. Und als ihm darauf einer der Herren einen Becher zubrachte, sagte ein anderer: „Schenkt ihm gratiose ein!" „Wie?" spricht der Pfaffe, „willst mir die Franzosen wünschen? Daß dich St. Veltins Plag anstoß!" Doktor Gottesheim hörte diese und andere Scherzreden alle und daß die Herren so fröhlich bei Tische waren; er ärgerte sich heftig darüber und meinte, dieweil er ein berühmter Melancholicus, so sollten die Herren ihre Gravität nicht allein in publico, sondern auch in privato wahren, item, er wolle auch nur dreihundert Gulden jährlich nehmen und alles besorgen usw. Solche Bedenken behielt er aber nicht für sich, sondern ließ sich hernach gegen andere so vernehmen. Das kam Herrn Wilhelm Werner, auch den andern Teilnehmern an der bäurischen Gesellschaft zu Ohren. Es verdroß sie, daß sie von diesem Doktor sollten verachtet und reformiert werden, deshalb wurde beratschlagt, wie der Gottesheim gefoppt werden könnte, damit er doch künftig auch einige Ursache hätte zu spotten oder von ihnen zu sagen. Also wurde der Doktor Gottesheim bald darauf wieder geladen. Da befliß sich männiglich, daß ihm der Durst gelöscht werde und obwohl er sich ungern im Trunk einließ, denn es war nur eitel Weisheit und Vernunft um ihn, so ließ er sich doch durch die guten Wörtlein dahin bringen, daß er weiter, als es sonst sein Brauch, über die Schnur hieb und nicht aus dem Haus kommen konnte, sondern sich auf der nächsten Bank schlafen legte. Jörg Baur, der Wirt,

legte sich nicht weit von ihm auch auf eine Bank; die andern Herren Assessores lachten dazu und gingen in die Audienz. Gegen Abend erwachte Herr Jörg Baur zuerst und sah den Doktor vor sich auf der Bank liegen; und weil er selbst noch schlaftrunken war und den Doktor ganz vergessen hatte, auch nicht anders glaubte, als es sei der Pfaffe Gackenmair, so erwischte er ihn am Arm, warf ihn auf den Boden, daß er sich eine große Beule am Kopf fiel und sprach: „Du voller Pfaff, liegst du noch da? ich muß dich wecken!" Der Doktor hatte sich übel gefallen, erschrak und konnte sich nicht gleich erinnern, wie er dahin gekommen sei. Herr Jörg Baur aber erschrak noch mehr, als er den Doktor erkannte; darum bat einer den andern um Verzeihung. Unterdessen begann der Wein in dem Doktor sich zu bewegen, derhalb er sich übel gehub. Herr Jörg Baur, dem solche Weintourniere wohlbekannt waren, merkte gleich, was ihm fehlte, darum gab er ihm einen guten Stoß oder Griff in die Seiten. Der verfing soviel, daß dem Doktor gleich darauf die Weingalle brach und er einen großen Wust in der Stube machte. Darüber schämte er sich noch mehr, bat abermals um Verzeihung und daß es verschwiegen bleibe, schenkte auch der Magd im Hause ein gutes Trinkgeld für die Unlust, daß sie wieder ausfegte. Er schlich davon, kam hernach nicht mehr viel zu dieser Gesellschaft, auch durfte er nichts mehr von ihnen sagen, dieweil er die Gebühr, die er doch in allen Dingen beobachtet wissen wollte, selbst so grob übersehen. Er war sonst ein gelehrter wohlbelesener Mann, aber um seiner seltsamen Weise und weil ihm kein Kolben, als der seinige gefiel, wurde er von männiglich verachtet und für einen gelehrten Narren geschätzt. Wenn er bei einer fröhlichen Gesellschaft war, mochte er keine Schwänke oder witzige Gespräche leiden, es mußte alles ernsthaft zugehen; so erzählte er denn Historien aus Titus Livius und dem Thukydides. Ich war einmal bei einem Bankett, auf dem Fürsten, Grafen und Adelige, auch gute Gesellen beieinander saßen. Unter anderen war auch dabei des Domkapitels zu Straßburg Oberschaffner, Herr Peter Hel-

dung und dieser Doktor Gottesheim; ich weiß nicht, wer ihn geladen oder wie er dazu kam. Bei Tisch drehte sich sein ganzes Gespräch nur um ernsthaftige Sachen, die brachte er auf die Bahn, Gott weiß, wie sie herpaßten. So brachte er auch ganz importune die Historie von Mutius Scaevola aufs Tapet und resumierte die Standhaftigkeit seines Gemüts ganz weitschweifig mit der Erzählung, wie er so männlich seine rechte Hand im Feuer verbrannt hätte. Nun hatte der Oberschaffner schon ein gutes Trinkle und ungeachtet der anwesenden hohen Gäste, konnte er nicht an sich halten. Wie der Doktor sprach: „und er verbrannte die Hand im Feuer," antwortete der Heldung: „Ja, Herr Doktor imors!" Darüber entstand ein solches Gelächter bei der ganzen Gesellschaft, daß es den Doktor nicht wenig ärgerte. Also geht es denen zu Zeiten, die für und für nur zu ernsthaftig und zu gescheit sein wollen, es reime sich oder nicht; denn es ist keine größere Vernunft und Geschicklichkeit, als sich zu Zeiten und wenn es Fug hat, närrisch und fröhlich mit andern zu erzeigen.

Herr Jörg Baur hatte unter seinen Tischgenossen auch einen, der aus dem sächsischen Kreis von dem Kurfürsten von Sachsen an das Kammergericht entsandt worden war; er hieß Dietrich von Dechwitz, war ein Doktor und geistlichen Standes, ein Probst zu Wurzen in Meißen, ein ernsthafter, gediegener Mann. Und obwohl er für seine Person ein trauriger Mensch war, so half er doch bei der Gesellschaft zu allen Freuden und beförderte sie, wo er konnte. Nun fügte es sich, daß ungefähr um das Jahr 1536 seiner Verwandten oder Freunde einer, ein Edelmann aus Meißen oder Sachsen, einen Rechtshandel am Kammergericht hatte. Der kam nach Speyer und sprach seinen Freund, den von Dechwitz, um Beschleunigung der Angelegenheit an. Und obwohl der als ein verständiger Mann den Kerle mit guten Worten mehrmals abwies, so hielt er doch für und für so unziemlich

darum an, und wollte ein Urteil haben, so daß der Doktor schließlich sprach: „Wohlan, willst du bis zu dem und dem Tag warten, so wird das Endurteil ergehen." Der Sachse wollte wissen, ob er auch ein gutes Urteil haben würde; der Dechwitz sagte: „Ja, gewißlich, du wirst ein gutes Urteil haben, daran sollst du nicht zweifeln." Wer war froher als der? Und als nun der bestimmte Tag kam, an dem das Endurteil verkündigt werden sollte, da versammelte mein guter Mann alle seine Bekannten und bat sie, zu seiner Ehre und Freude, beim Urteilsspruch zu erscheinen. Was geschah aber? Als der Sachse mit seinem Beistand zugegen war und sich nichts wenigers versah, als daß er verloren haben sollte, da erging das Urteil, das lautete ganz gegen ihn und er hatte seine Sache gänzlich verloren. Also ging er im Ärger mit seinem Beistand wieder davon. Des andern Tags kam er in großer Ungeduld zu dem von Dechwitz, dem warf er seine verlorene Sache und das Urteil mit bösen Worten vor; und ich glaube wenn er nur ein wenig mehr Ursache gehabt, so hätte er sich etwas gegen ihn unterstanden. Aber Herr Dietrich war ein geschickter Mann, der konnte ihm sittiglich antworten und sprach: „Ich habe dir die Wahrheit gesagt, denn das Urteil, das dir geworden, ist gut; aber deine Sache ist faul und nichts nutz gewesen, darum hast du's auch, wie billig, verloren."

Bald darauf kam Graf Jakob von Bitsch nach Speyer, der lud Herrn Wilhelm Werner, auch sonst viele ehrliche Leute und besonders den einen Bürgermeister, genannt Adam von Berstein, ein. Der war ein so lustiger und fröhlicher Mann, daß er bei Kurfürsten und Fürsten, Grafen und Herren in besonderem Ansehen stand, die ihn alle um sich haben wollten. Er wußte sich auch zu halten, so daß männiglich mit ihm zufrieden war. Bei dem Essen trieb er viel spaßige Possen und als nun ein Gericht aufgetragen wurde, große gebratene Birnen in einer süßen Sauce mit viel Zucker und

Zimmet überſät, erwiſchte er gleich eine und ſchob ſie als einen einzigen Biſſen in den Mund. Nun wird man aber kein Gericht finden, das ſolange die Hitze behält, wie gebratene Birnen oder Äpfel. Das mußte der Berſtein erfahren. Er meinte, weil das Eſſen ſo lang auf der Tafel geſtanden hatte und niemand es angreifen wollte, ſo ſei es genugſam erkaltet; darum wollte er es mit einem Spaß beginnen. Aber ſein Anſchlag ſchlug fehl, die Birne war noch unmenſchlich heiß und beſonders, als er hineinbiß, verbrannte er ſich übel. Er wollte aus dem einen Poſſen einen andern machen, packte den Stiel, um die Birne aus dem Mund zu ziehen; den Stil brachte er heraus, die Birne aber blieb darin. Indeſſen brannte ihn die Hitze ſo ſehr, daß er nicht wußte, was tun. Er ſaß hinter der Tafel, konnte ſo ſchnell nicht hervor, die Hitze plagte ihn aber, ſo daß er ſchließlich aufſprang, in den Mund griff und die Birne, ſoviel er noch packen konnte, herauszog. Wie er aber nun ein ſolches Pruſten, Spucken und Kratzen hinter dem Tiſch hatte und ſich mit beiden Händen im Maule lag, wollte ſich männiglich krank lachen, obwohl er ſich ſo übel zugerichtet und verbrannt hatte, daß er es noch lange nachher ſpürte.

Graf Jakob war kurz zuvor bei der Herzogin in Lothringen geweſen, die hatte ihn wohl traktiert. Beim Abſchied, als er ſchon zu Pferd ſaß und davonreiten wollte, ſchickte ſie ihm noch eine ſilberne Flaſche mit gutem Wein. Alſo wollte er einen Poſſen machen, behielt den Wein ſamt der Flaſche und ritt damit hinweg. Die Herzogin ließ es geſchehen. Es ſtand nicht vier Monate an, da war ein Ziel fällig, an dem ſie ihm eine Summe Geldes zu erlegen ſchuldig war; da ließ ſie den Wert der Flaſche an dem Geld abrechnen und abziehen, während er geglaubt hatte, es ſei vergeſſen und die Flaſche ſolle ihm bleiben, was ja auch geſchah: ſie blieb ihm, aber er mußte ſie wohl bezahlen. Graf Rupprecht von Amberg ging es viel beſſer, denn es ſchenkten ihm die

von Köln den Wein in silbernen Kannen, die man nur silberne Hosen nennt. Graf Rupprecht führte die Hosen und den Wein mit sich heim und sie blieben ihm, er brauchte sie nicht zu bezahlen, denn die Kölner konnten ihm nichts abziehen, sie waren ihm nichts schuldig. Damit ihnen aber dergleichen nicht wieder begegnet, schenken sie künftig den Wein nicht mehr in so kostbaren Hosen, sondern in irdenen Krügen, die man aber auch Hosen nennt. Wer dann Lust hat und diese Hosen mit heimführen will, der mag's wohl tun und ist sicher davor, daß ihm an keiner Schuld etwas abgezogen wird, wie dem Grafen von Bitsch.

Herr Wilhelm Werner hatte noch einen guten Freund in Speyer, Herrn Hans Sebastian von Hirnheim, auch Beisitzer am Kammergericht, ein adeliges, geschicktes Männle. In seiner Jugend hatte er etliche Jahre zu Bologna und auf andern hohen Schulen in Italien studiert, hatte viel gelesen und erfahren, war auch ziemlich lange vorher im Reichsregiment gesessen. Der hatte ein wunderbares Gedächtnis, was er je gesehen und erfahren, das konnte er erzählen und hatte es in der Erinnerung, als ob es erst gestern geschehen sei. Und nicht nur das: er konnte auch dieselbe Geschichte mit denselben Worten erzählen, die er vor einem Monat, zwei oder länger gebraucht hatte; darin fehlte er nicht um ein Wort, wie man oft wahrnehmen konnte. Er erzählte einmal, als einst Markgraf Friedrich von Brandenburg zu Onolzbach Hof gehalten, habe er eine Jungfrau im Frauengemach gehabt, eine von Redwitz. Die hatte einen Bruder, der Domherr zu Würzburg war. Der kam nun einmal nach Onolzbach, um die Schwester zu besuchen. Der Markgraf hörte zufällig im Vorbeigehen, wie die Jungfrau den Bruder, obwohl er noch ganz jung an Jahren war, mit „Ihr" anredete und weil das damals in deutschen Landen unter dem Adel noch ganz ungebräuchlich war, so sagte er zu ihr: „Mädlin, warum ihrzest du deinen Bruder?" Darauf antwortete die

Jungfrau: „Gnädiger Fürst und Herr, er ist ja ein Mistler“ (sie meinte damit, er sei ein Domherr, dazu ein Epistler). Der Herzog lachte von Herzen und sagte: „Daß dein Bruder ein Mistler, sei Gott gelobt, so wird auch mit den Jahren ein Krammetsvogel daraus.“ Solche und dergleichen Historien konnte er viele erzählen und wenn man ihn nach einigen Monaten wieder fragte, berichtete er sie wieder mit denselben Worten. Er fand ein großes Vergnügen daran, alte Geschichten zu erzählen, darin ließ er sich auch nicht irre machen, denn wenn man ihn nach etwas fragte, gab er keine Antwort, sondern stieß den Frager mit einem Arm von sich, als ob er sagen wollte: „Lieber fahr hin! laß mich in Frieden und reden!“ Bei Geschichten, die andere erzählten, oder in den Audienzen, pflegte er viel aufzuschreiben und zu merken; alsdann brach Herr Wilhelm Werner etwan einer Mücke die Flügel ab und netzte ihr die Füße in der Tinte; wenn dann der von Hirnheim nicht acht gab, setzte er sie ihm aufs Papier und ließ sie darauf umherkreisen. An den Kaufleuten und Bürgern, die sich nach lange getriebenem Wucher zu Herren machen und adeln ließen, wie an den Baumgartner und anderen, hatte er großes Mißfallen und wenn nun etwa von einem von ihnen Bittschriften einliefen, so wurden sie ihm von Herrn Wilhelm Werner absichtlich vorgelegt. Wenn er dann die Titel las: „Supplicatio des wohlgebornen Herren N. Freiherren“ oder „Supplicatio des edlen und festen Junker N. usw.“ war er übel zufrieden, schob sie von sich und sagte: „Daß dich Gotts Fluch schänd, Junker Lümplin mit der Herrschaft!“ Eine Zeitlang war ein Haller von Nürnberg am Kammergericht, ein Ritter und fürwahr ein unschuldiger Ritter. Der Hirnheim erzählte, wie er den Ritterstand erlangt habe: er sei einmal zur Winterszeit hinter dem Ofen gesessen und habe Birnen gebraten, da hätte er sich eine Blase in den Finger gebrannt. Dieser großen überstandenen Gefahr wegen sei er zum Ritter geschlagen worden, wie denn zu unsern Zeiten noch mehr dergleichen Juppenritter gewesen seien, z. B. Herr Berchtold von

Roth, den der Kaiser Karl mit dem Handschuh zum Ritter schlug und andere mehr.

errn Bastion von Hirnheims Hausfrau war eine gar kurzweilige Frau und Herr Wilhelm Werner hatte auch viel Kurzweil mit ihr. Sie war sehr geizig und lud selten Gäste ein; wenn sie aber doch Schanden halber einmal die Leute einladen mußte, so ließ sie alles aufs beste herrichten; es geschah freilich selten. Herr Wilhelm Werner aber und die andern ließen ihr kein Essen gut sein und bemängelten alle Speisen, das war zuviel, jenes zuwenig usw. Darüber ärgerte sie sich dann und schwur, die Gesellschaft vor einem halben Jahr nicht mehr einzuladen. Sie hatte es aber gar nicht anders begehrt und war froh, nur einen Vorwand zu haben, um sie nicht bald wieder einladen zu müssen. Einmal ließ Herr Wilhelm Werner einen Sack voll Mücken fangen und den durch einen Jungen in ihre Stube tragen; der mußte die Mücken dort herauslassen und dann wieder davonschleichen. Darüber beklagte sie sich dann hoch. Sie ließ sich gern einladen, obwohl sie nicht dafür angesehen sein wollte, und wenn sie zur Essenszeit an der Tür stand und von Herrn Wilhelm Werner eingeladen wurde, ob sie nicht bei ihnen essen und schmarotzen wolle, verschwur sie sich hoch und teuer, gleich darauf aber legte sie die Hände zusammen und sagte: „Ach! ach!“ und so kam sie dann schließlich doch mit. Manchmal verabredete Herr Wilhelm Werner mit der Gesellschaft, sie wollten durch die Hintertür zu Herrn Jörg Baur ins Haus gehen, damit die von Hirnheim sie nicht sehe, und sie sie nicht einzuladen brauchten. Das geschah dann manchmal vierzehn Tage oder drei Wochen lang, bis sie es nicht mehr aushalten konnte. Sie hatte einen Vetter am Kammergericht, einen Beisitzer, namens Doktor Wilhelm von Neuhausen; den stiftete man manchmal an, sie zu ermahnen, sie solle sich nicht so närrisch benehmen, es sei für das ganze Geschlecht eine Schande. Das wollte

sie nicht für gut haben; sie filzte ihn aus, ob er sie vielleicht zu bevormunden habe? sie wolle von ihm ungemeistert sein, denn er sei ein größerer Narr, als sie.

Herr Johannes Christoph von Zimmern ist der älteste Sohn gewesen, den Herr Johannes Werner hatte, nachdem der ältere, Herr Christoph Werner, gestorben war. Diesen Sohn erzog er etliche Jahre, bis er dem kindlichen Alter entwachsen, obgleich er die meiste Zeit bei seinem Vetter in Meßkirch, Herrn Gottfried Werner, war. Man sagt, es habe ihn der einmal, wie er denn ein ganz ernsthafter Mann war, um etlicher kindlicher Sachen gestraft und gesagt, er solle sich nun künftig so und so benehmen. Ich weiß nun nicht, was dem jungen Herrn einfiel, aber plötzlich unterbrach er die Strafpredigt und sagte: „Ach, Herr Vetter, wie sieht ein Karfunkelstein aus?" Das wurde dann zu einem Sprichwort, und wenn einem eine Lehre zum einen Ohr hinein-, zum andern hinausging, so sagte man: „Ich glaube, du begehrst auch zu wissen, wie ein Karfunkelstein aussieht." Als der junge Herr aus den Kinderjahren kam, tat ihn sein Herr Vater nach Überlingen zu einem Konstanzer Domherrn, hieß Herr Johann von Botzheim, war ein Doktor der Rechte und hatte lang in Italien studiert, ein freundliches, höfliches Männle und besonders ein guter Musikus. Das ganze Domkapitel von Konstanz war damals der eingerissenen Lutherei wegen nach Überlingen gewichen. Bei diesem Doktor Botzheim war Herr Johann Christoph etliche Jahre mit einem jungen Adeligen, der hieß Hans Wolf von Bodman. Weil nun der junge Herr von schwächlicher Gesundheit war, hielt die Verwandtschaft für gut, daß er zum geistlichen Stand bestimmt werde. Sein Vater suchte für ihn eine Aussicht zu Konstanz auf dem Stift, aber Herr Wilhelm Werner, der damals am Kammergericht in Speyer weilte, riet, dem jungen Herrn ein Kanonikat auf dem hohen Stift zu Straßburg zu erlangen; das sei für das Geschlecht eine Ehre, und es sei auch seit dreihundert Jahren kein

Zimmern mehr Domherr allda gewesen. Den Verwandten gefiel der Vorschlag, also wendete man sich nach Straßburg. Weil aber damals keine Präbende auf dem hohen Stift vakant, sondern alle mit stattlichen Fürsten und Grafen besetzt waren, so verhandelte man mit Graf Christoph von Henneberg wegen Resignierung. Der konnte auch wohl zurücktreten, weil er noch zwei herrliche Kanonikate auf den hohen Stiften Würzburg und Bamberg hatte und unmöglich alle drei residieren konnte. Das Rößlein kam um so besser in Gang, als Graf Christoph eine Konkubine hatte, der man die Hände wohl salbte mit goldenen Ringen und anderem. Wie nun der Weg so bereitet war, konnten sich die Herren der Resignierung halber gütlich vergleichen. Und ist solches für keine Simonie zu halten, sondern es soll nur eine Verehrung sein, die einer dem andern aus Dankbarkeit für die Resignierung, auch als Entschädigung für die aufgelaufenen Kosten gibt; so ist der Brauch, freilich wider alle canones; aber sintemalen es so Gewohnheit ist, so soll man es nicht für Unrecht halten. Herr Johannes Werner reiste nach Straßburg und ordnete alle Verhältnisse; auch wurde die Ahnenprobe des jungen Herrn bei dem Stift eingereicht und von Bischof Hugo von Konstanz, Markgraf Philipp von Baden, Graf Christoph von Werdenberg und Graf Jörg von Lupfen besiegelt. Das geschah um Michaelis Anno 1531. Die Probe wurde von dem Domkapitel angenommen, denn es ist Brauch, daß keiner in diesem Kollegium zu einem Kanonikat zugelassen wird, er sei denn ein geborener Fürst, Graf oder Freiherr; außerdem muß er schriftlich unter den Siegeln zweier Fürsten und zweier Grafen nachweisen, daß er vierzehn Ahnen vom Vater und vierzehn von der Mutter hat, die alle Fürsten, Grafen oder Freiherren gewesen; und wenn nur eine einzige Person darunter ist, die geringeren Standes wäre, so würde er zu Sitz und Stimme nicht zugelassen werden. Das wird noch heute ganz steif eingehalten, und es ist unter ihren Statuten keineswegs die geringste, deren Einhaltung sie geloben und mit einem leiblichen Eid versichern müssen. Man erzählt, es sei Erasmus von Rotterdam einmal

nach Straßburg gekommen, dem ließ man als einem vornehmen berühmten Mann alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen. Unter anderem wurde er auch in den Kapitelhof und in den Brüderhof geführt; da berichtete man ihm die Bräuche der Domherren und daß ein Fürst, Graf oder Herr, der sein Herkommen nicht wie oben beschrieben dartun könne, nicht aufgenommen werde; da soll er im Scherz gesagt haben, Christus hätte in dieses Kollegium, weil sie nicht dispensierten, nicht eintreten können. — Es haben vor Jahren die meisten Domstifte in deutschen Landen ihre besonderen Epitheta gehabt, die den Charakter und das besondere Wesen der Domherren anzeigen sollten. So hießen die Domherren zu Chur die ungetreuesten, Konstanz die närrischsten, Basel die ärmsten, Straßburg die edelsten, Speyer die geizigsten, Worms die ältesten, Mainz die hoffärtigsten, Trier die würdigsten, Köln die beredsamsten, Würzburg die prächtigsten, Bamberg die verspielteſten, Eichstädt die verhurteſten, Augsburg die reisigsten, Freising die gelehrteſten, Salzburg die geistlichsten, Passau die gröbsten und Regensburg die vollsten. Man muß sich nur verwundern, daß keinem Stift der Titel „die Reichsten" gegeben wurde, sintemalen doch überreiche Kapitel darunter sind, wie besonders Mainz, Köln, Würzburg. Aber unsere Vorfahren haben recht gehabt, daß sie keinem Stift diesen Titel gegeben, denn sie haben gesehen, was der mehrer Teil Wesen und Hantierung solcher Domherren wert war und daß sie mehr jährliche Einkünfte hatten, als sie verdienten, und ihre Reichtümer nur zur Mehrung und Erhaltung der Üppigkeit gebrauchten. Solches darf aber niemand sagen, er wird sonst für einen Erzketzer und Abtrünnigen von der Kirche gehalten, gleich als ob solche Mißbräuche recht wären.

Aber damit ich wieder auf die vorige Geschichte zurückkomme, so hatte Herr Johannes Werner alles für seinen Sohn, Herrn Johannes Christoph eingerichtet, so daß ihm, ungeachtet, daß er wegen seiner Jugend noch nicht Kapitular

sein konnte, gleich die Pfründe eingeräumt wurde. Das geschah unter Bischof Wilhelm von Hanstein. Damals waren Kapitularen und Domherrn auf dem hohen Stift zu Straßburg die nachfolgenden Herren: Pfalzgraf Herzog Heinrich, Dompropst; Graf Thomas von Rheineck, Domdechant; Herzog Georg von Braunschweig, Scolaster; Graf Otto von Solms, Domsänger; Graf Jakob der Rheingraf, Senior; Graf Bernhard von Eberstein, Kämmerer; Markgraf Rudolf von Baden, Graf Sigmund von Hohenlohe, Graf Otto von Henneberg, Graf Ludwig von Hohenlohe, Pfalzgraf Herzog Jörg von Simmern, Graf Wolf von Solms, Graf Friedrich von Beuchlingen, Schenk Albrecht von Limburg, Graf Christoph von Gleichen, Graf Georg von Gleichen, Graf Hans von Beuchlingen, Schenk Erasmus von Limburg, der Bischof Wilhelm im Bistum nachfolgte, Graf Hans von Eisenburg, Graf Gustav von Eisenburg.

Als Herr Johannes Werner von Straßburg wieder abschied und nach Seedorf reiste, begab sich's, daß er, weil es Sommerszeit und heiß war, an der Schiltacher Steige als letzter hinten herritt und alles Gesinde vor ihm herzog. Weil er aber ganz schlicht gekleidet und ausgerüstet war, auf die Manier etwa wie einst Graf Christoph von Werdenberg und der alte Graf Michael von Wertheim, den Kaiser Maximilian nur den Heckenreiter nannte, so hätte ihn einer eher für einen Dorfschultheißen oder Amtmann halten können, als für einen Herrn. Da sah er nun zufällig einen jungen starken Barfüßermönch an der Steige, der hatte die Kutte hoch aufgeschürzt, denn es war ihm heiß. Das Gesinde kümmerte sich nicht um ihn, sondern passierte vorbei. Wie aber Herr Johannes Werner herankam, grüßte er den Mönch. Der dankte ihm und dieweil er ihn für einen Amtmann hielt, so fragte er, wer denn der Herr sei, der da vornen reite (damit meinte er einen Edelmann, hieß Knebel, der Herrn Johannes Werner diente). Herr Johannes Werner antwortete, es sei der Herr von Falkenstein. Und als sie nun eine Weile miteinander gesprochen hatten, sagte er: „Lieber Herr, ich sehe, ihr seid müd und die Steige ist noch hoch; darum will ich euch den Gefallen tun

und euch hinter mir aufs Roß sitzen lassen." Das nahm der Mönch zu hohem Dank an; er suchte einen geeigneten Platz zum Aufsteigen und Herr Johannes Werner hielt ihn unterdessen so lang hin, bis sie an eine Stelle kamen, wo die Steige an der einen Seite ganz jäh abfiel. Da sagte Herr Hans Werner: „Wohlan, Herrlein, da habt Ihr den besten Vorteil! Wollt Ihr, so mögt Ihr jetzt aufsitzen." Dem Mönche gefiel's; er stieg auf die Böschung an der Seite des jähen Abhangs und Herr Johannes Werner hielt still. Wie er aber gerade im Schwung war, um hinaufzukommen, gab Herr Johannes Werner dem Roß die Sporen und ritt davon. Der Mönch fiel über den Weg hinab an die Halde, so daß er sich etliche Male überkugelte und gar nicht aufhören konnte mit Fallen und Kugeln. Herr Johannes Werner aber reiste mit dem Gesinde weiter und hatte den Mönch gewitzigt, daß er fürderhin hinter keinem mehr zu reiten begehrte, den er nicht kannte.

Sein Sohn, Herr Johannes Christoph blieb zu Straßburg; da residierte er anderthalb Jahre und lag daneben seinen Studien ob bei Graf Otto von Henneberg. Im selben Jahr nun, Anno 1532, übergab Graf Otto von Henneberg Herrn Johannes Christoph, seinem Schwager, ein Kanonikat auf dem hohen Stift zu Köln. Er mußte abermals seine Abstammung dartun, doch nicht so hoch hinauf, wie in Straßburg, sondern nur von acht Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits. Der Nachweis wurde von Graf Wilhelm von Fürstenberg, Graf Haug von Montfort, Graf Jos Niklas von Zollern und Herrn Gangolf von Geroldseck besiegelt und dem Domkapitel in Köln übergeben; daraufhin wurde der junge Herr in das Stift aufgenommen. Das geschah unter Bischof Hermann, der seines Herkommens ein Graf von Wied war. Dieses Stift Köln ist auch eines von den hohen Stiften, auf denen mehr Fürsten, Grafen und Freie genommen werden, außer sieben Doktoren, die man der Ämter halber aufnimmt; die müssen Priester sein. Sonst aber wird nie-

mand auf diesem Stift zugelassen, und es sind dabei der Kanonikate viel mehr als zu Straßburg. Die Präbende zu Köln war Herrn Johannes Christoph nicht sonderlich nützlich, denn er konnte soviel nicht residieren; er behalf sich mit den beiden Residenzen zu Straßburg und Speyer, die ganz praktisch und einander näher lagen. Das kölnische Kanonikat hielt er nicht länger als zehn oder zwölf Jahre und resignierte dann wieder.

Das Kanonikat in Köln gehörte früher Graf Otto von Henneberg, dem es aber nichts nützte, weil er es nicht residieren konnte; er wurde von manchen darum angesprochen und besonders Graf Wolf von Castell hätte gern einem seiner Söhne darauf geholfen. Es kam schon zu Verhandlungen, aber er schrieb wieder ab, denn es schien ihm doch nicht gut, es mit dem Kölner Stift zu probieren. Darauf verhandelte Schenk Eberhard von Erbach der Alte seines Sohnes wegen, Schenk Valentins; er erbot sich jährlich vierzig Gulden Reservat oder Pension zu geben und Graf Otto sicherzustellen zur Hälfte durch die Pfründe in Köln und zur andern Hälfte durch die Pfarrei in Michelstadt. Aber Graf Gottfried Werners Gemahlin, die Gräfin von Henneberg, lag ihrem Bruder Graf Otto für ihren jungen Vetter, Herrn Johannes Christoph so lange mit Bitten an, daß er der Schwester zu Gefallen diesem die Pfründe zu Köln vor allen andern zustellte. Das Kanonikat war aber dem jungen Herrn nichts nutz, denn er konnte dort nicht zur Residenz kommen, mußte aber doch die jährliche Pension, vierzig Gulden in Gold, Graf Otto bis zu seinem Tode bezahlen. Aber wenn er auch keinen Nutzen daraus hatte, so war ihm die Pfründe doch eine Ehre um der Freundschaft willen, die ihm die Grafen von Henneberg damit erzeigt hatten, das sie sie ihm vor allen andern gönnten.

Ob es aber gut ist oder der Seele heilsam, daß ein Geistlicher, er sei gleich welchen Standes er wolle, mit so viel Pfründen und geistlichen Gütern behängt wird, das weiß ich nicht, will es einen Verständigeren und Erfahreneren untersuchen und ergründen lassen. Aber wahr ist jedenfalls,

daß ein einzelner Mensch nicht so viele Pfründen verdienen und versehen, viel weniger das tun kann, was die Stiftung verlangt, wodurch viel Gutes unterbleibt und der Stifter und anderer gutherziger Leute Wille und Meinung, die das Ihrige so reichlich dazugestreckt haben, nicht gehalten wird. Die großen Hansen ziehen die reichen Pfarren an sich und nehmen davon die beste Nahrung; die Spreu gibt man zu Zeiten einem tollen, vollen, unqualifizierten Mietling. Wie die armen Christenleute von solchen unterwiesen und die heiligen Sakramente manchmal verwaltet und gespendet werden, das weiß der liebe Gott. Welcher Vater seinen Sohn geistlich macht, nimmt ebensoviel Pfründen für ihn, als er bekommen kann; es gerate ihm gleich hernach, wie es wolle. Bei einer solchen Gelegenheit hat sich auch einmal ein lustiger Schwank zu Meßkirch Anno 1565 begeben. Veit von Hausen hatte etliche Söhne und bestimmte einen davon zum geistlichen Stand; der bekam zu seinem Unterhalt auch mehr als ein Kanonikat. Nun fügte es sich, daß dieser Veit von Hausen und sein Vetter Endres von Laubenberg in demselben Jahr zu Meßkirch zusammentrafen. Und als sie nun von einem aufs andere und schließlich auf den jungen Domherrn kamen, sagte der Andreas von Laubenberg: „Fürwahr, Vetter, dein Sohn ist dem Teufel ein schädlicher Domherr, er entführt ihm mehr als eine Seele." Das gefiel dem Vater, er verstand aber nicht, wo der Andreas hinauswollte, begehrte also zu wissen, wieso. Der Andreas erwiderte: „Ich will dir's sagen. Du hast deinem Sohne so viele Pfründen und geistliche Güter aufgehängt, daß sich sonst ein paar damit behelfen möchten, deshalb fährt er nun allein zum Teufel; sonst, wenn er sich mit einer Pfründe begnügt, wäre er dem Teufel viel nützlicher gewesen, er hätte dann die andern auch an sich ziehen können; also geht es ihm an der Zahl ab." Es ward ein großes Gelächter daraus, besonders als Veit von Hausen seinen Ärger über diese unerwartete Antwort merken ließ; aber er mußte es wohl hinnehmen.

Herr Froben Christoph Freiherr von Zimmern ist in seiner Jugend von dem älteren Philipp Echter von Mespelbronn und seiner Gemahlin, der alten Gräfin von Werdenberg, erzogen worden, bis zu seinem zwölften Lebensjahr. Seine Großmutter ließ ihn Anno 1526 zu Aschaffenburg firmen; es geschah durch den Erzbischof und Kurfürsten von Mainz. Man hielt ihm zu Mespelbronn, auch zu Aschaffenburg etliche Jahre einen Präzeptor; das war ein Kanonikus auf dem Stift zu Aschaffenburg, hieß Herr Johannes Blumenschein, ein gelehrter und verständiger Priester, der ihn in der Grammatik und anderem, was sich in diesem Alter gehörte, unterwies. Es fügte sich, daß dieser Priester seine Brille einmal länger als eine halbe Stunde lang suchte und sie schließlich, als ihn zufällig eine Mücke in die Nase biß, wieder fand, denn er hatte sie die ganze Zeit über auf der Nase gehabt. Bald nach dem Bauernkrieg hielt der alte Philipp Echter einem seiner Diener und Reisigen namens Kilian die Hochzeit; das geschah zu Aschaffenburg und wurden die vornehmsten der Stadt, geistlichen und weltlichen Standes, auch etliche vom Adel dazu geladen. Der junge Herr (war ein liebes Kind und bei der Großmutter in aller Sorgfalt behütet worden) tanzte und trank in der Hitze einen großen Trunk Wassers, wovon er im siebten Jahr seines Alters in eine so schwere Krankheit fiel, daß ihn jedermann bereits aufgab. Schließlich wurde aber ein Tertianfieber daraus, und der junge Herr genas nach langem schließlich doch wieder. Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde er von seinem Herrn Vater heimerfordert, denn er sollte mit seinem älteren Bruder, Herrn Johannes Christoph nach Tübingen auf die hohe Schule geschickt werden. Also schied der junge Herr am Freitag nach Pfingsten von Mespelbronn und kam an unsers Herrgotts Abend nach Sigmaringen. Es erschien an demselben Abend auch der dicke Graf von Thengen dort, Graf Christoph mit seiner Gemahlin, der Gräfin von Zollern, denn Graf Christoph von Werden-

berg veranstaltete am andern Tag ein großes Fest. Wie nun der alte Herr den Jungen, seinen Vetter sah und merkte, daß er ein langes Rapier trug, konnte er es nicht unberedet lassen, wie seine Manier war, und sagte im Spaß zu den Umstehenden: „Sommer die Feifel! ich seh ihm an, er tut nimmer gut. Was tust du, Vetter, mit dem langen Schwert an? Hängst du am Schwert oder das Schwert an dir?" Es war aber ein Rapier, das hatte Philipp von Reifenberg der jüngere dem jungen Herrn geschenkt. An demselben Nachmittag kam auch der Ritter, Herr Hans Jakob von Landau gen Sigmaringen, dem leistete Graf Christoph Gesellschaft in einem besondern Gemach, denn der dicke Graf von Thengen und dieser Herr Hans Jakob standen nicht in einem Stall, weshalb sie Graf Christoph nicht zusammenlassen wollte; obgleich ich glaube, es hätte der Sorge nicht bedurft, denn wenn nur der Graf Frieden gehalten, so hätte Herr Hans Jakob auch den Unflat nicht angefangen, denn er war ein blutgieriger Mann über einen schweren Gulden, wie einst ein Kriegsmann sagte. Es war nur um die Nacht zu tun, am andern Morgen früh ritt Herr Hans Jakob wieder weg, da war der Krieg schon geschlichtet. Der junge Herr von Zimmern schied auch am Morgen nach dem Morgenimbiß und ritt auf dem nächsten Weg gen Falkenstein; sein Leben lang war er noch nie auf Zimmerschem Gebiet gewesen. Nach dem Nachtessen begab sich ein guter Handel. Sein Herr Vater hatte einen Haufen Mehl auf den Saal zu Falkenstein geschüttet; nun wähnte aber der junge Herr, es sei Gips, hatte nie vorher gesehen, daß man Mehl so unbedeckt im Staub liegen ließ; er sprang also aus Mutwillen, wie denn die jungen Leute zu Zeiten Sprünge machen, über den Mehlhaufen, trat aber mit den Absätzen ins Mehl, so daß die Tritte nicht verleugnet werden konnten. Bald darauf kam der alte Herr und sah die Fußtapfen; das verdroß ihn so sehr, daß er den Jungen, seinen Sohn, vor sich fordern ließ und nach einem langen Verhör zu Boden schlug. Die Diener, die Philipp Echter mitgeschickt und dem jungen Herrn bei-

gegeben hatte, waren nicht recht zufrieden, daß sie am ersten Tag schon so empfangen und traktiert werden sollten; aber man machte einen Possen daraus. Am Samstag blieb der junge Herr noch da und bat um die Erlaubnis, seinen Vetter, Herrn Gottfried Werner, und seine Frau Mutter, die damals zu Meßkirch im untern Hof wohnte, zu besuchen. Das ward ihm bewilligt. Am Sonntag war er in alle Frühe auf und kam nach Meßkirch, denn er hatte keine Lust, sich lange in Falkenstein aufzuhalten. In Meßkirch blieb er bei sechs Wochen und war froh, daß sein Herr Vater nicht weiter nach ihm verlangte, denn sie konnten beiderseits ohneeinander sein. Inzwischen wurde Herr Johannes Christoph, der Domherr von Straßburg, heraufberufen. Wie der nach Meßkirch kam, brachte er einen Präzeptor mit, einen Magister, genannt Christophorus Matthias, einen gelehrten Mann, der etliche Jahre zuvor zu Wittenberg studiert hatte; gebürtig war er von Lauterburg, einem Städtchen nicht weit vom Rhein gelegen, das dem Stift zugehörte. Den behielten dann beide Herren hernach zehn Jahre lang, bis Anno 1541 bei sich. Sie blieben nicht lange daheim, sondern wurden gleich mit dem Präzeptor nach Tübingen geschickt; das geschah etliche Tage vor St. Jakobstag, alles im Jahre 1531. Zu Tübingen wurden die beiden jungen Herren deponiert,[12] wie denn der deutsche Brauch auf den deutschen hohen Schulen eingerissen ist mit dieser losen Gewohnheit, daß ein Bacchant und Narr den andern vexiert und manchmal die Jungen in ihrer Art weiser und verständiger sind, als die alten Gäuche, die ihre Narretei und Gaukelspiel also mit ihnen treiben. Als nun der Präzeptor alles für das Studium vorbereitete, zu dem doch auch Bücher gehörten, schrieb er deshalb dem alten Herrn und begehrte Bescheid; da wurde ihm zur Antwort, es sei unnötig viele Bücher zu kaufen und so unnütze Kosten zu verursachen, sondern wenn die Herrn ein Buch oder zwei ausgelernt hätten und wohl könnten, solle er ihnen alsdann wieder andere kaufen. Die Herren waren noch nicht länger als zwei Monate allda, da begehrte

der alte Herr, der Präzeptor solle ihm eine Rechnung über die aufgelaufenen Kosten ordinarie und extraordinarie zuschicken. Das geschah. Wenige Tage später kam die Rechnung zurück samt einem Schreiben: „Bei welchen Posten ein Ringle stehe, die hätten wohl erspart werden können." Als man die Rechnung öffnete, waren nur wenige Posten da, hinter denen kein Zeichen stand. Das berichte ich allein darum, um zu zeigen, wie es einst so zäh ist hergegangen, was man auf das Studium verwenden sollte, das war alles zu viel, sonst daneben ist vertan worden, was da war. Es ist auch damals überhaupt ein solcher Haß und Verachtung über die Studien gewesen, daß man sich wundern muß, obwohl, wie man sagt, die Künste keine größeren Widersacher haben können, als die Unwissenden und die sie nicht kennen.

Als die jungen Herren in Tübingen waren, kam der Ritter, Herr Rudolf von Ehingen oft dahin; der war damals in hoher Achtung im Lande Württemberg und eine Stütze des österreichischen Regiments. Als er nun erfuhr, daß die beiden jungen Herren zugegen waren, trieb er, wie man erzählt, viele Spottreden und ließ sich unter anderm ganz verächtlich hören, sie trügen wohl noch Wasser an der Stange mit andern Leuten. Das mußten die Herren damals passieren lassen und gutheißen. Es waren aber auch andere Leute da, die sagten, wenn der Hasen an den Boden begehre, so überlaufe er nicht, denn er hatte an ihnen nichts zu verachten. Sein Vater, Herr Jörg von Ehingen, auch ein Ritter, hatte einst kein edles Weib genommen, sondern eine Bürgerin von Reutlingen, eines Webers Tochter, die ihm eine reiche Schäferei zubrachte. Das wurde Herrn Rudolf mehrmals vorgehalten. Herrn Jörg hat man es als eine große Torheit zugemessen, aber er nahm das Fett von feisten Schafen und die alten Gulden, ließ damit wett sein, wie man spricht.

Beide Brüder waren bei zehn Monaten zu Tübingen im Studium. Nach Ostern ließ sie ihr Herr Vater nach Straßburg reisen. Dem sind sie gehorsam nachgekommen und dort meistens bei ihrem Schwager, Graf Otto von Henneberg

gewesen, daneben bei Graf Thomas von Rheineck dem Domdechant zu Tisch gegangen und haben sich ihrer Studien in artibus und philosophia beflissen. Auf Georgi begann Herr Johannes Christoph seine Residenz zu Straßburg und wurde Kapitular; er war damals nicht über fünfzehn Jahre alt. Seitdem ist das Statut von den Kapitularen etwas geändert und die Altersgrenze so hinaufgesetzt worden, daß keiner unter vierundzwanzig Jahren alt sein soll. Aus gutem Willen wurde damals Herr Johannes Christoph dispensiert, worauf er sich nach Zabern verfügte und sich als Subdiakon ordinieren ließ. In Summa mußte der gute Herr Johannes Christoph mit seiner Residenz und Pfründe zu Straßburg sich selbst, seinen Bruder und den Präzeptor erhalten; er residierte für zwei Jahre von Georgi bis Omnium sanctorum, wie denn der Brauch auf dem Stift ist. Mittlerweile wurde aber eine Präbende auf dem Stift zu Speyer frei, und weil die Stifte Speyer und Straßburg nahe beieinanderliegen, so daß die Residenzen wohl beide versehen werden können, so verhandelte Herr Wilhelm Werner, der damals am Kammergericht war, mit dem Domkapitel wegen der vakanten Pfründe und weil er bei ihnen in großem Ansehen stand, so erlangte er sie leichtlich. Darauf wurde der junge Herr mit etlichen vom Adel, wie gebräuchlich, vereidigt und nahm seinen Sitz ein. Damals war ein alter Hühneresser, ein Domherr am Stift aus dem Geschlecht der von Krauch, der letzte seines Namens; an den waren alle Stiftslehen seines großen Alters wegen angestorben. Nun fügte es sich, daß er gerade damals starb, so daß die Lehen alle wieder dem Kapitel anheimfielen. Wer nun damals Domherr und im Kapitel war und die Gebühren bezahlt hatte, der gehörte auch unter die Zahl derer, die solcher Lehen (wenn sie's erlebten), fähig waren. Herr Wilhelm Werner mahnte deshalb seinen Bruder mehrmals treulich und brüderlich, mit dem Geld zum festgesetzten Termin nicht zu zögern, sondern es seinem Sohn zum Vorteil zu bezahlen. Aber er sagte damit einem Tauben ein Märlein, wie man

spricht, denn der alte Herr wurde so halsstarrig, daß er die Zahlung absichtlich verzögerte. Damit wurde der Termin versäumt und der junge Herr mußte aus den Lehen bleiben; über einige Jahre hat ihm das an seinem jährlichen Einkommen wohl einen Abgang gebracht, aber es war geschehen. Die Domherren haben sich damals über solche große Liederlichkeit nicht wenig verwundert.

Auf dem hohen Stift zu Speyer ist es Brauch, daß jeder Domherr zwei Jahre seiner Präbende fernbleiben muß und nicht residieren darf. Während dieser Zeit muß er auf einer hohen Schule sein und wird so streng gehalten, daß er daselbst in den zwei Jahren nicht eine Nacht aus der Stadt bleiben darf. Darüber muß er vom Rektor, auch etlichen vom Adel schriftliche Zeugnisse beibringen, daß das Biennium vollendet sei. Alsdann wird er zur Residenz zugelassen und vorher nicht, und wenn nur die letzte Nacht zum Biennium fehlte, so müßte er wieder von vorn anfangen; in Summa, es ist der lautere Geiz, obwohl es ein feines Deckmäntele hat. Wie nun Herr Johannes Christoph sein Biennium auch absolvieren sollte, da begehrten die Herren beide von ihrem Herrn Vater, daß er sie nach Frankreich gen Bourges, wo Alciatus, Anfovinus, Antonius Caimus, sehr treffliche gelehrte Männer, auch sonst viel vornehme Deutsche vom Adel und der Bürgerschaft waren, schicken wolle, auch um die Sprache neben den Studien zu erlernen. Beide Brüder ihres Herrn Vaters unterstützten sie in ihrem Wunsch. Wieviele Schreiben deshalb hin und her gingen und wie flehentlich die beiden baten, daß man sie bei den Studien lasse und ihnen vergönne, etwas von fremden Ländern zu sehen und kennen zu lernen, das geht aus den alten Schriftstücken hervor, die noch in der Zimmernschen Kanzlei aufbewahrt werden. Für den Unterhalt der Herren in Frankreich während der zwei Jahre hatte man als Beisteuer Herrn Johannes Christophs zweite Residenz zu Straßburg.

Nach langem Schreiben und vielen Unterhandlungen erlangten die Brüder doch ihren Wunsch, daß ihnen erlaubt wurde, auf den Winter hineinzuziehen. Herr Martin Beschtold besorgte einen Wechsel auf Frankreich per Niklasport durch die beiden Gebrüder daselbst, Hans und Antoni Bärmann. Gleich darauf machten sich die Brüder von Straßburg aus auf den nächsten Weg durch Lothringen auf St. Niklasport zu. Die von Straßburg hatten ihnen einen reisigen Söldner mitgegeben namens Bernhard Gans, der kannte die Sprache und war auch mit dem Grafen von Hohenlohe und in Kriegszeiten viel in Frankreich gewesen. In der Champagne, vor Chalons, sollten sie über ein schmales Wasser, das aber tief und sumpfig war, auf einer breiten Brücke hinüberreiten. Ich weiß nun nicht, wie es der junge Herr Froben Christoph übersah; aber plötzlich kam er dem Rande der Brücke so nahe, daß das Pferd mit den Hinterfüßen hinabfiel; das halbe Roß und der Herr blieben auf der Brücke. Jedoch der Allmächtige gab die Gnade, daß sich das Roß wieder erholte und sich mit Gewalt auf die Brücke zurückschwang. Es ist kein Zweifel: wäre das Pferd ins Wasser gefallen, so hätte es den Herrn, der mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen blieb, mit hinabgezogen; der hätte vor den Augen seines Bruders, des Präzeptors und der andern ertrinken müssen und niemand ihm helfen können. Also kam Herr Froben Christoph diesmal mit Glück davon. Inskünftig gab man besser acht. Als sie gen Paris kamen, fanden sie ihren Vetter, Schenk Erasmus von Limburg dort im Studium, der zwei Jahre später Bischof von Straßburg ward. Der sagte ihnen, daß der Alciatus vor ungefähr zwei Monaten Bourges verlassen habe und wieder nach Italien verreist sei. Obwohl sie nun das nicht gern vernahmen, so reisten sie doch über Orleans nach Bourges. Auf der Reise kamen sie nach Estampes, wo es damals Krebse in großer Anzahl gab. Dieweil aber die Herren mit ihrem Präzeptor und dem Guide ganz auf deutsche Manier gekleidet waren, denn das Jahrgeld duldete keine überflüssigen und unnötigen Kleidungen, so

wurden sie von den Franzosen in der Herberge verspottet. Unter andern Gerichten gab man auch Krebse, und die Franzosen meinten schon, die groben Deutschen hätten noch nie Krebse gesehen oder gegessen, würden damit nicht umgehen können. Als sie sie aber damit hantieren sahen, gingen sie verwundert davon. In Bourges blieben sie alsdann zwei Jahre und etliche Monate; was sich damals seltsame und wunderliche Sachen allda begaben, das erfordert wohl einen besonderen Traktat.

Als die beiden Brüder bei anderthalb Jahren dagewesen waren, unternahmen es etliche Bürger in einem Städtlein, zehn französische Meilen von Bourges gelegen, genannt Essoudun, eine Passion zu spielen. Sie bauten sich ein rechtes Theater aus Holzwerk, wie man liest, daß die Römer sie einst auch bis auf den großen Pompejus gemacht haben. Die Kleidungen waren von allerhand Sorten Seiden köstlich zugerüstet. Dazu reisten von weitem die Edeln herbei mit ihren Weibern. Den Spielern gab es einen großen Nutzen, wie auch den gemeinen Bürgern zu Essoudun, denn es war ein großes Gereite und Gefahre dorthin, jeder wollte das Spiel sehen, weil seit vielen Jahren nichts dergleichen in Frankreich gehört worden. Die beiden Brüder hätten es auch gern gesehen, aber es ging nicht recht des Bienniums wegen. Aber man fand einen Ausweg; der Präzeptor nahm den jüngeren Herrn Froben Christoph mit sich nach Essoudun, da blieben sie einen Tag, sahen dem Spiel zu und reisten am andern Tag wieder heimzu auf Bourges. In wenigen Tagen darnach (denn das Spiel währte einen Monat und waren fast alle Bürger zu Essoudun Wirt, ähnlich wie auf der Messe zu Frankfurt) war der Präzeptor des Morgens in aller Frühe auf, gleich nach Mitternacht und nahm den älteren, Herrn Johannes Christoph auch mit nach Essoudun. Da sahen sie das Spiel, reisten noch an demselben Abend ab und kamen in der Nacht nach Bourges ungefähr um elf Uhr.

Das Eilen und Zappeln mußten die armen geliehenen Rosse freilich spüren, aber es geriet für diesmal und Herr Johannes Christoph vollendete sein Biennium ganz getreulich, so daß die Edelleute, die ihm sein Zeugnis beim Rektor attestierten, alles auf ihren Eid nehmen konnten. Das Zeugnis nahm Herr Johannes Christoph mit sich nach Deutschland, und es wurde auch von den geizigen Dompfaffen in Speyer anerkannt. Etliche Jahre später sind die ungetreuen Pfaffen von einem Domherrn, Herrn Sixt Veit von Hausen, in der nämlichen Sache betrogen worden, das hat ihnen männiglich wohl gegönnt.

Die Passion zu Essoudun war kaum ausgespielt, als man schon hörte, wie die Bürger dort so großen Nutzen davon gehabt, daß sie noch etliche Tausend Franken über alle Unkosten erübrigt hätten, außer dem Ruhm, den sie dadurch erlangt. Da taten sich die vornehmsten Bürger zu Bourges zusammen und beratschlagten; sie meinten, sintemalen alle Sachen so wohl und mit Nutzen zu Essoudun, in einem Städtlein abgegangen, so könne man etwas Ähnliches mit großer Ehre und Pracht in Bourges auch ausführen; außerdem hätten sie ja den Platz zum Theater und alles übrige besser als die zu Essoudun. Mehrmals hatte auch schon der französische Hof in Bourges geweilt. Darüber nun berieten sie miteinander und fanden, daß nicht nur sie selbst einen großen Nutzen daraus ziehen könnten, sondern überhaupt die ganze Bürgerschaft. Und als sie die Erlaubnis des Hofes erlangt hatten, griffen sie das Werk mit allem Ernst an und wollten die Geschichte der Apostel spielen. Es war damals in Bourges auf der einen Seite eine große Grube, an der Stelle, wo einst ein Turm gestanden haben soll, der zu denen gehörte, von denen die Stadt angeblich ihren Namen hatte (Bituriges), ein ähnliches Gebäude wie der Juliusturm, der noch steht und den noch Julius Cäsar errichtet haben soll. Die Grube also erlangten die Bürger von König Franziskus als Theater und richteten darin ein Amphi-

theater ein, das fast so groß war wie das Kolosseum in Rom. Welche Kosten sie auf die Kleidung und anderes verwendeten, ist daraus zu entnehmen, daß etliche dadurch schier verdorben sind, bloß deshalb, weil gleich nach Ostern selbigen Jahrs, Anno 1535, der Krieg anging zwischen Karl und dem König von Frankreich, der größte Teil des Adels einberufen wurde, und auch sonst vielerlei Trubel in Frankreich herrschte. Das brachte dem Spiel großen Schaden, so daß sie nicht so viel Geld daraus ziehen konnten, als sonst geschehen wäre. Die beiden Freiherren von Zimmern konnten nicht so lange in Bourges bleiben, denn ihr Herr Vater hatte sie schon ein ganzes Jahr und etliche Monate ohne Geld trotz vielfältigem Schreiben und Bitten sitzen lassen. Der alte Herr sagte, er wolle nicht große Junker ziehen, sie sollten auch einmal für sich sorgen; so daß, wenn nicht einige Deutsche vom Adel das Beste getan hätten, sie mit großem Spott und Schaden bestanden wären. Zu Straßburg tat Graf Wilhelm von Fürstenberg, was er konnte, samt Doktor Hans Tuschalin, des hohen Stiftes Kanzler und Advokat. Die verbürgten sich um etliche hundert Kronen gegen Hans und Antonio Bärmann, damit die den jungen Herrn gleich Geld nach Frankreich schickten. Also wurde damals außerhalb Zimmern getreulich gehandelt. Der Allmächtige verleihe ihnen allen noch in jener Welt den Lohn!

Weil kein oder doch wenig Geld da war, konnten sie auch keinen Luxus treiben und nicht im Überfluß leben; es geriet ihnen aber gleichwohl, denn sie mußten ihren Studien obliegen. Jörg Will von der Scherr, ein rechter Lebegesell, pflegte vier Dinge aufzuzählen, die einem Studenten beschert sein müßten, und machte einen Reim daraus:

„Wenn ein Student wird geboren,
So werden ihm vier Bauern auserkoren,
Ein Bauer, der ihn nährt,
Der andere, der ihm den Markt kehrt,
Der dritte, so für ihn in die Höll' fährt,
Und der vierte, der ihm ein schön's Weib beschert."

Die jungen Herren machten sich nun auf Paris zu und warteten dort, bis das Geld von den Bärmann kam. Sie hätten gern noch einige Städte in Frankreich besichtigt, aber weil es schon so spät war und Herr Johannes Christoph seine Residenz bereits auf Georgi wieder beginnen mußte, so versahen sie sich alsbald mit Kleidern, Pferden und allem Nötigen, machten aus der Not eine Tugend und reisten auf dem nächsten Weg durch die Champagne und durch Lothringen auf Straßburg zu. An alledem war aber nur die Nachlässigkeit ihres Herrn Vaters schuld. Als sie Straßburg erreichten, hätten nur anderthalb Tage gefehlt, und die Residenz wäre versäumt gewesen, schließlich ward aber doch wieder alles gut. Herr Johannes Christoph hatte während des Aufenthalts in Frankreich die Sprache wohl gelernt reden und schreiben.

Als nun die beiden Herren wieder zu Straßburg von der Pfründe lebten, war Herr Johannes Werner damit wohl einverstanden, denn er brauchte es nicht zu zahlen; das Geld aber, das die Bärmann nach Paris geschickt und für das sich Graf Wilhelm von Fürstenberg und Doktor Hans Tuschalin verbürgt hatten, bezahlte zum Teil er, zum andern Teil Herr Johannes Christoph aus der Residenz. Die beiden Brüder fuhren zu Straßburg in den Studien fort, und als sich nun die Residenz zu Omnium sanctorum endigte, beschloß Herr Johannes Christoph, zum ersten Male eine Residenz in Köln zu halten und die Pfründe in Besitz zu nehmen. Sein Bruder wollte ihn begleiten und den Winter über in Köln bleiben, alsdann sich aber zum Studium nach Löwen begeben. Mit vielen Bitten und durch allerhand Praktiken und Mittelspersonen brachte man das dem alten Herrn bei und erlangte schließlich seine Einwilligung. Er bestellte die beiden Söhne mit ihrem Präzeptor nach Haslach im Kinzigtal. Heinrich von Neuneck, ein alter feiner Edelmann, und Veltin Zaner, der alte Redmann von Rottweil, kamen mit ihm und wollten, wenn es nottäte, zwischen ihm und seinen Söh-

nen vermitteln. Auf dem Tag wurde nun nichts anderes verhandelt, als daß sie in Frankreich zuviel vertan, auch in Straßburg zu kostspielig gelebt hätten usw. Die jungen Herren gaben es ihrem Herrn Vater zu, sie wollten sich mit ihm in keine Disputation einlassen, und baten, wofern sie zuviel getan, um Verzeihung, erboten sich, hinfürder alle unnützen Kosten zu vermeiden und nach seinem Willen zu leben, mit der Bitte, ihnen, nach Köln und alsdann nach Löwen zum Studium zu ziehen, väterlich zu erlauben. Das wurde, freilich ungern, jedoch auf Rat und Zureden der beiden Obengenannten bewilligt. Herr Johannes Christoph reiste mit dem Präzeptor wieder nach Straßburg, Herr Froben Christoph aber ritt mit seinem Herrn Vater das Land hinauf und kam nach Meßkirch zu seinem Herrn Vetter, Herrn Gottfried Werner. Er war nur wenige Tage dort; aber er brachte es doch dazu, daß sein Herr Vater ihm versprach, er wolle dafür sorgen, daß das bewilligte Jahrgeld, zweihundert Gulden, ordentlich in Löwen bezahlt werden sollte. Wie aber das geschah, davon später. Er verabschiedete sich von seinem Herrn Vater und seiner Frau Mutter, auch von Herrn Gottfried Werner und seiner Gemahlin, der Gräfin von Henneberg, und kam wieder nach Straßburg zu seinem Bruder und dem Präzeptor.

Zu Straßburg sind die Herren, samt ihrem Präzeptor, Magister Christophorus Mathias, in ein Schiff gesessen und den Rhein hinab bis nach Mainz gefahren, von dort den Main hinauf bis nach Frankfurt und Aschaffenburg; dort bestellten sie eine Kutsche und reisten nach Mespelbronn zu dem alten Philipp Echter und ihrer Großmutter, der Gräfin von Werdenberg, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Sie blieben etliche Tage da und fuhren dann wieder den Main hinab bis nach Mainz, alsdann auf dem Rhein bis nach Köln und kamen dort glücklich im „Wilden Mann“ an. Begab sich dieselbige Nacht, daß ein öster-

reichischer Freiherr, einer von Zeltingen aus Brabant von der Königin Maria Hof, daran er etliche Jahre gewesen, auch in die Herberge kam; es war noch ein junger Mann, und dieweil er die beiden Freiherren von Zimmern nicht kannte, wie auch der Wirt nicht, so meinte er, er dürfe sich alles herausnehmen. Darum, als er nach dem Nachtessen voll war, trieb er seinen Spott nach der Hofschranzen Art. Das wollte der ältere Herr Johannes Christoph nicht leiden, und die Wechselworte gingen hin und her, bis schließlich die beiden Herren einander an den Haaren herumziehen wollten. Der Hofmeister des von Zeltingen, ein Edelmann namens Jakob von Seckendorf, und der Magister Christophorus Mathias kamen schließlich auch ins Spiel, und wenn der Wirt und die Wirtin nicht das Beste getan und dazwischen geredet hätten, so würde es einen schönen, säuberlichen Sauhandel zum Schlaftrunk gegeben haben, von dem vielleicht die Stadt Köln auch abbekommen. Um aber die rechte Wahrheit zu sagen, so war an diesem Handel und Hader kein anderer Mensch schuldig als der treffliche und ausbündig gute neue Rheinwein, der so schleckerhaftig und delikat zu trinken war aus den Kräuslein, die man Bottiche nennt. Die Kölner hatten dem Herrn von Zeltingen auch etliche Hosen mit gutem Wein geschenkt, denn die beiden Freiherren von Zimmern kannte man nicht, weil sie sich nicht hatten zu erkennen gegeben. Dieser Hosenwein trug auch viel zu dem Hader bei. Schließlich gaben sie sich einander zu erkennen; da hörte der Spektakel auf, und sie schieden bald darauf gen Bethlehem.

Des andern Tags gingen die beiden Brüder zu Graf Thomas von Rheineck, ihrem Vetter; der war nun zu St. Gereon, einem Nebenstift zu Köln, Unterdechant und Kanonikus. Er hatte auch ganz in der Nähe dabei eine schöne Behausung mit einem großen Rebgarten; Graf Christoph von Gleichen und Graf Gerlach von Eisenburg, beide

gleichfalls auch Domherren zu Straßburg, gingen bei ihm zu Tisch. Graf Thomas nahm sie und ihren Präzeptor wohl auf, nicht allein in der Kost, sondern auch in Wohnung und gab ihnen ein eigenes Gemach. Da blieben sie von Anfang Dezember bis nach Ostern, ungefähr ein halbes Jahr. Graf Thomas hatte eine besondere Liebe zu ihnen, weil sie ihm so nahe verwandt waren, auch sich still hielten und ihren Studien nachgingen. Es waren gleichwohl die Grafen von Gleichen seiner Schwester Söhne, aber es war an ihnen kein Pfaffenfleisch, und sie wollten dem alten Herrn nur zu sehr weltlich und rumorisch vorkommen, woran er großes Mißfallen trug. Er hatte viel geistlicher Lehen, Pastoreien, Kanonikate, Prälaturen zu Straßburg, Mainz und Köln, war auch mit jährlichem Einkommen, samt Silbergeschirr, Hausrat und Kleinoden wohl versehen; und weil dessen sein Vetter, Graf Philipp von Rheineck, nicht bedürftig war, denn er hatte kein Kind, so wollte er Herrn Johannes Christoph von Zimmern, als seinen nächsten Verwandten nach den Grafen von Gleichen, zu seinem Erben einsetzen. Und wahrlich, ich glaube, wenn Herr Johannes Christoph nur dem Alten mit der Kleidung und anderem zu Willen gelebt und augengedienert hätte, so wäre es mit der Zeit wirklich dazu gekommen. Aber das Glück war Herrn Johannes Christoph damals nicht beschert, und es bewährte sich die Wahrheit, daß es mit dem guten Anfang nicht getan ist, sondern daß auch gleichermaßen fortgefahren werden muß. Graf Christoph von Gleichen war ein listiger, geschwinder Graf; unter dem Schein der Freundschaft und Verwandtschaft nahm er sich Herrn Johannes Christophs viel an, zog ihn zu sich; wenn der alte Herr meinte, er ging in den Dom, so ging er daneben und anderswohin; aber Gott bewahrte ihn, daß ihn die Franzosen nicht überfielen, die doch Graf Christoph haufenweis zuteil wurden. Wie es aber hernach zugegangen, davon weiß ich nichts zu reden, laß es bleiben, dieweil ich's nicht gesehen hab', oder dabei gewesen bin.

Das weiß ich aber wohl, daß später des Grafen Sinn

und Gemüt umgekehrt und verwandelt war wie ein Handschuh und in vielem einer andern Meinung. Was soll ich davon sagen? Es ist keinem etwas davon zuteil geworden. Graf Jörg von Gleichen, das Männle, den Herr Wilhelm Werner von Zimmern nur den Kartäuser von Gleichen nannte, wurde wiederum weltlich; sein Bruder aber, Graf Christoph, starb im besten Alter. Damit war der Krieg geschlichtet, es bedurfte keines Zanks und Neids, ward einem soviel zuteil als dem andern. Der ehrliche Graf Thomas ist fast ohne Erben gestorben, denn sein Vermögen fiel an die Leute, denen er es nicht gönnte. Er hatte viele Bastardkinder und hatte sie schon zu Lebzeiten ausgestattet, aber seine Pastoreien und Benefizien hätte er gern auf einen Verwandten übertragen. Als Herr Froben Christoph von Zimmern später zu ihm nach Straßburg kam und ihn als seinen Herrn Vetter und Wohltäter besuchte, bat ihn der Graf, wenn er mehr als einen Sohn habe, so möge er ihm den schicken, er wolle ihn zu einem Domherrn machen; als er aber hörte, daß er nur einen einzigen Sohn hatte, bekümmerte ihn das sehr. Es ist niemand, dem ganz wohl sei, er sei gleich geistlich oder weltlich.

Es haben sich damals, als die Brüder in Köln waren, viele gute Händel dort ereignet. Herr Johannes Christoph pflegte keinen Käse zu essen, auch kein Öl; das ärgerte Graf Thomas, und er hätte ihn gern dazu gebracht, alles, wie andere Leute auch, zu essen. Er ließ ihm einmal eine Käsesuppe herrichten und sie ganz fein bereiten, denn er hatte gute Köche, und wie sie auf den Tisch kam, war keiner da, dem sie besser schmeckte, als Herrn Johannes Christoph; er aß sie wohl halber aus. Das gefiel dem alten Herrn und er sagte es ihm hernach. Da stellte er sich gar besorgt, es werde ihm nicht gut bekommen, aber es geschah ihm nichts. — Lebern aß er nicht, aber gebratene Hirschlebern mochte er zu Zeiten wohl essen. Es ging herrlich her mit Essen und

den besten Weinen, aber zu keiner Zeit lebte man prächtiger als in der Fastnacht; da war nichts außerhalb noch innerhalb der Speisekammer, das nicht hervormußte: kalte Fische, kalte Suppen, Konfekte und die besten Weine vom Rheinstrom und der Mosel. Weil aber nichts warm aufgetragen wurde, so waren die Fasten nicht gebrochen; ich möchte noch alle Tage so fasten. In der Fastnacht, wenn die reichen Bürger zu Köln große Bankette halten (das geschieht gewöhnlich nach Mitternacht um zwei Uhr und währt bis vier, alsdann scheidet man voneinander), beredete einmal Graf Christoph von Gleichen die beiden Brüder, daß sie maskiert mit ihm zu einem reichen Bürger gehen sollten. Sie trugen grüne Hosen und kurze Röckle, auch grüne Hüte, alles nach weidmännischer Art, wollten Vogler vorstellen; jeder trug, was zu dem Handwerk dienlich war, der eine einen Habicht auf der Hand, der andere einen Kloben, der dritte eine Tasche mit Hühnergarn und so fort. Auf den Abend nach dem Nachtessen, als Graf Thomas schlafen gegangen, machten sich die beiden Herren aus dem Haus zu Graf Christoph von Gleichen; ihr Präzeptor, Magister Christoph Mathias, ging mit. Als es über Mitternacht war, zogen sie sich an und zogen mit stiller Musika über die Gassen. In derselben Nacht war ein großes Bankett in eines reichen Bürgers Haus, hab' ich's recht behalten, so hieß er der Wasserfaß. Dahin führte der Graf die neuen Vogler. Als man an das Haus kam und anklopfte, gab sich der Führer zu erkennen und sagte, die andern seien alle Grafen und Herren, kämen in aller Freundschaft und ihnen zu Ehren. Also empfing man sie ganz freundlich und gab ihnen den Vortanz. Der Hausherr kam mit seinen Freunden und lud die Herren zum Bankett, bat sie auch, die Masken abzulegen und sich zu erkennen zu geben. Sie meinten alle, es seien ihnen wohlbekannte Domherren. Also auf langes Bitten gaben sich die Herren zu erkennen und nahmen die Masken ab. Graf Christoph von Gleichen kannte man sofort, aber die Herren von Zimmern kannte niemand, alles starrte sie verwundert an, sie standen

einander gegenüber wie die Hahnen, bis der Graf von Gleichen ihre Namen nannte. Als der Tanz beendet war, führte man sie an den Spind, der im Saale stand, und ließ sie das Silbergeschirr sehen. Da war so viel Silber, wie bei den meisten Fürsten nicht gefunden wird, wie denn die Kölner besonders mit dem Silbergeschirr prangen, in dem bei manchem der größte Teil seines Vermögens steckt. Ich hörte dieses Wasserfaß' Silbergeschirr damals auf dreißigtausend Gulden schätzen, denn es waren in dem Schrank zwei Seiten vom Boden an bis an die Decke hinauf mit eitel Silbergeschirr auf Schäften übereinandergestellt. Alsdann saß man an einer langen Tafel zusammen, Herren und Frauen, und das Bankett begann. Da wurde an Wildpret, Konfekt, Obst, kalten und warmen Schleckerbißlein, am besten Wein und Bier, trefflicher Musika, freundlichem Gespräch nichts gespart, auch die Gesundheit wurde nicht gespart, sondern überall kecklich gewagt. Das währte bis um vier Uhr nach Mitternacht, aber den Fasten ohne Schaden. Gleichwohl hat, soviel ich gesehen, niemand Fleisch gegessen, bloß Fasanen, gebratene Rehschlegel, Hasel- und Feldhühner; auch die Wildbretpasteten wurden versucht. Das Fleisch ließ man stehen, niemand wollte es angreifen, denn es war in den Fasten, wollt sich nicht gebühren. Nach dem Bankett, gegen Tagesanbruch, nahm alles Abschied voneinander, und das Scheiden ging an. Die beiden Freiherren gingen nach Haus und wurden zur Mettezeit wieder eingelassen. Ob der alte Herr etwas von dem Ausflug wußte, kann ich nicht sagen; ohne Zweifel mißfiel es ihm nicht, da ja der Präzeptor dabei war und sie ohne alles Getümmel und Spektakel zu Ehrenleuten gegangen waren.

Nach Mitfasten reiste Graf Thomas nach Mainz, wo er auch eine Prälatur hatte. Die beiden Herren ließ er in Köln zurück und bezahlte ihnen trotz seiner Abwesenheit alle Kosten, bis sie nach Ostern auch verreisten. Herr

Johannes Christoph schied, als seine Residenz am Kölner Dom zu Ende war, von seinem jungen Bruder und dem Präzeptor und wandte sich nach Speyer, um dort seine erste Residenz zu halten; Herr Froben Christoph aber blieb mit dem Präzeptor noch drei Wochen. Alsdann bestellte dieser einen Planwagen, wie sie in Brabant und den Niederlanden allgemein gebräuchlich sind, auf dem konnte man die Bücher und allen Plunder fortführen. Nun hatte der Graf von Rheineck einen Pfaffen im Haus, hieß Herr Kilian, ein lustiger Mann. Der hörte den Präzeptor erzählen, er hätte einen verbotenen rheinischen Gulden ausgegeben, sei froh, daß er ihn zum vollen Wert los geworden sei. Der Pfaffe schwieg still, merkte sich aber die Worte und bestellte auf den andern Tag einen Stadtknecht; dem erzählte er alles und überlegte mit ihm, was er sagen und wie er sich halten solle. Am andern Morgen kam der Stadtknecht während dem Morgenimbiß und fragte nach dem Zimmernschen Präzeptor. Der stand auf, ging hinaus und dachte nicht mehr an den rheinischen Gulden. Der Stadtknecht hielt ihm vor, wie es seinen Herren zu Ohren gekommen, daß er verbotenes Geld in höchstem Wert ausgebe, gegen alle Satzung und Gewohnheit der Stadt Köln, deshalb ließen ihm seine Herren Bürgermeister ansagen und befehlen, am nächsten Morgen vor dem Rat zu erscheinen und sich zu verantworten. Der gute Präzeptor merkte den Possen nicht, obwohl er sonst ein geschwinder listiger Mann war; er hatte den Hasen im Busen, aber der Pfaffe tröstete ihn und sagte, er wolle selbst vor den Bürgermeister und die Sache ins reine bringen. Damit war er zufrieden. Gleichwohl schied er des andern Tags in großen Sorgen und Ängsten hinweg, hatte immer Angst, die Kölner würden ihm nachsetzen und ihn wegen des verbotenen rheinischen Guldens verhaften. Aber die Sorge war überflüssig.

Herr Gottfried Christoph Freiherr zu Zimmern, der jüngste unter Herrn Johannes Werners Söhnen, kam, nachdem er dem Kindesalter entwachsen war, zu seinem Herrn Vetter, Herrn Gottfried Werner, und wurde bei ihm erzogen. Nun hatte einmal Graf Christoph von Werdenberg den Herrn Gottfried Werner und seine Gemahlin zu einer Jagd nach Sigmaringen geladen. Die alte Frau nahm ihren jungen Vetter, Herrn Gottfried Christoph, auch mit, denn Graf Christoph hatte einen jungen Stiefsohn, hieß Graf Felix von Zollern, der im gleichen Alter stand; derhalben wurden sie Spießgesellen miteinander. Als nun das Jagen vorbei und auch die Frauen sich dabei wohl erlustigt hatten, ließ Graf Christoph zwei feiste Hirsche bringen und vor ihren Augen zerwirken. Da warf Graf Christophs Gemahlin ihren Herrn im Spaß mit ein wenig Hirschblut und machte ihn blutig; der warf sie wieder und diese abermals. Da winkte Graf Christoph seinen Jägern, die nahmen die beiden Hirschhäute, wie sie auf dem Boden lagen und ganz wüst waren, und breiteten sie über die Jungfrauen aus, die hübsche weiße Schürzen trugen; daraus ward ein solches Geschrei und ein solcher Übermut, daß die beiden Frauen, Werdenberg und Zimmern, fliehen und sich in Sicherheit bringen mußten, um nicht auch mit den wüsten, besudelten Hirschhäuten bedeckt zu werden. In all dem Spaß gab niemand auf die jungen Herren acht, die waren auch davon geflohen und kamen weit ab von dem Haufen. Obwohl nun das Jagen zu Ende war und Graf Christoph befohlen hatte, die Garne abzuwerfen und keine Hirsche mehr zu hetzen, so stießen doch ein paar Jagdhunde auf einen großen, gehörnten Hirsch; ein paar Hetzhunde schlugen sich zu ihnen, so daß der Hirsch der Donau zugejagt wurde. Wie er nun im vollen Laufe war, fürchteten ihn die beiden jungen Herren und verbargen sich hinter einer Deckung. Aber der Hirsch, der gejagt wurde und in der Wut war, nahm seinen Lauf gerade auf die Deckung zu. Er rannte Herrn Gottfried

Christoph über den Haufen, den jungen Grafen Felix aber ergriff er, nahm ihn auf sein Geweih, als ob er ein Fell darauf liegen hätte, und lief gerade der Donau zu. Das sieht von ungefähr einer von Graf Christophs Kaplänen, hieß Herr Hans Kapler, auch etliche andere Diener. Wem war ängstlicher zumut als ihnen? Sie konnten dem Hirsch den jungen Herrn nicht abjagen, doch folgten sie ihm, so gut sie konnten. Einer der Diener saß zu Roß und ritt gerade an dem Wasser entlang. Als er nun die Gefahr sah, trieb er das Roß an, so sehr er konnte, und hoffte, dem Hirsch das Wasser zu verlegen. Es war aber nicht möglich, und es hätte den jungen Herrn das Leben gekostet und er wäre ertrunken, wenn der Allmächtige ihm nicht besondere Gnade erzeigt hätte; denn sobald der Hirsch ans Wasser kam, schüttelte er den jungen Herrn aus dem Geweih und warf ihn zwei oder drei Schritte vom Fluß ans Gestade; er aber sprang hinein und wurde dann im Wasser gefangen. Als der Kaplan und die andern nachkamen, fanden sie den jungen Herrn vor Schrecken schier halbtot daliegen; es war ihm aber sonst nichts geschehen, als daß ihn der Hirsch mit seinen Enden am Haupt wund gestoßen hatte. Die Narbe davon ist ihm sein Leben lang geblieben. Die beiden Herren haben dann, als sie erwachsen waren, gute Freundschaft miteinander gehalten. Freilich ist Graf Felix in seinem besten Alter mit Tod abgegangen von wegen seines übermäßigen Trinkens, das er in Sachsen und anderswo pflog und wodurch er sich so sehr schwächte und erhitzte, daß er alle Nacht eine Kanne mit Wein bei dem Bett haben mußte, um sich nach dem Schlaf mit einem Trunk zu erquicken und zu erlaben. Es kam noch eine Krankheit hinzu, die hat ihn Anno 1550 den 30. Januarii zu Hechingen ganz hingerichtet.

Etliche Zeit später kam einmal Graf Christoph von Werdenberg nach Meßkirch und fragte im Beisein Herrn Gottfried Werners den jungen Herrn: „Vetter Gottfried, was kannst?“ Der antwortete: „Herr Vetter, ich kann

nichts." Nun ward ein Edelknabe bei ihm erzogen, namens Wolf Gremlich, der diente dem jungen Herrn. Den fragte Graf Christoph auch: „Wohlan, Wolf, was kannst aber du?" Er sagte: „Gnädiger Herr, ich kann auch nichts." Sprach Graf Christoph: „Sommer die Feifel! das sind feine junge Gesellen, der Herr und der Diener, daß sie wohl lernen und so gelehrig sind und doch nichts dabei können. Sommer Gott, Schwager!" sagte er zum alten Herrn Gottfried, „du legst großen Fleiß auf die Jungen." Damit gab er den beiden jedem einen hübschen Apfel und sprach dabei: „Wohlaus, ihr Lecker, daß euch die Feifel ankomm! lernt ihr nichts und läßt man euch nichts lernen. Sommer Gott, Schwager! ich seh' wohl, du willst keine Doktoren aus ihnen ziehen, sie bedürfen's aber auch nicht." Herr Gottfried Werner durfte nichts zu Graf Christoph sagen, er schämte sich aber, als ihm der alte Herr mit so höflichen Worten seine Pflicht gegen die jungen Leute vorhielt. Aber Graf Christoph war auf die alte Manier abgerichtet, machte keine Umstände und wollte auch keine haben. Wenn er nach Meßkirch kam, ließ er selten einen Buben oder einen Diener auf sich warten, sondern ging seines Gefallens in die Kirche oder in die Küche zu einem alten Koch, hieß Meister Gore, der war ihm wohlbekannt und konnte die Fische gut sieden. Den fragte er, was es zu essen gebe. Wenn er's ihm dann sagte, so hieß er ihn kochen nach seinem Gefallen. Ebenso schickte er nach dem Keller: „Bring' mir den oder den Wein!" Also freundlich und vertraulich sind einst die Alten beieinander gewesen und sind keine solchen Zeremonien gebraucht worden, wie sie jetzt auch die Schlechtesten gegeneinander üben. Ein ander Mal, als Graf Christoph wieder nach Meßkirch kam, gewahrte er, daß ihn sein junger Vetter, Herr Gottfried Christoph, ernsthaft ansah und sagte: „Vetter, was denkst du jetzt so ernstlich?" Da antwortete ihm der Junge: „Herr Vetter, ich denke, wenn ich groß werde, will ich auch einmal einen über den Gaul herunterstechen, und wenn's dem Boden leid wäre." Ich hab's gehört von denen, die dabei waren, wie

sich der Graf über diese abenteuerliche und freche Rede entsetzte. Ohne Zweifel ist ihm das Reiterspiel bei Hedingen eingefallen, als ihn Herr Veit Werner beinahe auf der Flucht erstochen hätte. Er ließ sich aber nichts anmerken und sagte nur im Spaß: „Daß dich die Feifel ankomm, Bube! Stich hin, wo du willst, stich nur mich nicht herab!“ Weil aber der Junge damals ein wenig heiser war, wie denn zuweilen die Jungen in der Hitze trinken, so fragte ihn Herr Gottfried Werner im Beisein Graf Christophs: „Vetter, warum bist du so heiser? ich meine, du hast staubig Heu gegessen.“ Da antwortete er: „Ja, Herr Vetter.“ Darauf der Alte: „Wo hast du's gegessen?“ Da antwortete der junge Herr abermals: „Draußen im Stall.“ An solchen scherzhaften und kindlichen Reden hatte der alte Graf Christoph großes Gefallen.

Ueber ein Jahr oder zwei nach solchen verlaufenen Sachen hat Herr Gottfried Werner den jungen Herrn gen Freiburg auf die hohe Schule geschickt und ihm einen Magister artium beigegeben, der sein Präzeptor sein und Acht auf ihn geben sollte, hieß Magister Ulricus Regius. Ferner gab er ihm einen jungen Knaben mit, der ihm dienen sollte; der war von Oberndorf am Neckar gebürtig, des Amtmanns Bastion Vogels Stiefsohn und hieß Lorenz Arnold, war ungefähr gleichaltrig mit dem jungen Herrn oder wenigstens nicht viel älter. Ehe aber der junge Herr gen Freiburg kam, ließ ihn der alte Herr kleiden mit guten seidenen Röcken nach allem Gebühr, befahl aber dem Hofschneider Hans Weihen, er solle dem Jungen die Kleider seiner Jugend und seines täglichen Wachsens halber nicht zu klein oder zu kurz machen. Der junge Herr faßte die Worte in sein Öhrlein und hätte die Röcke gern kurz gehabt nach der neuen Mode. Deshalb ging er zu dem Hofschneider und bat ihn, er wolle es über sich nehmen und ihm die Röcke nach seinem Gefallen machen; er überredete ihn auch schließ-

lich, daß er's tat. Als aber hernach der alte Herr die Röcke sah, nahm er es von dem Schneider sehr übel auf und tadelte ihn heftig. Schließlich bekannte der die Wahrheit, wie es gegangen, und daß es der junge Herr von ihm erbeten habe. Wie nun der Schneider die Wahrheit gestanden hatte, war der alte Herr wieder zufrieden, aber er las ihm einen guten Filz und sagte: „Alter Narr! Junger Narr! Hast du dem Jungen oder mir zu folgen?" Damit war die Geschichte erledigt. Um aber wieder zum Thema zu kommen, so blieb der junge Herr mit samt seinem Präzeptor und dem Jungen fast zwei Jahre im Studium zu Freiburg. Da kam ein großes Landsterben über die Gegend, das auch des jungen Herrn Präzeptor und viele von den Studenten hinwegraffte, so daß alles aus der Stadt floh. Es war ein Priester zu Freiburg, von Rottweil gebürtig, der nahm sich des jungen Herrn an, und weil er in der Eile keine Botschaft nach Meßkirch schicken konnte, so verhandelte er mit dem Prior zu Oberried, daß er den jungen Herrn mit seinem Jungen eine Zeitlang aufnahm und treulich behütete. Man befahl ihnen ernstlich, mit keinem Schritt aus dem Kloster in die Stadt zu gehen. Aber der junge Arnold kam dem Befehl nicht nach, ging in die Stadt und kaufte Obst, das trug er ins Kloster. Was soll ich sagen? Die böse Krankheit überfiel auch ihn; und wie das die Mönche merkten, trennten sie ihn von dem jungen Herrn, gaben ihm ein eigenes Stüblein und eine alte Frau zur Pflege. Er lag etliche Tage lang krank und starb zuletzt an der Seuche. Herr Gottfried Christoph wußte nichts davon, daß er tot oder krank war, sondern die Mönche sagten ihm, der Junge wäre heim gen Oberndorf gelaufen und hätte nicht länger dableiben wollen. Damit gab er sich zufrieden, und wenige Tage darauf kam ein Bevollmächtigter von Herrn Gottfried Werner, der holte ihn ab und brachte ihn wieder nach Meßkirch. Ich habe diese Geschichte mit dem Knaben, dem Lorenz Arnold, nur deshalb so weitläufig erzählt, weil viele Jahre später dessen Bruder, genannt Wolf Arnold, zu Oberndorf Herrn Gottfried Chri-

stoph öffentlich beschuldigt hat, er habe seinen Bruder, den Lorenz mit einem Weidmesser erstochen, was damals viel Unruhe machte.

Unterdessen residierte Herr Johannes Christoph, der älteste von den drei Brüdern, für ein Jahr in Speyer und für zwei Jahre in Straßburg. Als aber die Residenzen beendigt waren, beschloß er mit Einwilligung seines Herrn Vaters, sich für ein Jahr oder zwei wieder auf eine hohe Schule in Frankreich zu begeben, und weil der Hof damals meist zu Paris weilte, so veranlaßte ihn das, sich dort niederzulassen. Damals hatte auch Herzog Ulrich von Württemberg seinen einzigen Sohn, Herzog Christoph, an den französischen Hof geschickt. Zu dem hielt sich Herr Johannes Christoph, so daß er großes Wohlgefallen an ihm gewann und ihm auch an den Hof half. Er war noch nicht lange in Frankreich, als der alte Herr Gottfried Werner auch den jungen Herrn Gottfried Christoph nachschickte; es führte ihn der Bernhard Gans, ein Straßburger Söldner, der ehemals auch die beiden Brüder nach Frankreich begleitet hatte.

Im nachfolgenden Winter, Anno 1539, verhandelte Kaiser Karl, der damals in Spanien weilte, mit dem Herrn von Montmorency, Konnetabel von Frankreich, daß ihn der König Franziskus durch Frankreich in das Niederland passieren lassen solle, wegen der heimlichen Meuterei und Rebellion, die damals von den Gentern und einigen großen Landesherren angezettelt worden war. Und wiewohl es ein gewagtes Spiel war, sich so frei in seines größten Feindes Hand und Land zu begeben, so war doch sein Vertrauen zu Gott so stark und der Vertrag so bündig und sicher, daß er ganz sicher durch Frankreich reiste, als ob er in seinem Kastilien gewesen. Als er nach Paris kam, war großer Triumph und Festivität; was der König dort und an andern Orten zu seinen Ehren veranstaltete, erfordert ein besonderes Buch, ist auch hier zum Thema nicht dienstlich. Unter anderem

veranstaltete der König zu Paris ein großes Turnier, in dem die Mehrzahl der großen Herren und Fürsten am Hof sich bewährten. Den Platz hatte der König in Form eines Theaters herrichten lassen, von Holzwerk; die Tore waren ganz auf antike Manier gebaut, mit Bogen und Dachungen ganz werklich. Wie nun das Turnier begann, hatte sich Herr Gottfried Christoph verspätet, er konnte sich nicht zu seinem älteren Bruder an den Hof begeben und bekam deshalb auch keinen Platz im Theater. Weil er aber doch gern zusah, so stieg er auf eins der hohen Portale auf die oberste Dachung. Bei ihm, neben ihm und unter ihm saßen viele vom gemeinen Haufen, Studenten und allerlei Pöbel, die er nicht und sie ihn noch viel weniger kannten. Das Portal stand ganz nahe bei der Tribüne, wo der Kaiser mit seiner Schwester, der Königin, und König Franziskus mit seiner Schwester, der Königin von Navarra, dem Turnier zusahen. Weil aber nun das Portal aus Holz und Bretterwerk gemacht und nur mit Nägeln zusammengeheftet war, wurden ihm die darauf saßen zu schwer, so daß es nicht lange halten konnte. Gerade wie das Turnier im besten Zuge war — denn der König wollte damit die Pracht seines Reiches dartun — ließen die Nägel an der Seite, wo Herr Gottfried Christoph saß, nach; unten daran war der Flügel des Tores gehängt, auf dem auch einige saßen, und so fiel der Herr mit der halben Dachung herunter auf den Flügel des Tores. Durch die Schwere des Falles ließen die Haken des Tores auch nach, und die halbe Dachung, Herr Gottfried Christoph, das halbe Tor samt allen, die darauf saßen, stürzten übereinander auf eine hölzerne Treppe und von dort in einem Knäuel in die Arena. Was es für ein Gelächter gab und ein gräßliches Geschrei bei den Leuten auf der Treppe, das kann der beurteilen, der schon etwas Ähnliches erlebt hat und weiß, daß die Franzosen gewohnt sind, wegen einer Mücke ein Geschrei anzufangen. Der eine hatte den Kopf zerfallen, dem fehlte jenes, dem andern das, und sie beschuldigten sich gegenseitig. Darüber wurde das Geschrei und Gelächter noch viel

größer, alles lief herbei, und fast niemand sah dem Turnier zu. Darüber ärgerte sich der König so, daß er schließlich den Offizieren und Hatschieren am Tor zuschrie: „Faites sortir ces canailles!“ Also kamen die Kerle daher und trieben alles Volk hinaus, und Herr Gottfried Christoph mußte sich mit ihnen davonmachen. Obwohl viele Deutsche damals dem Turnier zugesehen, so hatten doch zu allem Glück die meisten den Herrn, wie er so vom Tor herabfiel, für einen Franzosen gehalten.

Bald darauf, als der Kaiser abgereist war, ging Herr Gottfried Christoph abermals mit seinem älteren Bruder an den Hof. Der König hielt einen großen Ball in einem weiten Saal ab. Herr Gottfried Christoph hätte dem Tanz auch gern zugesehen, er konnte aber vor einem französischen Bischof, der unter der Türe stand und mit einer dicken Frau schwatzte und sein Hofwesen trieb, nicht durchkommen; und als er sich unterstand, neben ihm einzudringen, nahm der ihn beim Arm, zog ihn wieder hinter sich und sagte: „Mon ami, allez a votre étude!“ denn er sah wohl, daß es ein Student war. Das nahm der junge Herr zu großem Verdruß auf. Dieweil aber nun das Gedränge je länger, je größer wurde um den Bischof, der nicht weichen wollte, nahm Herr Gottfried Christoph, der gerade hinter ihm stand, die Gelegenheit wahr, zog ein scharfes Messer heimlich heraus und schlitzte dem Bischof den damastenen Talar von oben bis unten fein heimlich auf; als er aber das vollbracht hatte, machte er sich schleunigst davon in seine Herberge. Daran handelte er weislich; denn gleich darauf hatte der Bischof ausgeschwätzt und ging hinein in den Saal zum König, bei dem er zu tun hatte. Nun waren aber zufällig die Fenster im Saal offen, und weil dem Bischof der Talar von oben bis unten durchgeschlenzt war, so kam ihm der Wind in den Rock und jagte ihn ihm über den Kopf; zog ihn dann der Bischof wieder herunter, so trieb ihn

der Wind wieder in die Höhe. Das geschah so oft, daß der König sich über den Bischof krankachen wollte; den aber verdroß das Gelächter nicht wenig, und er klagte, wie ein Student neben ihm habe eindringen wollen, dem er gewehrt, der habe ihm den Possen getan. Aber der König vexierte ihn noch mehr und sagte: „C'est donc un homme de votre métier.“ Also mußte der Bischof seinen Rock wieder flicken lassen. — Gleichwohl befahl der König, den Studenten zu suchen, aber er war schon davon.

Von altersher und bis in das Jahr, als man zählte 1538, sind der Ratten so viele in Meßkirch gewesen, daß sie oft in Getreide und sonst großen Schaden getan, auch den Leuten viel Unruhe und Mühe gemacht haben; deshalb mußte die Herrschaft und die Stadt viel Fanglohn zahlen; man gab den armen Leuten für jede gefangene Ratte einen Heller aus öffentlichen Mitteln. Herr Gottfried Werner ließ etliche Male St. Ulrichs Erdreich von Augsburg bringen, in der Hoffnung, es werde die Ratten vertreiben, wie der gemeine Glaube ist; aber es wollte nichts nützen. Nun kam in dem obenerwähnten Jahr, kurz vor Weihnacht ein Abenteurer nach Meßkirch, von Brenlingen gebürtig; der erbot sich, wenn man ihm eine gebührliche Belohnung gebe, die Ratten in der kommenden Christnacht aus Meßkirch zu vertreiben und zu verbannen, so daß man in ewigen Zeiten keine mehr in der Stadt sehen und spüren sollte. Weil es nun ein unachtbarer Mann war, so glaubten wenige, daß er etwas ausrichten könne; aber trotzdem verglich sich die Bürgerschaft mit ihm wegen der Besoldung. Es war nicht viel, nicht mehr als vier oder fünf Gulden; die sollten ihm erst bezahlt werden, wenn die Kunst gewirkt hätte. Als nun die Christnacht kam, durchschritt er alle Gassen und Gäßle in dem ganzen Flecken. Das trieb er die ganze Nacht bis Mitternacht, und als man zwölf Uhr läutete, ging er aus der oberen Stadt auf das Marktbrücklein

und verbannte die Ratten aus der Stadt. Was er aber dabei für Zeremonien oder Worte brauchte, das hat niemand gesehen und gehört, denn er ließ niemand zusehen oder zuhören. Er mag aber getan haben, was er wollte; jedenfalls sind die Ratten in der nächsten Woche dermaßen verschwunden und weggekommen, daß man keine mehr in der Stadt gesehen.

Ich will nicht unterlassen, hier ein Wunderwerk Gottes, das sich vor vielen Jahren bei Vertreibung der Ratten in der Stadt Hammeln in Westfalen begeben hat, anzuzeigen, denn es beweist, daß der Allmächtige in seinen Geschöpfen wunderbarlich ist und durch menschliche Vernunft nicht zu ergründen. Vor etlichen hundert Jahren sind die Einwohner der Stadt Hammeln durch eine solche Menge Ratten geplagt worden, daß sie es kaum noch ertragen konnten. Da begab sich's, daß zufällig, vielleicht aus Schickung Gottes, ein fremder unbekannter Mann oder Landfahrer, wie man denn vor Zeiten in unsern deutschen Landen die fahrenden Schüler hatte, dahin kam. Als er die Klage der Bürger vernommen hatte, erbot er sich, sie von den Ratten zu befreien, wenn sie es ihm lohnen wollten. Sie freuten sich über sein Anerbieten und sagten ihm auch seine Forderung, etliche hundert Gulden, gerne zu. Alsdann ging er mit seinem Pfeiflein durch alle Gassen der Stadt, setzte es an den Mund und pfiff. Alsbald sammelten sich die Ratten der ganzen Stadt aus den Häusern und folgten ihm in ungeheuren Haufen auf dem Fuße nach. Er verbannte sie in den nahegelegenen Berg, und in der Folgezeit wurde keine mehr in der Stadt gespürt und gesehen. Also forderte er dem Übereinkommen gemäß das versprochene Geld. Die Abrede gestanden sie ihm zu, sperrten und weigerten sich aber und meinten, dieweil es ihm so wenig Mühe und Kosten gemacht, und er es ohne Arbeit und besondere Kunst verrichtet, so sollte er sich mit einer gebührenden Summe begnügen und weniger nehmen. Der fremde Mann aber beharrte auf seiner Forderung und drohte ihnen, sie würden

ihre Hartnäckigkeit bereuen und später wohl wünschen, ihn zufriedengestellt zu haben. Die Bürgerschaft aber bestand darauf, ihm weniger zu geben. Wie er nun sah, daß sie nicht nachgaben, ging er wieder mit seinem Pfeiflein durch alle Gassen der Stadt, wie vorher; da folgten ihm die kleinen Kinder unter acht oder neun Jahren, die gehen konnten, auf dem Fuße nach vor das Tor; der Berg öffnete sich vor dem unbekannten Mann, und er verschwand darin mit den Kindern. Alsdann schloß er sich wieder und hat später weder den Mann noch eins der Kinder irgend jemand wieder erblickt. Obwohl nun damals ein großer Jammer in der ganzen Stadt entstand, so konnten sie doch nichts tun, als alles dem Allmächtigen befehlen und ihrer eigenen Kargheit und Torheit die Schuld zu geben. Dieser wunderbarlichen Geschichte zum ewigen Gedächtnis schreibt jetzt die Stadt in allen ihren Briefen am Datum nach Christi Geburt die rechte Jahreszahl; daran hängen sie aber „und nach Verlierung unserer Kinder in dem und dem Jahr."

Wiewohl der Freiherrnstand vor vielen Jahren in der deutschen Nation in hohem Ansehen und Würden gewesen (denn der Grafenstand war damals nicht erblich, sondern die Grafen sind der römischen Kaiser Amtleute und Pfleger gewesen), so ist er doch vor ungefähr zweihundert Jahren oder auch etwas mehr in großen Abgang gekommen. Die Grafen wurden nach und nach in ihren Offizien und Vogteien erblich und drängten sich vor den Freiherren hervor, obgleich sie zu dem gleichen Stand wie jene im Reich gehörten. Deshalb nahmen viele Freiherrengeschlechter den Grafentitel an, wie die Herren von Hanau, die Herren von Hohenlohe, die Herren von Lupfen, die Herren von Thengen, von Königstein, Obereisenburg und andere. Die von Helfenstein sind viel ältere Grafen, denn sie schrieben sich ehemals Herren von der Fils. Das gleiche ist von den Grafen von Castell, Mansfeld, Beuchlingen und anderen zu halten. Zu unseren

Zeiten haben die Herren von Westerburg, von Niedereisenburg und die Schenken und Herren zu Erbach auch den Grafentitel angenommen. Der Freiherrnstand war in große Verkleinerung geraten, seitdem auch Kaufleute und solche ganz geringen Herkommens von den römischen Kaisern geadelt wurden. Aus solchen Erwägungen kamen die drei Brüder, Freiherren von Zimmern um das Jahr 1537 zusammen und beschlossen, dieweil ihre Vorfahren vor vierhundert Jahren die Grafschaft Monheim innegehabt und sich danach Grafen von Zimmern schrieben, wofür noch Urkunden vorhanden, im Namen des Allmächtigen den Grafentitel wieder zu erneuern und sich mit Bewilligung der kaiserlichen Majestät von nun an Grafen und Herren zu Zimmern zu schreiben. Weil Kaiser Karl damals in Spanien war, so ließ Herr Wilhelm Werner ihm die Angelegenheit durch Doktor Mathias Held, der früher Beisitzer am Kammergericht gewesen, vortragen. Se. Majestät haben es gnädigst bewilligt mit einem Schreiben, wie es hier folgt:

Wir Karl der fünfte, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Kastilien, Arragon, Legion, beider Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Navarra, Granada, Toledo, Valenzia, Gallizien, Majorika, Hispalis, Sardinien, Cordoba, Korsika, Murcien, Gyenis, Algarbien, Algezieren, Gibraltar, der kanarischen und indianischen Inseln und terrae firmae, des ozeanischen Meers König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, zu Lüttich, zu Brabant, zu Steier, zu Kärnten, zu Krain, zu Lützelburg, zu Limburg, zu Geldern, zu Kalabrien, zu Athen, zu Neopatria und zu Württemberg usw., Graf zu Habsburg, Flandern, zu Tirol, Görz, zu Barcinon, zu Artois, zu Burgund, Pfalzgraf zu Hennegau, zu Holland, zu Seeland, zu Pfird, zu Kiburg, zu Namur, zu Rossilion, zu Ceretania und zu

Zutpfen, Landgraf im Elsaß, Markgraf zu Burgau, zu Oristani und Gotiani, des heiligen römischen Reichs Fürst zu Schwaben, zu Katalonien und Asturien, Herr in Friesland und auf der wendischen Mark, zu Portenau, zu Biskaja, zu Molin, zu Salins und zu Mecheln bekennen für uns und unser Nachkommen am Reich öffentlich mit diesem Briefe und tun kund allermänniglich. Wiewohl die Höhe römischer kaiserlicher Würdigkeit durch Macht ihres erleuchteten Throns mit edlen Geschlechtern und Untertanen geziert ist, jedoch, so dieselben edlen Geschlechter und Untertanen mit Ehre und Würdigkeiten je höher gewürdiget und nach ihrem Verdienen begabt, je mehr derselbige kaiserliche Thron geziert und die Untertanen bei Erkenntnis in Gehorsam behalten und zu adeligen Tugenden, ehrlichen und redlichen guten Taten und getreuem Dienst bewegt werden. So wir dann aus derselbigen Höhe und kaiserlicher Würdigkeit, darein uns der allmächtige Gott nach seinem göttlichen Willen gesetzt hat, auch angeborner Güte und Mildigkeit allzeit geneigt sein, aller und jeglicher unser und des heiligen Reichs Untertanen und Getreuen Ehre, Würde, Stand und Aufnehmen zu betrachten und zu fördern, so ist doch unser kaiserlich Gemüt begehrlicher und mehr geneigt, der Namen, Stamm und Geschlecht in hohe Ehre und Würde zu erheben, die von adeligem, altem Herkommen und von Gott dem Allmächtigen mit Vernunft, Tugend und Geschicklichkeit dermaßen begabt sind, dadurch unser und des heiligen Reichs Ehr und Lob gemehrt wird, und der Voreltern und sie bei unsern Vorfahren, römischen Kaisern und Königen, sich allzeit in getreuer, emsiger und gehorsamer Dienstbarkeit vor andern redlich und ehrlich gehalten und bewiesen haben. Wann wir nun gütlich zu Herzen genommen und betrachtet, das gut, adelig, uralte Herkommen, darinnen wir die edlen unser und des Reichs lieben getreuen Johannes Werner, Gottfried Werner und Wilhelm Werner, Freiherren zu Zimmern, Gebrüder, erkennen, dero Ureltern vor viel hundert Jahren in dem Stand, Ehr und Würde der Freiherren gewesen, auch oftmals hohe Fürsten

und andere fürstliche, treffliche Geschlechter sich zu ihnen zu verheiraten beflissen, also daß dasselbige Geschlecht der Herren von Zimmern nicht allein von altersher, besonders je und allwegen, den hohen vorgehenden Grafen sonder einigen Unterschied, denn allein des Namens, gleich gehalten worden, auch bei unsern Vorfahren, römischen Kaisern und Königen und unserem löblichen Haus Österreich in hohem Ansehen gewest ist, dazu auch die stete Liebe, Anhang und getreu, fleißig, willige und nützliche Dienste, die ihre Vorfahren jetzt gemeldeten unsern Vorfahren, desgleichen sie, die drei Gebrüder, uns und dem heiligen Reich in vielweg und sonderlich gedachter Wilhelm Werner, erstlich in Verwaltung unser und des heiligen Reichs Hofgericht zu Rottweil bei zwanzig Jahr lang, und nachmals an unserm kaiserlichen Kammergericht als Beisitzer nun bis an das zehnte Jahr, mit allem Fleiß und Darstreckung ihrer Leib und Güter getreulich und fruchtbarlich erzeigt und bewiesen haben und noch täglich ohne Unterlaß tun und hinfürder zu tun willig sich erbieten, auch wohltun mögen und sollen, darum zu etwas Ergötzlichkeit solcher ihrer und ihrer Voreltern angenehm und getreuen Diensten, andern zu Beispiel und Anreizung zu guten, adeligen Tugenden, uns und dem Reiche zu dienen und aus viel andern redlichen trefflichen Ursachen, uns dazu bewegende, dadurch dies uralt Herkommen Geschlecht der Herren von Zimmern allein des Namens halber nicht unterdrückt und mit der Zeit verkleinert werden möge, so haben wir mit wohlbedachtem Mut, zeitigem Rat und des Reichs Fürsten, Grafen, Edeln und lieben Getreuen, und rechtem Wissen den obgemeldeten Johann, Gottfried und Wilhelm Werner die Gnade getan, auch Freiheit gegeben und wollen, daß sie und alle ihre eheliche Leibeserben und derselben Erbenserben, für und für, in Ewigkeit, Manns- und Frauenspersonen, Grafen und Gräfinnen zu Zimmern heißen und seien, auch dieselbige Herrschaft Zimmern, wie sie bisher gewest und desselbigen ihres Titels unverändert in ein Grafschaft gemacht, doch daß sie uns, unsern Nachkommen und dem Reiche

von wegen solcher Grafschaft getreu, gehorsam und gewärtig sein und alles tun, das getreuen Grafen und Herren des Reich zu tun gebürt; daß auch obberührte Herrschaft Zimmern mit allen ihren Zugehörigen, Herrlichkeiten und Obrigkeiten nun hinfüro in Ewigkeit eine Grafschaft geheißen sein und alle Gnade und Freiheit haben soll, die andere Grafschaften im Reich haben, von allermänniglich unverhindert und gebieten darauf allen und jeglichen Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen, Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Landvögten, Vitztumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räten, Wappenkundigen, Ehrenholden, Perseveranten, Bürgern, Gemeinden und samt allen andern unsern und des heiligen Reichs Untertanen und Getreuen, in was Würden, Stand oder Wesen sie sein, wissentlich und festiglich mit diesem Briefe und wollen, daß sie obgemeldete Johann, Gottfried und Wilhelm Werner, ihre ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben, Manns- und Frauengeschlecht, für und für, ewiglich Grafen und Herren, Gräfinnen und Frauen zu Zimmern, nennen, heißen, schreiben, titulieren, ehren, achten und halten und sie ihre eheliche Leibeserben und derselben Erbenserben für und für, ewiglich, auch die gemeldete Grafschaft und Herrschaft Zimmern, mit allen ihren Zugehörungen, Herrlichkeiten und Obrigkeiten bei dieser unser kaiserlichen Freiheit, auch aller andern Gnaden, Freiheiten, Gewohnheiten, gänzlich und beruhiglich bleiben, dessen alles genießen und gebrauchen lassen, dawider nicht tun, hindern, irren, noch das jemand andern zu tun gestatten, in keiner Weise oder Wege, als lieb einem jeden sei, unser und des Reichs schwere Ungnade und Strafe und dazu eine Poen, nämlich hundert Mark reinen Golds zu vermeiden, die ein jeder, so oft er freventlich hiewider täte, uns halb, in unser und des Reichs Kammer, und den andern halben Teil den obgemeldeten Johannes, Gottfried und Wilhelm Werner und ihren ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben, Grafen und Herren zu Zimmern, zu bezahlen ver-

fallen sein sollen, mit Urkund dieses Briefs, besiegelt mit unserm kaiserlichen anhangenden Insiegel, geben zu Fillen Franken, am 24. Tag des Monats Mai, nach Christi unsers lieben Herrn Geburt fünfzehnhundert und im achtunddreißigsten Jahr, unsers Kaisertums im achtzehnten und unserer Reiche im dreiundzwanzigsten Jahre."

Der Brief mochte kaum aus Spanien in Augsburg angekommen sein, da schickte Graf Gottfried Werner schon seinen jungen Vetter, Graf Froben Christoph, nach Augsburg, um ihn zu erheben. Wie er nun dorthin kam in die Herberge zum Strebel, war es eines Samstags, abends. Unter anderen Gerichten gab es ein großes Essen frischer und wohlgebratener Krammetsvögel. Nun hatte der alte Herr, Graf Gottfried Werner, seinem Vetter einen Diener mitgegeben, der hieß Jakob Gechinger, ein sonderbares aber weit gewandertes Männle. Vor dem fürchtete sich der Graf und durfte die Krammetsvögel nicht essen, ebenso wie der Gechinger vor ihm; jeder fürchtete sich, der andere werde ihn daheim wegen des Fleischessens verraten. Also trug der Wirt die herrlichen Krammetsvögel wieder vom Tisch und setzte sie witzigeren Leuten vor. Der Gechinger hat dann später oft gesagt und hoch beteuert, es habe ihn all sein Tag nichts so gereut, als daß er damals die Krammetsvögel so unversucht hingehen lassen.

Es ist hier anzufügen, daß die drei Brüder sich wegen der Wiederannahme des Grafentites freilich ebensowenig einigen konnten wie in andern Dingen; denn Graf Johannes Werner zog seinen Brüdern zum Verdruß die ganze Geschichte ins Lächerliche und nannte sich Graf Michel von Klein-Ägypten, einem Zigeuner nach, der vor Jahren also geheißen sein wollte.

Graf Gottfried Werner wollte nicht nur, daß man ihn Graf und Herr zu Zimmern schriebe, sondern auch, daß man ihm in der Anrede ein solches Prädikat gebe; deshalb beredete er seine Untertanen soviel als möglich, daß sie sich die ungewöhnliche Anrede angewöhnten. Die Verständigen

hielten es für eine große Torheit, die Nachbarn aber lachten darüber und trieben viel Gespött damit, und wenn einer sagte: „Gnädiger Graf und Herr!“ so wurde geantwortet: „Gnädiger Gauch und Geck, Geck und Gauch!“ So lange er lebte, war man ganz gewohnt, so von ihm zu reden; seine Erben haben viel Mühe gehabt, es bei den Untertanen abzustellen.

Im Herbst 1539 brach in Speyer ein so großes Sterben aus, daß alle Kammergerichtspersonen nach Wimpfen hinüberwichen und dort bis in das andere Jahr hineinblieben; alsdann kamen sie wieder nach Speyer. Es kam den guten Herren vom Kammergericht zum Teil recht seltsam vor, in Wimpfen wohnen zu müssen, denn sie hatten dort nicht den guten neuen Rheinwein, mußten sich vielmehr mit dem sauern Neckarwein behelfen. Darum war dort, wo sie zur Kost gingen, bei Tisch immer ein Schreien und Fordern nach einem Wein, der nicht sauer wäre. Doktor Lienhart Hochmüller, Prokurator am Kammergericht, von Gerspach gebürtig, ein wunderschleckhafter Mann, der Schweinenes, Wildbret, Säumagen und alle guten Käse gern aß, hatte an dem Neckarwein großes Mißfallen. Wenn er dann in Wimpfen die Knaben auf der Gasse den neuen Wein ausrufen und loben hörte: „Guten Wein! süßen Wein! starken Wein! kühlen Wein!“ so rief er: „Sauern Wein! Mosthannsenwein! kuhwarmen Wein! nichtsnutzigen Wein!“

Es war ein Johannitermeister zu Speyer, einer von Hatstatt, der ist auf ein hohes Alter gekommen und hat seine Tage einst zu Rhodos wohl verbracht im Kampf gegen die Türken und Ungläubigen. Und obwohl er ein weltweiser, hochverständiger Herr war, so hatte er doch wunderbarliche Ansichten über die Religion, die sich auf die menschliche Vernunft und das mohammedanische Fatum bezogen.

Er wollte nicht, daß eine Hölle oder ewige Verdammnis wäre, meinte, der allmächtige Gott wäre so unmild und unbarmherzig nicht, daß er einen Menschen, so bös er auch sein möge, ewiglich verdamme, sondern es würden die Sünden im Fegfeuer gebüßt mit harter und schwerer Peinigung, und in solcher Weise würden alle Menschen letztlich, es wären gleich Juden, Heiden, Türken oder Christen, selig, niemand ausgenommen. Deshalb schalt er auch die lutherischen oder evangelischen Predikanten, daß sie das Fegfeuer bestritten und den allmächtigen Gott zu einem Tyrannen machen wollten. Er gab ein Beispiel: Ein getreuer, guter Vater, der viele Söhne hatte, der zog den einen zu dem, den andern zu jenem Handwerk. Wenn nun der Söhne einer oder mehrere nicht gerieten und folgten, so strafte er sie väterlich nach eines jeden Verschulden, aber er begehrte nicht, daß der Sohn deshalb ewiglich verloren sein oder mit dem Tode büßen müßte. — Es war seine Meinung, daß alle Menschen, welchen Standes und welcher Religion sie sein möchten, schließlich selig, aber zuvor im Fegfeuer wohl gerollt würden. Es stunden ihm solche Reden gar holdselig an, wenn er sagte: „Ich wollte zu unserem Herrgott sagen, wenn er mich verdammen wollte: ‚Du tust mir unrecht, du bist mir und allen Sündern den Himmel schuldig. Hab' ich unrecht gehandelt, so strafe mich darum im Fegfeuer und mache mich darnach selig!'" Er hatte einen alten Knecht, der hieß Kunz; er war viele Jahre bei ihm gewesen und von Jugend auf mit ihm erzogen worden, so daß er ihm am meisten vertraute, auch sein Geld und anderes, was ihm kostbar war, zu verwahren gab. Wie nun der Knecht auch alt wurde, wie sein Herr, ward er krank; und die Krankheit nahm täglich zu, so daß er schließlich sterben mußte. Nun besorgten die andern Diener, der Herr würde, wenn er es erfahre, sich sehr bekümmern und vielleicht gar auch den Tod davon haben. Sie verwandten also allen Fleiß darauf, um es ihm zu verbergen, aber am Ende merkte er es doch. Eines Tages sagte er plötzlich, als ob der Diener noch lebte: „Wohlan, Kunz, bist du ge-

storben? Du hast wahrlich recht daran getan, du bist viel Unfalls überhoben, zudem juckt dich die Haut nicht mehr." Der Herr Meister war ein kranker Herr und mit vielen Gebrechen behaftet, so daß er selten einen Imbiß oder Nachtmahl über am Tisch bleiben konnte, ohne nicht einmal oder zweimal aufzustehen und so ab und zu zu gehen. Wenn er aber spielte, so konnte er einen halben Tag lang oder etliche Stunden in der Nacht ruhig dabeibleiben, ohne daß ihn sein Anliegen störte oder verhinderte, worüber sich alle verwunderten, namentlich aber die, die um sein Leiden wußten. — Kurze Zeit danach ist der gute Herr Meister auch gestorben, ganz voller Tage, wie die Schrift vom Jakob sagt. Im Regiment folgte ihm Herr Jörg Schilling, der von Jugend auf zu Rhodus im Orden war, vielen guten Taten beigewohnt hatte und sich so hielt, daß er unter der deutschen Nation damals der Vornehmste war, weshalb er nicht zu Unrecht erwählt wurde.

Graf Jörg von Helfenstein veranstaltete einmal zur Sommerszeit ein Bankett zu Speyer in einem schönen Lustgarten vor der Stadt, dazu hatte er den Herrn Kammerrichter, den Herrn Schilling, auch sonst viele Ehrenleute geladen. Unter andern Gästen war da ein Beisitzer aus Westfalen, einer von Amelunx, der ward gleich voll und wollte sauledern und balgen. Er wurde von Graf Jörg und andern viel gebeten, es für diesmal bleiben zu lassen, auf die ehrliche Gesellschaft Rücksicht zu nehmen und sich doch nicht so zu vergessen. Aber es wollte alles nichts nützen. Alle Gäste hatten mit dem unruhigen martialischen Mann zu tun, der eine sagte das, der andere jenes; der gute Herr Meister aber rief: „Werft den vollen Bruder die Stiege hinab! tut ihm weiter nichts!" Er wurde aber doch übel traktiert und davongeschleppt. Aber der Herr Meister wollte nur, man solle ihn die Stiege hinabwerfen und sich auch weiter nicht berichten lassen, unangesehen man im Garten war und keine Stiege zur Hand, auf der man sein Urteil an

dem ungeschickten Sachsenkerle hätte vollstrecken können. — Graf Wilhelm Werner, den Kammerrichter, hat er mehrmals zum Morgen- oder Nachtmahl überfallen, auch manchmal Braten, Krammetsvögel und guten welschen Wein mitgebracht. Sie luden einander viel zu Gast. Einmal aßen sie miteinander in des Kammerrichters Haus, der Herr Meister erzählte von Rhodos der Stadt, wie sie von dem Türken Soliman belagert und beschossen wurde, auch was sich dort weiter zugetragen. Nun meinte er aber, er rede das in seiner Behausung, wo er die Stadt und die Insel hatte an die Wand malen lassen, zeigte an die Wand und sprach: „Wie ihr das an der Wand deutlich gemalt seht!" obwohl nur eine glatte Wand dastand und nichts darauf war. Er ist Kaiser Karl wohlbekannt gewesen und hat einen gnädigen Kaiser an ihm gehabt. Ein Beweis dafür ist, daß ihn der Kaiser vor allen Kurfürsten und Fürsten auf dem großen Reichstag zu Augsburg[13] so hoch rühmte und lobte wegen seiner guten Taten, die er gegen die Türken, Mohren und andere Ungläubigen auf dem Meere oftmals bewiesen. Auf diesem großen Reichstag zu Augsburg sollte er auch seine Regalien empfangen und andere seinen Orden betreffende Angelegenheiten ordnen. Nun ließ ihn eines Tages der Kaiser vor sich rufen. Nun war er aber gerade bei einem Bankett gewesen und hatte einen guten Trunk getan, so daß ihn die Grafen und Herren so nicht gehen lassen durften. Man hielt den Kaiser mit Listen auf, bis er ein wenig ausgeschlafen hatte. Darauf ist er zu dem Kaiser gegangen und wie man sagt, wohl bestanden. Nach ihm wurde ein Bombast von Hohenheim Meister, der in der Freundlichkeit seinen Vorgänger, den Schilling, bei weitem nicht ersetzte, weshalb er auch keinen so guten Willen erlangte. Man ließ ihn die Backen blähen und einen blauen Fürsten sein; wen die Notdurft nicht dazu trieb, ist seiner müßig gegangen, denn er hat den frommen Schilling, seinen Vorgänger, wo er konnte, verkleinert. So geht es in der Welt und wie Martial sagt: „Non videmus, mantice quid in tergo sit."

Inzwischen war Graf Froben Christoph in Meßkirch. Seinem Herrn Vater aber mißfiel es sehr, daß er ohne Geheiß und Befehl wieder heimgekommen war. Jedoch Graf Gottfried Werner war wohl damit zufrieden und beredete auch seinen älteren Bruder, daß er ihn bleiben ließ, obwohl der seinen Unwillen deshalb nicht verbarg. Der junge Herr hielt sich deshalb so gut er konnte von Falkenstein fern, denn er hatte dort nicht viel Gunst und Sicherheit zu erwarten. Er suchte auch gleich wieder Geld zu bekommen und des Jahrgelds besser versichert zu werden; alsdann wollte er sich wieder davon machen, denn er war selbst nicht gern daheim. Es standen damals die Sachen so, daß er auch gar nicht viel Lust hatte, lang daheim zu bleiben. Sein alter Vetter, Graf Gottfried Werner, gab ihm sein Jahrgeld samt einer stattlichen Verehrung; das sollte ihm dann von seinem älteren Bruder zur gelegenen Zeit schon wieder zugestellt werden. Er brachte auch sonst noch Geld zusammen, so daß er auf anderthalb Jahre in der Fremde gefaßt sein konnte. Er wäre gern nach Italien auf eine hohe Schule gegangen, entweder nach Padua oder nach Bologna, nicht allein des Studiums, sondern auch der Sprache wegen und um das Land, von dem soviel geschrieben und gesagt wird, sehen zu können. Das alles berichtete er dem alten Herrn ganz umständlich, aber der wollte ihm nicht raten, sich allein nach Italien zu begeben; er schlug es ihm ab wegen der großen Kosten, der Unsicherheit, teueren Verhältnisse und wegen des ungesunden Klimas und aus vielen andern Gründen, die er ihm aufzählte und die der junge Herr seinem alten Vetter nicht widerlegen durfte oder wollte. Deshalb entschloß er sich, demnächst wieder nach dem Niederland zu ziehen, dort seine Angelegenheiten zu ordnen und mit dem Präzeptor, den er in Löwen gelassen hatte, wieder nach Frankreich oder auch nach Spanien an den kaiserlichen Hof zu reisen. Damit verabschiedete er sich zu Meßkirch, das geschah zu Anfang des November im Jahr

1539. Sein Herr Vetter, Graf Gottfried, wollte ihn mit Knechten und Reitern auf die Reise versehen, aber in Bedacht, daß er vorher den Weg auf der Herreise ohne alle Diener gefunden, so wollte er Gott vertrauen und sich wieder allein auf den Weg begeben. Bei der Abreise mußte er zu Falkenstein durchreiten. Dieweil aber sein Herr Vater und er sich miteinander nicht vergleichen konnten, so blieb er allda nur über Nacht; am Morgen früh schied er, schrieb aber zuvor mit Kreide einen Spruch aus der Schrift an die Wand: „Der Stein, den die Werkleute verwarfen, ist zu einem Eckstein gemacht worden", und seinen Namen darunter. Wenige Tage darauf, als der alte Herr im Schloß herumging, fand er die Schrift und las sie. Er nahm den Spruch zu großem Verdruß auf und beklagte sich bei den Verwandten darüber, obwohl es damals dabei blieb. Die Schrift war aber nicht allein an dem Unwillen schuld, sondern es steckte noch etwas anderes dahinter; es war nämlich damals eine seltsame Haushaltung zu Falkenstein, die dem jungen Herrn wehe tat. Und obwohl es nun weislicher gewesen wäre, zu schweigen und sich zu mäßigen, auch die Zeit zu erwarten, die doch schließlich kam, als der Allmächtige ein Begnügen hatte an der langwierigen Miserie und dem Unfall des Zimmernschen Geschlechts, so konnte der junge Herr sich doch nicht zurückhalten. Er ließ sich aufreden und erzählte mehrmals die Geschichte, die sich zu Zeiten König Karls VII. von Frankreich zu Tours begab. Dieser König Karl und sein Sohn Ludwig, als König der elfte dieses Namens, wohnten meistens zu Tours in einem Lusthaus, genannt au plessis, und obwohl König Karl auf ein gutes Alter gekommen war, und von seiner Gemahlin zwei Söhne, den König Ludwig und seinen Bruder, den Herzog Karl von Berry hatte, so ließ er doch die Königin, seine Gemahlin, sitzen und nahm sich ihrer nicht an; sie wurde in allem verschmäht. Aber eine zu Tours, man hieß sie nur la belle Ameta, erhielt der König mit großer Pracht, mit vielen Jungfrauen und anderem Gesinde; mit denen ritt sie jeden Tag zur

Kirche. Die Königin hatte darob, wie nicht unbillig, großes Mißfallen und Leid, das sie einmal ihrem älteren Sohn, Herzog Ludwig, dem Dauphin, klagte. Der Sohn war nicht über vierzehn Jahre alt, nahm sich aber diese Schmach, die seiner Frau Mutter bewiesen wurde, so hoch zu Herzen, daß er ihr verhieß, er wolle sie rächen, wenig bedenkend, was daraus folgen könnte. Des andern Tags nun, als die schöne Ameta zur Kirche ritt, machte er sich mit seinem Hofgesind auf den Weg und begegnete ihr. Sie zog ihr sammetnes Barett ab und neigte sich gegen ihn, wie der vornehmen Frauen Brauch in Frankreich war. Er aber war nicht unbehend, rückte auf sie zu, ergriff sie beim Kragen und zog sie mit aller Kraft unter das Roß, mit der andern Hand schlug er ihr ins Gesicht, daß ihr Mund und Nase übergingen und bluteten, und wenn ihn nicht seine Hofmeister und Hofjunker zurückgehalten hätten, so wäre er auch über sie hinweggeritten. Es gab gleich einen Auflauf; der eine stellte sich auf diese, der andere auf jene Partei, aber die älteren Herren und Adeligen, die bei dem Dauphin waren, erschraken und konnten sich wohl denken, was daraus folgen werde. Darum nahmen sie eilends ihren Herrn und ritten mit ihm nach Burgund. Als der alte König von dem Vorfall hörte, ergrimmte er über den Sohn und befahl, ihm nachzueilen, denn er wollte ihn ins Gefängnis werfen. Aber die Verfolger hatten keine große Lust, ihn anzutreffen und so kam der Dauphin davon. Sein Vetter, Herzog Philipp von Burgund, erhielt ihn etliche Jahre am Hof, so lange König Karl lebte und er nicht nach Frankreich durfte. — Diese Geschichte erzählte nun der junge Herr mit etwas Affekt, wie denn die Jugend zu tun pflegt. Das ward alles dem alten Herrn — vielleicht noch mit hinzugefügten Worten — hinterbracht. Das verursachte den großen Unwillen und das Mißtrauen, das in dem alten Herrn stets lebendig blieb und nie nachgelassen hat.

Früher ist es in einem ähnlichen Fall noch großmütiger zugegangen. Das geschah zu Lichtenberg um das Jahr 1352, da verließ Herr Hanemann von Lichtenberg sein Eheweib, war eine geborene Gräfin von Leiningen, die ihm Söhne und Töchter geboren hatte und nahm eine andere zu sich, die hieß man nur Frau Leisa; von der erhielt er auch Kinder. Sie lag immer dem guten Herrn in den Ohren, ihre Kinder auch für ehelich zu erklären und mit den andern als Erben einzusetzen. Weil aber sein ehelicher Sohn, Herr Heinrich von Lichtenberg, das nicht zugeben wollte, so enterbte ihn der alte Herr. Das bedünkte die andern von der Verwandtschaft und besonders Graf Emich von Leiningen, des jungen Herrn Oheim, eine unbillige Sache; darum taten sie sich zusammen und einmal, wie sich Herr Hanemann dessen am wenigsten versah, kamen sie auf Lichtenberg und nahmen vor seinen Augen die Hure Frau Leisen und warfen sie über die Mauern zu einem Laden hinaus. Sie starb an dem Fall, den alten Herrn aber führten sie gefangen mit sich davon. Er wurde etliche Zeit bei seinem Schwager, Graf Emich, gefangen gehalten, und wollte er wieder ledig sein, so mußte er sich verpflichten, sein Eheweib wieder zu sich zu nehmen und das Testament zu vernichten. So gewalttätig haben sich einst die Alten bewiesen, weil sie den Vorteil hatten, daß sie in solchen Fällen ihre Agnaten und Verwandten auf ihrer Seite hatten, die ihnen dazu halfen, oder doch wenigstens durch die Finger sahen.

Weil nun, wie oben gehört, im September eine Epidemie in Speyer ausgebrochen und die Kammergerichtspersonen deshalb nach Wimpfen übergesiedelt waren, so reiste Graf Froben auf dem nächsten Weg dorthin, um seinen Oheim, Graf Wilhelm Werner, zu besuchen. Er verweilte dort einen Tag und erhielt Briefe von seinem Prä-

zeptor aus Niederland. Die waren auf der ordinären Post gen Rheinhausen und von dort nach Wimpfen gekommen. Darin wurde unter anderem gemeldet, daß die kaiserliche Majestät sicher aus Spanien fortziehe ins Niederland wegen der heimlichen Meutereien; es sei ein Vertrag geschlossen worden mit dem König von Frankreich, wonach ihn der durch sein Land passieren lassen wolle. Graf Froben reiste von Wimpfen zu Philipp Echter und von dort zu Schiff nach Köln. Hier traf er einen niederländischen Kaufmann, mit dem reiste er bis Maastricht. Als sie vor Köln kamen, begann ganz plötzlich eine grausame Kälte, in der Graf Froben, als er eines Morgens in aller Frühe nüchtern ausgeritten war, so erfror, daß er zu Herlum, einem großen Dorf, das den Herzögen von Jülich gehört, unter den Gaul fiel, auch weder gehen noch stehen konnte. Man brachte ihn in ein Wirtshaus und sobald er ans Feuer kam, wurde ihm ohnmächtig. Man legte ihn aufs Bett und die Weiber und die Mägde rieben ihm die Hände und die Arme, bis er wieder ein wenig zu sich kam. Dem guten jungen Kaufmann, der mitritt, war gar angst bei der Sache, obwohl er ihn nicht kannte. Nach etlichen Stunden, als er sich wieder erholt und zu Morgen gegessen hatte, schieden sie von dannen. In Maastricht trennten sie sich; der Kaufmann nahm seinen Weg gen Lüttich, der Graf aber reiste nach Tungen und Löwen. Den Frost hat er später sein Leben lang empfunden, obwohl ihm später noch einmal etwas Ähnliches begegnete. Er kam am zweiten Dezember abends nach Löwen und fand den Präzeptor in einer neuen schönen Behausung, die man nur zu unserer schönen lieben Frauen nannte.

Das Glück hatte den Grafen wohl behütet, daß er nicht einen Monat oder etliche davor nach Löwen gekommen war, denn es hatte sich inzwischen ein großer Aufstand begeben, in den er vielleicht auch mit den andern Studenten verwickelt worden wäre. Es handelte sich um einen Augustinermönch, einen Friesländer, einen gelehrten Doctor theologiae. Der war ein rechter Katholik, denn er ist mir wohlbekannt

gewesen, weil er aber großen Zulauf hatte von den deutschen Studenten und in seinen Predigten und Lektionen Worte einfließen ließ gegen die Mißbräuche, die in der Kirche einrissen und sie so schändlich entstellten und schändeten, so hatte er den Brei versalzen, besonders bei den Standonicis und Magistris zu Löwen. Die mochten das nicht leiden und zeigten ihn deshalb an. Der Mönch war unerschrocken, meinte mit der Schrift sich zu verteidigen, er stehe auf des Papstes Seite, setze in die kirchlichen Ordnungen keinen Zweifel oder Mangel, sondern wolle nur die öffentlichen Mißbräuche und Laster tadeln, wie das St. Bernhard zu seiner Zeit auch getan. Aber es half ihm nichts, die Pfaffen und andere Theologen, auch die Mönche und Orden verklagten ihn zu Brüssel am Hof wegen Ketzerei. Also wurde dem Prätor zu Löwen, der sich sonst mit den Studenten und namentlich den Deutschen, zu denen der Mönch auch gezählt wurde, gut stand, befohlen, ihn zu verhaften und nach Wilfort zu schicken. Der Prätor zeigte sich gutwillig und verhaftete ihn. Sobald die Kunde davon aber unter die Studenten kam, wurden sie aufgeboten; es kamen nicht allein die deutschen Studenten, sondern auch von den andern Nationen eine große Anzahl zusammen, bei 1500. Die waren zum größten Teil gut bewaffnet, die Bürger halfen heimlich auch dazu, denn der Mönch stand sehr in Gunst. Sie hatten das große Haus, Hispania genannt, das am Markt liegt und in dem der Mönch gefangen gehalten wurde, so umzingelt, daß es dem Prätor unmöglich war, den Mönch herauszubringen, außerdem sah die Sache nach einem großen Aufruhr aus, und daß nichts Gutes daraus entstehen werde; denn die Studenten hatten sich alle vereinigt, ihr Leben allda zu lassen, damit ihnen ihre Freiheiten nicht verkümmert und vergewaltigt würden. Der Aufruhr währte etliche Tage, während derer sich der Prätor nicht sehen lassen durfte, er wäre sonst zerrissen worden. Also mußte die Regierung zu Brüssel ein Einsehen haben und die Studenten wurden wieder beruhigt. Den Mönch ließ man frei, jedoch unter

der Bedingung, daß er sich hinwegpackte. Also nahmen ihn etliche Studenten zu sich und führten ihn nächtlicherweile aus der Stadt und brachten ihn davon. Er ist danach gen Mainz gekommen. Gott weiß, wie es ihm weiter ergangen. Schade ist es, daß er, nachdem er so wohl studiert, keinen Herrn hatte, der ihm seine Zunge um etwas hätte mäßigen können, denn er hätte einen rechten Prädikanten gegeben, der einem großen Potentaten seine Mängel mit verdeckten und höflichen Worten hätte anzeigen können. Wie er weg war, ist hernach der Dechant zu St. Peter in Löwen viel ruhiger als zuvor gewesen. — Dieser Studentenlärm begab sich in der Zeit, da Graf Froben Christoph zu Hause weilte, denn er hätte sich sonst mit den andern Studenten auch gegen die Regierung in Brüssel annehmen müssen, denn er hatte bei dem Mönch viele öffentliche Lektionen über Pauli Briefe an die Römer gehört.

Er blieb nicht länger als einen Monat in Löwen, weil es gar nicht seine Absicht war, beharrlich in den Niederlanden zu bleiben; er redete deshalb im Vertrauen wegen seiner spanischen Reise mit Cornelius Schepperus, einem vornehmen Mann bei Kaiser Karl und in den Niederlanden, der auch oft in Spanien gewesen war. Der riet ihm ab, aus zwei Gründen; erstens, weil Kaiser Karl abgereist war und in zwei Monaten schon in Brabant sein würde, weshalb er vom Hofwesen in Spanien nicht viel erfahren könne; und zweitens, weil ihm die Sprache doch nicht besonders dienlich, dafür aber das Reisen in Spanien sehr beschwerlich und unerquicklich sei. Und am Schluß seiner Argumente gegen Spanien sagte er: „Spanien ist der Berg des leibhaftigen Hochmuts und das Tal des Elends; glücklich der, der es niemals gesehen." Er riet ihm aber, sich für ein Jahr oder darüber nach Frankreich zu begeben, an einen Ort, wo nicht viele Deutsche seien und außerdem sich zu eilen, damit er den Kaiser noch in Frankreich antreffe. Es war

auch noch ein Grund vorhanden, der die Abreise beschleunigte; die alte Markgräfin von Chiffri hatte nämlich eine junge Base bei sich erzogen, die sie gern noch zu Lebzeiten ausgesteuert hätte; sie fädelte also allerlei Intrigen ein und hätte sie gern dem jungen Grafen angehängt. Aber der Präzeptor, Magister Christoph Mathias, war ein getreuer und geschwinder Mann, der konnte wohl merken, wo die Sache schließlich hinauswolle; deshalb beförderte er die Abreise in aller Stille, so daß sie am 29. Dezember 1539 plötzlich von Löwen aufbrachen und ihren Weg über Brüssel, Bergen, Valenciennes, Cammerach, Peronne, Senlis und Noyon auf Paris zu nahmen. Sie hofften den Kaiser noch dort anzutreffen, aber er war damals schon beim Aufbrechen. Wie Graf Froben Christoph durch die Kuriere das erfuhr, zweigte er von der Straße ab nach Chantilli, einem Wasserschloß, das dem Konnetabel Montmorency gehört und zu dem der Kaiser geleitet werden sollte. Von dort reiste der Graf nach St. Denis und blieb dort über Nacht, denn der Kaiser und der König sollten mit dem ganzen Hoflager an dem Tag dort ankommen, wie auch geschah, freilich bei dunkler Nacht, denn der König hatte eine Lustjagd bei Paris abgehalten, die sich so lange hinzog, sonderlich in der Winterszeit, weil die Tage so kurz sind. Kaiser Karl hat freilich seinen Einzug mit Fleiß so verzögert, um den vielen Ehrenbezeugungen zu entgehen; er ist manchmal mit wenigen Reitern zu einer andern Pforte ein- oder ausgeritten. An demselben Abend wurde der Graf von den Quartiermachern aus drei Herbergen vertrieben, bis zu einer armen Witwe Hüttlein, da hofften sie ungestört zu bleiben. Es kam aber anders, denn alle Viertel der Stadt waren verteilt und das Häuslein lag in dem lutherischen Quartier. Spät in der Nacht, als der Graf und sein Präzeptor noch am Kamin saßen, kamen die Lakeien, Knechte und allerlei unnützes Gesinde, die zu dem Herzog und Kardinal von Lothringen gehörten, und wollten nun diese Kammer auch einnehmen. Der Graf und der Präzeptor wollten es aber nicht zulassen

und es kam schließlich nach langem Wortwechsel so weit, daß sie ihre Büchsen in der Kammer zurecht machen mußten. Das konnten die canailles draußen durch die Spalten wohl sehen, also zogen sie ab und ließen sie in ihrer Kammer in Frieden. Des andern Tags nach der Messe, als dem Kaiser der Schatz durch die Kardinäle von Bourbon und Lothringen gezeigt worden war, reisten der Kaiser, der König und das ganze Hoflager nach Chantilly zu dem alten Konnetabel. Der Kaiser hätte wohl nicht schlechter gekleidet sein können, als in schwarzes schlechtes Tuch, einen gewöhnlichen Filzhut auf, kein Seidenwerk an, nur an einer Schnur trug er seinen Orden, das goldene Vließ. Bei den Verständigen gab es freilich keinen Anstoß, aber der gemeine Haufen zog es in eine Verachtung und Gespött, als ob er so karg wäre, oder so arm. Der Kaiser kam schnell durch Frankreich, und wenn das nicht geschehen wäre, so hätte er vielleicht um das ganze Niederland kommen können, denn es war ganz darauf angelegt. Die großen Herren hatten mit revoltiert, aber es kam hernach anders; man setzte sie auf Sammet, wie es seitdem oft geschehen, wenn die Potentaten die ehrlichen Geschlechter verschont haben. Damals dämpfte Kaiser Karl die Rebellion mit seiner Ankunft im Lande und es ist wahrlich ein gewagtes Stück gewesen, dergleichen zu unsern Zeiten nicht geschehen. Aber dem Kaiser ist es wohl geraten. Der alte König von Frankreich hatte ihm seine beiden Söhne, darunter den Dauphin, auch den Herzog von Orleans und den Konnetabel Montmorency bis an die Grenze des Königreichs entgegengeschickt, um ihn zu empfangen und sicher zu geleiten. Von einem namhaften Herrn hörte ich, der Dauphin habe unterwegs dem Kaiser seinen älteren Bruder vorgehalten, dem der Antonius de Leva Gift gegeben, gleich als ob es auf Befehl und Anstiften des Kaisers geschehen sei. Wie mag dem guten Kaiser zumute gewesen sein, als er diese Reden bei der Tafel hörte im Beisein des Konnetabels, der vor dem Tisch stand, aber gleich ein anderes Thema mit dem Kaiser zu besprechen anfing, um diesen

Reden ein Ende zu machen? Der fromme Kaiser hatte keinen einzigen Offizier bei sich, der zu ihm gehörte, sondern alle waren des Königs von Frankreich geheimste und vertrauteste Leute; die haben ihm gedient und sonst niemand, solange er in Frankreich war. So hatte es der Vertrag vorgesehen. Ich weiß auch, daß der Kaiser nicht über hundert Reiter bei sich hatte, die zu ihm gehörten, denn sein ganzes Hofgesinde ist entweder vor oder nach ihm einhergezogen. Viele seltsame Händel sind ihm auf der Reise begegnet, so daß er etliche Male schon meinte, es sei ihm Gift gegeben worden. Aber der alte Franziskus hat Farbe gehalten, und wie man glaubt, hat das der Konnetabel von Montmorency zuwege gebracht, auch die Gräfin von Penthièvre, die man sonst Herzogin von Estampes nannte. Der Kaiser soll ihnen beiden später großen Dank bewiesen haben. Als der Kaiser durch Orleans reiste, ließ der Dauphin einem Edelmann in sein Haus einbrechen und seine junge Tochter, die noch unverheiratet war, mit Gewalt davon führen. Auf die nächste Nacht, als der Kaiser schlafen gehen wollte, brachte er sie in sein Gemach und präsentierte sie selbst, wünschte dem Kaiser eine gute Nacht und ging wieder davon. Der Kaiser fragte sie um alles und als sie ihm weinend berichtet hatte, daß sie ihren Eltern geraubt worden sei, ließ er sie noch in derselben Nacht durch seinen vertrautesten Diener aus der Kammer sicher und ehrbarlich zu ihren Eltern führen und ihr tausend Kronen als Heiratsgut geben, welches doch wahrlich eine kaiserliche Tat von ihm gewesen, weshalb der Lichtenberger mit Recht von ihm sagte: „Pudicus facie regnabit ubique.“ Diese Tat ist freilich den Franzosen damals eine seltsame Speise gewesen und sie haben dergleichen von ihren Herren, den alten wie den jungen, nicht viel erfahren. Möglich, es habe hernach ganz Frankreich solche gottlose, gewaltsame Handlungen entgelten müssen. Kaiser Karl also kam sicher und heil durch Frankreich ins Niederland und der König und die Königin gaben ihm bis an die Grenze das Geleit. Warum aber diese

Freundschaft zwischen Kaiser und König sich bald darauf so sehr geändert, das ist von anderen beschrieben worden und hier nicht dienstlich. Als nun der Kaiser, auch der König Franziskus, mit allem Hofgesinde St. Denis verlassen hatten, reiste Graf Froben Christoph auch ab und wandte sich nach Paris, wo er seine beiden Brüder wohl und gesund antraf. Hier ist er geblieben bis nach den Osterfeiertagen und den Studien obgelegen. Sein älterer Bruder aber, Graf Johannes Christoph, reiste gleich nach der Fastnacht ab und nach Straßburg, um seine Residenzen dort und in Speyer wieder abzuhalten. Seinen jüngeren Bruder, Graf Gottfried Christoph, ließ er in Paris. Der verharrte dort auch bis nach Ostern, alsdann reisten die beiden Brüder miteinander nach Angiers in Anjou. Sie wählten diesen Ort nach langer Beratschlagung, weil dort die wenigsten Deutschen waren und sie deshalb die Sprache am ehesten lernen konnten. Sie machten sich in aller Stille auf den Weg und kamen nach Orleans; weil aber dort damals eine große Anzahl deutscher Studenten weilte, gaben sie sich nicht zu erkennen und blieben nur über Nacht. Am andern Morgen bestellten sie sich in aller Frühe einen großen Nachen am Fluß, um nach Blois und Amboise zu fahren. Zu allem Glück waren einige Franzosen am Wasser, die auch nach Blois begehrten und zur Beschleunigung der Fahrt halfen. Nachdem sie ihr Gepäck aus der Herberge hatten holen lassen und selbst eingestiegen waren, fuhren sie an dem Tag ganz glücklich nach Blois, obwohl sie so spät dort ankamen, daß die Tore schon geschlossen waren und sie in der Vorstadt in einem Fischerhäuslein übernachten mußten. Was in derselben Nacht für eine seltsame Kirchweih gewesen, davon wäre viel zu sagen. Am Morgen, es war ein Sonntag, wollte der eine Teil in dem liederlichen Haus bleiben, die andern wollten in die Stadt hinauf in eine Herberge und nach langen Unterhandlungen mußte man weichen und die ganze Gesellschaft ritt a beau pieds sans lance in eine Herberge. In der Stadt blieben sie einen Tag oder zwei, besahen das

Schloß und die schönen Gärten. Hernach reisten sie abermals zu Schiff nach Amboise und Tours. Daselbst, dieweil es ein lustiges, schönes Wesen, wie in der ganzen Tourraine, waren die Brüder des Willens, eine Zeitlang zu bleiben. Die Wahl tat ihnen aber weh, denn sie hätten auch Angiers gern gesehen und ebenso von dort aus Poitiers; deshalb fuhren sie in wenigen Tagen die Loire hinunter gegen den Pont du Sel, und dieweil Angiers eine Stunde Wegs von der Loire im Gelände liegt, und eine rechte Fürstenstadt ist, so gingen sie hinein. Damals waren keine Süddeutschen da, dafür aber viele Flamländer und Niederländer; deshalb nahm sich auch ihrer niemand an, außer Hieronymus Laurinus, einem ehrlichen Mann aus der Stadt Bruck in Flandern. Sein Stiefvater war der Cornelius Schepperus, von dem oben berichtet wurde, Kaiser Karls vertrauter Rat, den er zu vielen Gesandtschaften gebrauchte, ja, wie ich glaube, sein leiblicher Sohn, denn er hatte Angesicht, Leib und Gestalt danach. Ich hörte auch damals von Flamländern sagen, seine Mutter sei eine gar schöne Frau, die bei der alten Frau Margarete, Kaiser Karls Schwester, viel am Hof gewesen und durch Vermittelung des Kaisers dem alten Schepperus sei vermählt worden. Der Laurinus also gab den beiden Grafen und ihrem Präzeptor so gute Auskunft über Angiers, das sie daselbst blieben und weiter nicht begehrten. Es war auch damals ein alter Schuhmacher dort, ein Flamländer, der sein Handwerk noch trieb, hieß Meister Michel; er hatte nicht viel Gesinde, aber eine hübsche junge Tochter. Der flickte sich bei männiglich ein, weil er gut Deutsch, auch sonst viele Sprachen konnte.

Durch den Rat des Hieronymus Laurinus und des Meisters Michel bekamen die Herren eine Herberge und den Kosttisch an einem stillen und wohlgelegenen Ort bei einem Advokaten am geistlichen Gericht, namens Monsieur de la Riviere. Der hatte eine edle Frau, die auch vormals schon verheiratet und gesetzten Alters war, aber so höflich, verständig und wohlberedt, daß sie in der ganzen Stadt vor

allen andern Frauen sonderlich gerühmt wurde. Auch zwei Freiherren aus den Niederlanden waren damals zu Angiers, aus dem Geschlecht von Merode, die nahmen sich der Grafen viel an in aller Freundschaft und luden sie zu Gast. Nun hatten sie aber einen Präzeptor, einen hoffärtigen Mann, der auf niemand als auf sich selbst hielt, namens Magister Girard. Der und der Zimmernsche Präzeptor konnten sich nicht miteinander vertragen und es war, um deutlich davon zu reden, nur eitel Narrenwerk und allein um die Hoffart zu tun, welcher gelehrter wäre, und wo jeder promoviert habe; schließlich wollte keiner mehr mit dem andern reden. Dadurch kamen die Herren auch auseinander, so daß sie sich manchmal zwei Monate lang nicht sahen. Es war ein Präzeptorenkrieg und die Herren hätten sich nicht darum kümmern sollen.

Weil sich aber nun die jungen Herren von allen Süddeutschen so abgesondert hatten, so hielten sie es schließlich auch für gut, sich voneinander zu trennen, um dem Studium der französischen Sprache fleißig und ohne Verhinderung obliegen zu können. Also wurde dem jungen Graf Gottfried Christoph Herberge und Tisch bei einem Priester und Pfarrer zu S. Maurilio bestellt. Dieser Pfarrer hatte einen jungen Priester und Gehilfen im Haus, ein junges, mutwilliges Volk; der tat dem jungen Herrn allerlei Schalkheiten und Bubereien; desgleichen tat der ihm auch. Wie nun einmal der junge Priester voll auf dem Tisch lag und weil er ihm zuvor gerade wieder ein paar Streiche gespielt hatte, so schlug er ihm einen spitzigen, eisernen Nagel neben zu durch den einen Daumen und heftete ihn damit an die Tafel. Der Pfaffe erschrak im Schlaf, erwachte durch den Schmerz und wollte sich aufrichten; da konnte er die Hand nicht vom Tisch bringen. Aber als der Graf und die andern seiner genug gespottet, da wurde er wieder befreit. Und weil es nun damals in Frankreich eines der allergrößten

Verbrechen war, einen Priester zu verletzen, so ist es wohl zu denken, daß es, wären nicht auch Franzosen und andere mit im Spiel gewesen, der deutschen Nation zu Angiers genug zu schaffen gemacht hätte. So aber wurde es vertuscht und ging als ein Spaß hin. Unlängst danach richtete aber der verletzte Pfaffe dem Grafen ein anderes Spiel zu; denn als er sah, daß er zu Zeiten abends nach dem Nachtessen in der Loire zu baden pflegte, wo immer eine große Menge Volks badete, so stiftete er einige von den jungen Leuten an, sie sollten sich zu dem jungen Herrn gesellen und ihn wenn möglich dermaßen tunken, oder unter Wasser halten, daß er soviel Wasser tränke und so schwach würde, daß er dabei bleiben müsse. Den Anschlag setzten sie auch ins Werk, trieben aber ihr Abenteuer so grob und unverschämt, daß es der Graf merkte. Und wie sie auf ihn zu schwammen, um ihn recht zu tunken, da verlieh ihm der Allmächtige soviel Gnade, daß er mit Gewalt von ihnen kam, und fürderhin auf das Wasserbad verzichtete. Das alles geschah ohne Wissen seines Bruders, Graf Froben. Christophs und des Präzeptors. Als sie aber durch andere davon unterrichtet wurden, da ward dem jungen Herrn eine andere Herberge bestellt, bei einem Pfarrer zum heiligen Kreuz; das war ein frommer, aufrechter Mann und ein Deutschenfreund, daneben aber ein so verhurter Pfaffe, wie man wenige finden mochte. Man gab den Grafen deshalb in Kost und Herberge bei ihm, weil vier oder fünf Holländer auch dort wohnten, gesetzte Leute, die sich erboten, sich seiner in Treuen anzunehmen.

In diesem Jahr, Anno 1540, war ein sehr heißer Sommer, der nicht nur in Deutschland, sondern noch viel mehr in Frankreich und anderen heißen Gegenden seine Kraft zeigte. Es herrschte damals eine so unnatürliche Hitze zu Angiers, daß sich die ältesten Leute auf kein ähnliches Jahr besinnen konnten. Eine Epidemie brach herein und eine

Vergiftung der Luft, und wenn auch diese Seuche nicht gerade die Pest war, so war es eine Art von Dissenterie, aber noch viel sorglicher und gefährlicher. Wen die Krankheit befiel, der mußte sterben und wenn er gleich alle Pflege hatte, sich mäßig und ordentlich hielt und alle Arzneien anwendete; kein Mittel konnte ihm helfen. Es starben eine große Anzahl Franzosen an dieser Krankheit, Reiche und Arme; sie verschonte auch die Niederdeutschen nicht und nahm eine nicht geringe Anzahl der Vornehmsten unter ihnen hinweg. Um sich vor der Gefahr der Ansteckung zu hüten, gab es kein besseres Mittel, als sich ordentlich halten, Obst und kalte Speisen meiden und wenig unter das Volk oder an die Luft kommen. Deshalb beschlossen die beiden Brüder, für die nächste Zeit in ihren Herbergen zu bleiben und, wenn dem einen Teil etwas zustöße, es den andern sofort wissen zu lassen, damit man gleich Hilfe bringen könne. Es stand nur wenige Tage an, da ließ sich der junge Herr, Graf Gottfried Christoph, von dem Obst, das man dort besonders wohlschmeckend hat, überwinden; er versuchte es, worauf ihn auch gleich eine sorgliche Ruhr überfiel. Weil er sich aber wegen dieses Exzesses fürchtete, so wollte er es weder seinem Bruder, noch dem Präzeptor sagen lassen. Er begab sich selbst, so schwer es ihn auch ankam, zu einem Apotheker, der in der Nähe wohnte, klagte ihm seine Not und bat ihn, sich seiner anzunehmen. Und obwohl es nun in Frankreich in den Städten verboten ist, daß ein Apotheker, oder sonst einer, der nicht auf einer hohen Schule promoviert hat, sich der Arznei annehme, so ließ sich doch der Apotheker, ein gütiges, altes Männle, durch das Geld und des jungen Herrn Torheit und Unverstand überwinden und machte ihm eine Arznei; die gab er ihm nach dem Nachtessen selbst, jedoch mit dem Bescheid, er solle hernach nichts mehr essen und nichts mehr trinken. Der Graf war froh und versprach dem Apotheker, sich wohl zu halten. Als er aber weg war, begann ihn so sehr zu dürsten, daß er glaubte, er könne es nicht mehr aushalten. Darum nach langem

Bedenken befahl er sich Gott und ließ sich ein paar Flaschen von dem stärksten und besten Anguinerwein bringen; dazu rief er einen Holländer, der im Haus wohnte, einen Kanonikus von Utrecht, namens Meister Baldovi. Mit dem unterhielt er sich und probierte die Flaschen, worauf sich beide zur Ruhe begaben. Und obwohl eine solche unordentliche Kur bei einem andern unfehlbar tödlich und rettungslos ausgefallen wäre, so schlief der junge Herr doch das Übel aus, es war wie weg, er wurde gesund, worüber sich männiglich hoch verwunderte. Die verständigen Leute sagten, er sei von Gott entweder zu etwas Besserem oder zu etwas Ärgerem bestimmt, weshalb ihn sein Schicksal für diesmal erhalten. Alles ging vor sich, ohne daß sein Bruder, oder der Präzeptor, die doch in der Nähe wohnten, auch nur das Geringste davon merkten oder wußten, und sie wunderten sich sehr, als nach einigen Tagen der Laurinus ihnen alles berichtete. Der Präzeptor, dem die Last und die Bürde auf dem Hals lag, nahm es nicht als Spaß auf, sondern ging in die Herberge, um zu hören, wie es mit dem jungen Herrn stand. Da erfuhr er alles, wie es gegangen war. Des Apothekers Kühnheit verdroß ihn sehr, daß er sich unterstand, einem so jungen Menschen ohne weiteres Arznei einzugeben; deshalb bedachte er sich nicht lange, sondern ging gleich nach seinem Laden. Der Apotheker wunderte sich nicht wenig, was der Deutsche mit dem großen Bart bei ihm wolle. Der schalt in großem Zorn französisch auf ihn los, nannte ihn einen Bösewicht und langte mit der Hand in den Laden hinein, um ihn beim Kopf zu erwischen. Der aber wich schnell aus und sagte: „Herr, ich bin kein Bösewicht, sondern ein Ehrenmann." Weil er aber sah, daß der Präzeptor in den Laden eindringen wollte, so schlug er die Bank zu und ging ins Haus hinein, wollte dem Deutschen keine Antwort mehr geben. Ja, auch etliche Zeit danach kam er nicht mehr in seinen Laden, denn er fürchtete sich immer vor dem Deutschen mit dem großen Bart. Es wurde ihm nicht viel Geldes für seine Arznei, und ich glaube, wenn die Geschichte

vor die Fakultät der Ärzte gekommen wäre, so hätte man den alten Gauch gestraft und ihn gelehrt, sich mit seinem Beruf zu begnügen und sich der Arzneien nicht weiter anzunehmen. Weil es aber doch gegen den Spruch der Allergelehrtesten zum besten abgelaufen war, so freute man sich und besonders auch der Kostherr, der Pfarrer zum heiligen Kreuz.

uf den Winter begab sich der ältere Herr mit dem Präzeptor nach Tours; Graf Gottfried ließen sie bei dem Pfarrer zum heiligen Kreuz. Sie wohnten bei einem Domherrn zu St. Gatran, hieß Herr Hans Schabart; dort hatten sie Wohnung und Kost und konnten sich mit der Hälfte der Kosten wie in Angiers durchbringen; wenn dann wieder frisches Geld aus Deutschland käme, wollten sie wieder nach Angiers und sich dann dort schon schadlos halten. Also blieben sie den Winter über in Tours und wurden wohlgehalten, wie es denn Sitte ist in allen Landen, daß die Pfaffen und Domherren schleckerhaft sind und wohlleben. Gleich nach Weihnachten, Anno 1541, fiel der Graf in eine tödliche Krankheit. Aus welcher Ursache aber das geschehen und zugegangen, das kann ich nicht unterlassen, hier zu erzählen. Es hatte der junge Herr von Jugend auf Lust und Willen zu allen verborgenen Künsten, in denen er sich auch, so viel ihm möglich war, wohl übte. Als er aber nach Angiers kam und den Hieronymus Laurinus kennen lernte, da fand er bei dem erst die rechten Autoren, die sonst an wenigen Orten zu finden sind, nämlich die Bücher des Hermes von den vierundzwanzig Figuren nach den Stunden, des Polemäus von den Siegeln und Ringen, des Arnold de Novavilla von den zwölf Siegeln, des Bayelis, Balenis, Behencetri, Belini, Thebitis, Bencorati, auch Petri de Albano von den Figuren und Siegeln und Ringen, von mancherlei Arten und Tugenden. Zu dem allen hatte er den rechten Schlüssel, den man nennt Salomonis, auch die rechten Scripta des

Cornelius Agrippa von der heimlichen und verborgenen Philosophie. Diese Bücher wurden teils bei Tag, teils bei Nacht abgeschrieben. Woher sie aber dem Laurinus gekommen sind, das kann ich auch nicht unterlassen, zu vermelden. Es ist zu wissen, daß der große Albertus in seinem Alter das Bistum Regensburg verließ und zu den Predigern nach Köln zog, wo er die übrige Zeit seines Lebens mit Lesen und Schreiben zubrachte, und wo er schließlich auch starb und begraben wurde. Mit dem Albertus kamen diese und viele andere wunderbarliche Autoren nach Köln und wurden lange für einen großen Schatz gehalten, was sie ja auch wirklich sind, wenn es bei der Theorie bleibt und die Praxis nicht versucht wird, die ohne Zweifel wider Gott ist, auch selten zu Gutem gebraucht wird. Als nun Bischof Hermann von Köln ans Regiment kam, der zu allen Studien und Künsten eine besondere Neigung hatte, auch gelehrte Leute und Studien so viel als möglich förderte, brachte er diese Autoren auch in seinen Besitz und hielt sie in seiner Privatbibliothek in hohem Wert. Wie dann etliche Zeit danach Cornelius Schepperus von der Regierung in Brüssel oft zu dem Kurfürsten mit Botschaften geschickt wurde, kam er bei ihm in solche Gunst, daß er ihm die Autoren abzuschreiben erlaubte. Und von dem nun konnte sie der Laurinus als von seinem Stiefvater leichtlich erhalten. Auf solche Weise kamen diese Autoren, die sonst an wenigen Orten in Europa jetzt gefunden werden mögen, nach Angiers in die Hände des Grafen Froben. Als er sie selbst abgeschrieben und durch andere hatte abschreiben lassen, las er sie mit solchem Fleiß und Ernst, daß er in Kürze mit Hilfe des Schlüssels und der Schriften des Cornelius Agrippa so unterrichtet wurde, daß er selbst Experimente anstellen konnte. Man suchte sich einen stillen Ort dazu aus, und das war eben das Haus des Schabart in Tours; da waren weder Kinder, noch sonst Gesinde, sondern ein stilles Wesen. Fürs erste wurde ein Experiment aus dem Hermes mit allen dazu gehörigen Instrumenten und Beschwörungen in der zweiten Stunde des Tages vorgenommen.

Als aber am dritten Tag der Graf wieder beim Experimentieren war, da überfiel ihn ein so heftiges Lendenweh, daß er von allem lassen mußte. Er konnte nichts essen, in der Nacht nicht schlafen, das verursachte alles der große Schmerz in den Lenden. Des andern Tags kamen Hitzen dazu, und es ließ sich gerade so an, als ob sich alles zu einem Fieber ziehen wolle. Deshalb fragte man einen erfahrenen Arzt, der nach eingehender Untersuchung auch nicht anders glaubte, als es sei ein Fieber. Und wie nun die Ärzte in Frankreich gewöhnlich bei Fiebern verfahren, so tat auch der; er begann die Kur mit Digestiven, einer Purgation und einem Aderlaß zu der Leber. Der Graf wurde aber unangesehen aller Arzneien immer schwächer. Unterdessen ließen sich die Kinderblattern an der Stirne, an den Armen und den andern Extremitäten sehen, die stachen deutlich hervor. Weder der Medikus noch sonst jemand hatte das vorher wahrgenommen. Wem war damals ängstlicher zumut, als dem Arzt, daß er so vorschnell gehandelt hatte? Er mußte selbst bekennen, daß es ganz gefährlich stünde. Er durfte keine Arzneien mehr gebrauchen, denn die zuerst angewendeten waren durch die herausdringenden Blattern in den Leib zurückgezogen worden, außerdem war durch den Aderlaß das Blut gänzlich erzürnt. Er wußte nicht mehr aus und ein, und mußte den lieben Herrgott und die Natur wirken lassen; dabei war der Graf so schwach und blöd, daß der Präzeptor und alle Anwesenden auf alles gefaßt waren. Der Graf selbst versah sich keiner Gesundheit mehr, dachte wohl, es werde an den Kragen gehen und erkannte auch, daß Gott damit sein Verschulden strafe. Als er nun zwei Tage lang in der größten Schwäche gelegen hatte und niemand mehr auf sein Aufkommen hoffte, da erwies ihm doch der Allmächtige die Gnade, daß die Natur und die Jugend die Krankheit überwanden; und hatte man vorher mit den Arzneien und dem Aderlaß den Körper gereizt und erzürnt, so stieß er es jetzt wieder aus. Es waren Blattern, die man mit der Lepra hätte vergleichen können; das Haupt, der Oberkörper,

die Arme und Hände, auch die Unterschenkel und Füße waren alles wie ein Kuchen, das ganze Gesicht wie mit einer Rinde bedeckt und dick voll Eiter und Geschwüren. Ich habe nie einen Aussätzigen gesehen, der einen so schrecklichen, abscheulichen Anblick geboten hätte, wie der junge Graf. Bei alledem konnte der Medikus keinen andern Rat und Trost geben, als das Herz zu stärken und dafür zu sorgen, daß die Kammer wohl geheizt sei. Außerdem war er beständig besorgt, die Augen und das Gesicht freizuhalten, die sicher auch verschwollen wären, wenn man sie nicht zeitig mit in Gerstenwasser gesottenem Safran bestrichen hätte; denn so weit das Wasser kam, zeigte sich keine Blatter. Außer den Schmerzen aber, und daß weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe war, sondern stets ach und weh, daß sich der Kranke nicht im Bett bewegen oder umdrehen konnte, sondern wie ein Toter dalag, außer alldem war am unerträglichsten der große Gestank, der stets um und bei ihm war und alles künstliche Räucherwerk weit übertraf. Aber es mußte gelitten sein. Gleichwohl, als der Geruch am ärgsten wurde und die Schmerzen am größten, gab der Arzt die Versicherung, daß, wenn der Allmächtige nicht etwas Übernatürliches wirke, die Krankheit in wenigen Tagen beendet und eine beständige Gesundheit und langes Leben darauffolgen würde. Das ließ man nun eine Rede sein; aber der Arzt war froh, daß der Graf beim Leben blieb, weil ihm alles schuld gab und sagte, er habe durch sein unverständiges Eilen die Krankheit verschlimmert. Wie das Blut drei Wochen oder beinahe einen Monat gewütet hatte, da ließ es schließlich doch nach und die Schuppen fielen von der Haut wie Eichenrinden.

Als nun die Sorgen und der Schmerz der Krankheit vorüber waren, nahte sich die Fastnacht, und die Zeit kam, wo Herr Antoni Bärmann, Kaufmann zu St. Niclasport gen Paris kommen sollte, um dem Grafen sein Jahrgeld,

das er von Doktor Hans Tuschalin erhalten, zu überliefern. Damit nun der Termin nicht versäumt würde, oder das Geld in andere unrichtige Hände käme, mußte der Präzeptor nach Paris reisen, um den Bärmann daselbst zu erwarten. Inzwischen blieb der Graf zu Tours und hielt sich auf die Krankheit hin nach dem Rat der Ärzte, wodurch er in Kürze seine Kräfte und Gesundheit wieder erlangte. Allein es hatte noch den Mangel, daß ihm das ganze Gesicht wie mit einer Eichenrinde überzogen und mit Flecken und Narben bedeckt war, was, wie er glaubte, ihm vielleicht schaden könne, wenn er plötzlich nach Deutschland berufen würde, einer Heirat wegen; denn er sah aus, als ob er die spanische Räude gehabt. Um dem vorzubeugen, fragte er den Arzt um Rat. Sie gaben ihm ein Pflaster, um es über Nacht aufs Gesicht zu legen und alsdann wieder abzutrocknen. Er wendete es einige Zeit an, aber es half nichts, ja es machte das Gesicht ganz weiß, so daß die roten Flecken jetzt recht deutlich hervortraten.

Bald darauf kaufte er ein Roß und schied von seinem Kostherrn in Tours und reiste allein nach Paris, um Erkundigungen einzuziehen, wie die Sachen mit dem Jahrgeld stünden. Der Bärmann war noch nicht angekommen, dafür waren aber Briefe mit Nachrichten aus Deutschland da. Daraus konnte er ersehen, daß ein Edelmann, Christoph von Landenberg, Graf Gottfried Werner abgesagt hatte. Der Graf unterrichtete die beiden jungen Herren von dieser Fehde und warnte sie, sich wohl vorzusehen, damit sie nicht durch Verrat, oder sintemalen der Adel aneinanderhängt, in Gefangenschaft gerieten. Diese Warnung erhielten sie von ihres Herrn Vaters Bruder, ihr Herr Vater nahm sich darum nichts an und schrieb ihnen nichts davon. Diese Fehde und die sonderbaren Händel, die damals unter den Studenten zu Paris ausgebrochen waren, veranlaßten den Grafen, nicht dortzubleiben, sondern sich nach Angiers zurückzubegeben,

um seinen Bruder zu warnen und in größere Sicherheit zu bringen, denn man mußte noch auf das Geld warten. Alsdann wollten sie sich unverzüglich nach Deutschland aufmachen. Wie wenige Tage auch Graf Froben Christoph zu Paris weilte, so erfuhr es doch Graf Antonius von Schauenburg, seiner guten alten Gesellen einer; der besuchte ihn, und als er von seiner Krankheit vernommen, sprach er unter andern Scherzreden: „Potz Drüsen, lieber Bruder! ich hab' mein Tag törichtere Blattern nie als auf dieses Jahr bemerkt, denn wiewohl du, solang ich dich kenne, den großen getreulich nachgewandelt bist, so hast du sie doch meines Wissens nie bekommen. Die kleinen Blattern aber sind in der Irre umgegangen und an dich angestoßen, darum darf ich wohl sagen: Allez a rebours! Jedoch, was nicht geschehen ist, kann noch werden, damit du doch auch als ein Edelmann wieder heimkommst." Das war nach französischer Art gesagt, denn man heißt in der Sprache die spanische Räude die großen Blattern und die richtigen Blattern die kleinen, auch wird im Gespött nur der für einen Edelmann geschätzt, der die großen Blattern gehabt. Sie schieden beide in guter Freundschaft voneinander, und obwohl Graf Froben Frankreich früher verließ, so blieb der Graf von Schauenburg auch nicht mehr lang da; er kam wieder nach Köln und wurde da, nach dem Tode seines Bruders Erzbischof Adolf, Kurfürst.

Graf Froben reiste von Paris ab in der Absicht, sich vor einem Monat nicht in Angiers sehen zu lassen, sondern sich auf dem Weg im Verborgenen aufzuhalten. Er ließ den Präzeptor in Paris auf das Geld warten und begab sich unversehens und ganz allein, wie er früher auch schon getan hatte, auf den Weg. Welch seltsame Dinge ihm da begegneten und was für sonderbare Gesellschaft er auf dem Wege hatte, davon wäre wohl ein besonderes Kapitel zu schreiben. Er hatte ein Roß; für das hatte er in Tours samt Sattel und Zaum fünf Kronen bezahlt; das war ein

solcher Zwerg, daß es die Füße nicht zwei Finger vom Boden aufhob. Auf der Chaussee, wo alles eben ist, war es freilich nicht gefährlich, aber über den Schwarzwald oder den Appenin hätte der Graf nicht damit reisen dürfen. Mit selbigem Roß machte der Graf seiner Gesellschaft von Franzosen und englischen Kaufleuten viel Kurzweil und Gelächter; freilich wußten sie nicht anders, als daß er ein Deutscher und ein Schüler sei. Lag ein Stein im Weg, so schrieen sie: „Garde, Monsieur! seht euch vor, Herr! ihr werdet fallen." Oft geschah es, daß der Gaul in die Knie fiel; wenn das aber passierte, so stand er gleich wieder auf, und als ob er's verstünde, daß er unrecht getan, und solches mit Höflichkeit wieder einbringen wolle, so tat er allweg ein kleines Sprüngle darauf und einen lauten Furz; darüber wollten sich dann die Kaufleute schier krankachen. Alle lobten das Roß allein des guten Schwanks halber; der eine wollte zehn, der andere zwölf Kronen darum geben, wollten's verschenken und damit großen Dank verdienen. Als sie nun miteinander nach Tours kamen, bot sich dem Grafen Gelegenheit, den Landweg zu verlassen und zu Wasser weiterzureisen. Darum bot er den Kaufleuten das Roß höflich feil, aber die Schwatzleute wollten's nicht, sagten, sie könnten es ohne große Ungelegenheit nicht heimbringen. Am nächsten Morgen schieden sie, die einen nach Britannien, die andern nach Poitou. Der Graf verkaufte das Roß seinem Wirt für hundert Sol, und es war noch nicht einmal so viel wert. Alsbald bestellte er einen Nachen und ließ sich nach Saumur fahren. Da blieb er in der kleinen Stadt und ging zu einem Prokurator die heilige Zeit über in Kost. Aber er konnte nicht bleiben, weil ihm der Prokurator eine Tochter verheiraten wollte, und er noch andere Gefahren besorgen mußte. Er machte sich heimlich auf den Weg und fuhr bis Pont-du-Sel hinunter. Daselbst blieb er auch einige Tage in einer unscheinbaren Herberge und wartete auf den Präzeptor; hier trafen sie sich auch am Osterabend. Der brachte das Jahrgeld mit für beide Brüder. Graf Froben war nicht über zwei Monate

in Angiers, da versah er seinen jüngeren Bruder, Graf Gottfried mit allem Nötigen. Zudem weilten damals einige Süddeutsche dort, besonders zwei Brüder von Schellenberg, Konrad und Gebhard, die erboten sich, sich seiner mit allen Treuen anzunehmen, wie sie auch dann taten. Alsdann schied er von ihm, um sich wieder nach Deutschland zu begeben. In Paris war er insgeheim von Vertrauten, des Landenbergers wegen, gewarnt worden, der sollte einige Reiter verhohlen nach Frankreich geschickt haben, mit dem Befehl, zu sehen, ob sie den älteren Herrn nicht gefangen nehmen könnten; deshalb mußte er sich wohl vorsehen. Er begab sich mit dem Präzeptor wieder nach Paris und blieb da nicht länger als einen Monat, und obwohl die Deutschen und andere merkten, daß er nach Deutschland wolle, so schlug er doch den Weg auf Lyon und die Eidgenossenschaft zu ein, zweigte aber wieder ab und ritt durch die Champagne und durch Lothringen auf Starburg und Zabern zu. Daselbst war kurz vorher Bischof Wilhelm gestorben. So reiste er fort, bis er um St. Jakobstag in Meßkirch anlangte.

Wenn nun auch dieses Kapitel zu der Zimmernschen Historie nicht besonders dienstlich ist, so mag doch hier von den Sitten und Bräuchen am französischen Hof einiges gesagt werden, über die sonst niemand berichtet, weil keiner seinen Mund in den Himmel legen will. Ich achte aber, daß einer, der Historien schreiben will, sich nicht scheuen darf, das, was er von glaubwürdigen Leuten gehört, ohne Scheu und unverschleiert aufzuzeichnen, und damit dem Gedächtnis zu befehlen; denn wie sollten wir sonst von den alten Kaisern, Königen und anderer hohen Potentaten löblichen Taten oder auch tyrannischen, grausamen Lastern Kenntnis haben? Wenn das Königreich der Franzosen schon etliche vornehme Könige gehabt, so ist doch der König Franziskus, der erste dieses Namens, unter die Vornehmsten zu rechnen. Er hat das Reich hoch erhoben und gefördert, daneben

aber freilich auch wieder in Nachteil und Schaden gebracht. Was er zu Lebzeiten der Krone zubrachte, das haben viele beschrieben, was er aber dagegen für Länder verlor oder was an ihm nicht zu loben war, wer täte davon im geringsten Meldung? Solches aber sind nicht Historiker, sondern Panegyrici, die nur melden, was man gern hört und das Bittere überhupfen; der göttlichen Wahrheit aber kann niemand, er sei gleich hohen oder niederen Standes, widerstehen. So meldet z. B. auch keiner von dem großen Abgang, in den der Adel unter diesem König geriet. Er hat die vornehmsten Güter entweder für die Krone eingezogen oder sie ad dies vitae unnützen und schändlichen Leuten gegeben oder zu nützen vergönnt. Und obwohl nun seine Vorfahren die ältesten Fürstengeschlechter Frankreichs nach und nach schon ausgereutet hatten, so war doch das edle Haus der Bourbon noch begütert und ein einziger Erbe vorhanden, Herzog Karl. Um seiner fürstlichen Hofhaltung willen erlangte er wenig Gnade bei dem König, denn er hatte bessere Pferde, bessere Musiker und Trompeter, als der König selber. Dieweil er aber noch unverheiratet war, so trug ihm der König ganz unverfroren seine Mutter Ludovika an, wodurch er hoffen konnte, daß er keinen Erben bekäme; damit wäre dann das mächtige Fürstentum der Krone schließlich auch anheimgefallen. Dem guten Herzog aber war damit nicht gedient; er schlug dem König seinen Antrag ungern ab, aber er wollte sich nicht mit einem solchen alten Weib behängen. Er gab also dem König höflich zur Antwort, er sei gewillt, sich mit einer jungen Fürstin zu verheiraten, von der er Kinder zu erwarten habe, was von des Königs Mutter nicht zu verhoffen sei, weil sie schon eines ziemlichen Alters; er bedankte sich jedoch bei dem König für die erzeigte Gnade. Der König ließ den Herzog aber gar nicht ausreden, sondern fiel ihm unüberlegt ins Wort: „Ach, Vetter, ihr braucht euch darum nicht zu sorgen, ihr werdet noch Kinder genug von ihr erhalten, denn es ist noch nicht über zwei Jahre her, daß sie eines gehabt.“ Der Herzog war nicht unbehend und

sagte: „Herr König, so ist sie eine Hure, die ich erst recht nicht will." Diese Rede verdroß den König so hoch, daß er in großem Zorn dem Herzog eine Ohrfeige gab. Der ging davon, setzte sich auf die Post und machte sich eilends aus dem Staube; begab sich bald darauf in die Dienste Kaiser Karls. Er ist hernach nicht mehr nach Frankreich gekommen. Wie es ihm weiter ergangen ist, das ist von vielen beschrieben; aber das Herzogtum Bourbon nahm der König ein, und es ist noch heutigestags der Krone einverleibt. Damit war das Fürstentum auch verschluckt. Was geschah aber? Der Herzog von Bourbon war nicht die kleinste Ursache, daß der König hernach vor Pavia gefangen ward. Als er über das Meer nach Spanien geführt wurde und gerade absegelte, habe er, so erzählt man, ein schönes Barett, das kostbar mit Kleinoden und Edelsteinen geziert war, ins Meer geworfen und gesagt, so ihm Gott das Leben verliehe, wolle er es dort wieder holen. Und als er dann wieder ledig wurde, ließ er in der Normandie ein wundergroßes Schiff bauen, um sein Versprechen einzulösen. Aber der Allmächtige fügte es anders, denn das ungeheuer große Schiff konnte nicht von der Stelle gebracht werden, mußte fast verderben. Es begegnete dem König auch sonst so vielerlei, daß er des Baretts und der Armada ganz vergaß. Damit blieb ein Unternehmen auf sich beruhen, das sonst sicher keine kleine Bewegung in Europa veranlaßt hätte.

Mit der einzigen Ohrfeige vertrieb der König damals den Herzog Karl, der ihm doch in seinem Königreich viel nützlicher gewesen; denn Kaiser Karl hätte in Frankreich nicht so viel ausrichten können, wenn der Herzog von Bourbon nicht auf seiner Seite gestanden. So übersehen eben die hohen Potentaten zu Zeiten ihre Sachen auch so grob, wie die gemeinen Leute; wie man denn spricht, daß es keinen Weisen gibt, der keine kleine Torheit begehe. Mit einer solchen Ohrfeige hat der König auch den Kardinal von Lüttich

verloren. Der war ein Graf von der Marca und hatte all sein Tage zur französischen Partei gehalten; der Ursache wegen aber fiel er zu Kaiser Karl ab. Dem führte er auch alle Intrigen in Frankfurt, daß er gegen den Willen Frankreichs zum römischen König erwählt wurde. Freilich war es ein hochmütiger, übelredender und spitziger Pfaffe, der nicht nur die Ohrfeige wohl verdiente, sondern auch, daß man ihm die Stiege mit dem Kopf voran gewiesen. Das zeigte sich bei dem Bankett zu Augsburg auf dem großen Reichstag Anno 1530, wo er manches Schandwort von so ehrlichen Fürstinnen redete. Namentlich wie er Herzog Wilhelms von Bayern Gemahlin sah, sagte er auf die unverschämteste und gröbste Manier, was glatt im Angesicht, wäre dahinter nicht ungeschaffen. Man mußte oder wollte ihn damals seines frommen Herrn Kaiser Karls wegen schonen; ich weiß nicht, wie es sonst zugegangen wäre. Aber auf eben diesem Reichstag fand er seine Antwort bei Herzog Hans Friedrich von Sachsen, der später Kurfürst wurde; denn als jedermann der Religion wegen zum Frieden redete, kam der Kardinal zu dem jungen Fürsten und sagte: „Ihr lutherischen Fürsten wollt zu keinem Ziel, man kann euch nur mit roter Tinte dazu bringen." Der Fürst war nicht unbehend und sagte: „Wohl zu Frieden, Herr! Gebt aber acht, daß euch die Rubrik nicht unter die Augen spritze!" Ich glaube, wenn es stattgehabt, hätte er ihm die lange Kutte, wie billig, gestäubt. Was aber Frankreich anbelangt, wie können die Sitten an Hof und Land anders sein, als die Potentaten geartet sind? Der König selbst hat von seiner Jugend an viele Frauenhändel gehabt; denn sobald er König wurde, pflegte er, wo er nur in der Stadt eine schöne Frau oder Jungfrau wußte, nachts dort maskiert einzukehren. Selten ist ihm eine entgangen, denn welcher Edelmann oder Bürger, ja auch höheren Standes, durfte ihm widerstehen, oder ihn in seinem Vorhaben verhindern? Trotzdem ist er oftmals große Gefahr gelaufen, so unerkannt erstochen zu werden.

Als nun Graf Froben Christoph wieder aus Frankreich heimgekehrt war, hatte sein Herr Vater großes Mißfallen darob, einzig und allein, wie er wenigstens vorgab, weil es ohne Erlaubnis und Bewilligung geschehen war. Im Grunde hatte es aber eine andere Meinung, denn er besorgte, es würden Intrigen wider ihn gesponnen, oder es sollte durch Vermittlung der Verwandtschaft dem jungen Herrn eine größere Kompetenz eingeräumt werden; er war in allem mißtrauisch, denn er hatte keinen von den Agnaten bei sich. Wie es mit dem Zimmernschen Geschlecht damals bestellt war, das mag ein jeder Verständiger beurteilen. Einige Mißgönner gaben vor, als habe der junge Herr etwas angestellt, so daß er entfliehen mußte; andere aber meinten, es sei alles durch den alten Herrn Graf Johannes Werner angestiftet und vorgegeben worden, um den jungen Herrn bei der Verwandtschaft in Mißgunst zu bringen. Weil nun der aber seine Rechtfertigung anbot und gleichzeitig auch um weitere jährliche Unterhaltung nachsuchte, so kam alles vor Graf Gottfried Werner und seinen Tochtermann, Graf Jos Niklas von Zollern. Die vertrugen die beiden, obwohl es nur ein gefütterter Vertrag war, der nicht lange halten konnte. Der alte Herr ließ sich ganz offen vernehmen, seine Söhne wollten nur viel vertun, das sei kein Sparen, er würde aber seine alten Hosen nicht ausziehen und die seinen Söhnen geben.

Ein ähnliches Mißverständnis ereignete sich damals auch zwischen Herrn Wilhelm Truchseß von Waldburg dem älteren und Herrn Wilhelm dem jüngeren, seinem Sohn, weil der alte Herr auch meinte, sein Sohn habe an des römischen Königs Ferdinand Hof zu viel vertan und hätte zu prächtig gelebt. Durch Unterhandlung Graf Johannes Werners wurde aber alles vertragen; der erbot sich sogar dem jüngeren Herrn Wilhelm eine namhafte Summe Geldes zuzusetzen, die er gewiß seinen eigenen Söhnen, und hätte es die Notdurft noch so dringend erfordert, versagt haben würde.

Ich habe es selbst von Herrn Wilhelm dem jüngeren gehört, der es hoch rühmte und sich den jungen Herren gegenüber zu allen Diensten erbot.

Nachdem sich das im August und zu Anfang des September ereignet hatte, verbreitete sich ein großes Sterben über das ganze Schwabenland; besonders zu Meßkirch, Stockach, im Hegau, am Neckar, Schwarzwald und an der Donau ging es an ein schnelles Scheiden. Graf Johann Werner blieb zu Falkenstein, Graf Gottfried Werner begab sich nach Wildenstein, die Gräfin von Henneberg, seine Gemahlin, blieb bei ihrem Tochtermann zu Hechingen und auf Zollern. Graf Froben Christoph wollte auch nicht lange bleiben, sondern mit Erlaubnis seines Herrn Vaters begab er sich auf Anraten Graf Gottfrieds nach Speyer; denn es hat sich oft bewährt, daß dort gemeinhin eine ungesunde Luft ist, wenn aber sonst überall im Land das Sterben herrscht, dann ist man nirgends sicherer als dort. Das war der Grund, weshalb dem jungen Herrn geraten wurde, dorthin zu ziehen. Er konnte auch dort den Studien obliegen und ist auch sonst allda etwas zu sehen und zu erfahren, weil des römischen Reiches deutscher Nation höchstes Parlament und Gericht mit den Gelehrtesten dort zu finden ist. Er nahm seinen Präzeptor mit, der, solange er in Meßkirch gewesen war, sich bei seinen Verwandten in Tübingen aufgehalten hatte. Zu Speyer kam er in seines Vetters Graf Wilhelm Werners Behausung, die freilich nicht ihm, sondern Graf Johann Christoph als Pfründhaus zu seinem Kanonikat gehörte. Hier konnte er mit den Studien fortfahren, und die privaten Lektionen geschahen ebensowohl, als ob er auf einer hohen Schule gewesen wäre. Seiner Frau Mutter, die damals zu Meßkirch in der Behausung, der untere Hof genannt, wohnte, war es ganz beschwerlich, in diesem schrecklichen Sterben dortbleiben zu müssen; aber sie wollte nicht in den alten Stall zu Falkenstein.

Deshalb begab sie sich auf den fürsorglichen Rat ihrer beiden Schwäger zu ihrem alten Stiefvater Philipp Echter nach Mespelbronn. Dort blieb sie den ganzen Winter und das Frühjahr über, bis um Pfingsten, als das Sterben nachließ. Es ist eine seltsame Geschichte gewesen, daß die ehrsame Gräfin, durch die das Geschlecht erhalten wurde, in so vielen Zimmernschen Schlössern und Häusern, deren es damals wohl fünfe gab, nicht so viel Platz fand oder auch soweit trauen durfte, daß sie sich in eines davon begeben konnte.

Bald darauf als Graf Froben Christoph nach Speyer kam, wurde ein großer Tag von Graf Wilhelm von Fürstenberg daselbst abgehalten. Der ward von vielen Grafen und Herren, auch andern vornehmen und hohen Leuten besucht. Das geschah aus folgender Ursache: Als Graf Wilhelm etliche Jahre vorher dem König Franziskus von Frankreich als Obrister über das deutsche Kriegsvolk gegen Kaiser Karl gedient hatte und groß Gut in Frankreich verdiente, waren ihm doch viele Widerwärtigkeiten von dem Konnetabel Montmorency begegnet, mit dem er sich nicht vertragen konnte. Dieser Konnetabel zog einst einen von Graf Wilhelms Hauptleuten namens Bastion Vogelsberger zu sich und praktizierte bei dem König so viel, bis der Graf Wilhelm etliche Fähnlein nahm und sie dem Vogelsberger zustellte. Daraus folgte große Unruhe hin und wider; Graf Wilhelm schalt den Vogelsberger und tat ihm zuleid, was er nur konnte. Schließlich kam es so weit, daß der ihn vor dem Kammergericht verklagte. Der Graf verlor den Prozeß und hätte in die Acht erklärt werden sollen. Da wußten seine Doktoren und Advokaten, besonders aber Doktor Ludwig Gremp, keine andere Ausflucht mehr, als die Rekusation des Kammergerichts. Das wurde bei dem Grafen beschlossen. Damit es aber ein größeres Ansehen habe und scheine, als ob er auf den Rat seiner Freunde das beschlossen,

lud er seine ganze Freundschaft nach Speyer. Es kamen Graf Philipp der alte und Graf Philipp der jüngere von Solms, die drei Grafen von Eberstein, Graf Wilhelm, Graf Bernhard und Graf Hans Jakob, Graf Philipp von Hanau, Graf Ludwig Kasimir von Hohenlohe, Graf Ludwig von Öttingen, ein junger Herr von Fontenay und andere. Graf Wilhelm von Fürstenberg hatte auch die Grafen von Zimmern geladen; weil aber die des Sterbens wegen und aus andern Gründen nicht gut von zu Hause wegkommen konnten, beauftragten sie Graf Froben Christoph mit ihrer Vertretung auf dem Tag. Als nun die Herren zusammentraten, wurde die Verwerfung des Kammergerichts beschlossen und zu Delegierten Graf Ludwig von Öttingen der jüngere, Graf Bernhard und Graf Hans Jakob von Eberstein, Graf Froben Christoph von Zimmern und der junge Herr von Fontenay bestimmt. Weil aber Graf Ludwig von Öttingen die Rede vor dem Kammergericht halten sollte, so memorierte er sie sich lange im Dom; während der Zeit durfte niemand mit ihm reden. Als er nun glaubte, wohl vorbereitet zu sein, ging er mit den Grafen hinauf vor die Kurie; da war eben Gerichtstag, und es wurden öffentliche Audienzen gehalten. Es war eine große Menge Volks zugegen und viel Zulauf, denn jeder wollte den Vortrag hören. Als sie nun hineinkamen, wurde Platz gemacht; der Kammerrichter, damals Graf Hans von Montfort, lud sie ein, in die Schranken zu treten und sich — honoris causa zu setzen. Aber sie bedankten sich, blieben draußen und begehrten Audienz, die ihnen von dem Kammerrichter gewährt wurde. Also begann Graf Ludwig mit seiner Rede und sprach: „Der römischen kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn Kammerrichter, wohlgeborner Graf, freundlicher, lieber Vetter! Demnach in Sachen zwischen dem wohlgebornen..." Als er so weit gekommen war, unterbrach ihn einer der Lesemeister und Notare, die alle Worte protokollieren müssen und sagte: „Gnädiger Herr, euer Gnaden wollen in die Feder reden, man kann so nicht nachkommen." Graf Ludwig

ärgerte sich über die Unterbrechung und fuhr in seiner Rede fort, aber so schnell, daß die Schreiber abermals nicht nachkommen konnten und ihn wieder unterbrachen. Dadurch wurde der Graf erzürnt und verwirrt, daß er schließlich nicht wußte, wo hinaus; er schwieg eine gute Weile still, und weil er den Faden nicht mehr finden konnte, übergab er seinen Vortrag, den er zuvor zu Papier gebracht hatte, schriftlich, bückte sich und ging hinweg. Die andern Grafen von der Freundschaft folgten ihm nach und es ward ein großes Gespött und Gelächter daraus bei männiglich. Also kamen sie wieder zu Graf Wilhelm von Fürstenberg und die Sache war wohl ausgerichtet. Graf Ludwig wollte die Schreiber, die ihn so wider alles Erwarten aus dem Konzept gebracht und zum Gespött gemacht hatten, umbringen, wenn er sie treffe, aber es geschah niemand weiter etwas. Nach der erfolgten Rekusation packte sich jeder zur Stadt hinaus und der Tag hatte Graf Wilhelm wohl etwas Namhaftes gekostet. Als nun alle fort waren, wurde es Graf Wilhelm Werner und Graf Froben Christoph von etlichen Kammergerichtspersonen verwiesen, daß sich einer des Geschlechts Zimmern bei den ungehorsamen Ständen und bei einer so mutwilligen Rekusation der höchsten richterlichen Instanz im Reich habe finden lassen. Es war aber geschehen und verantwortete sich damit, daß der junge Herr einen Generalbefehl von seinem Herrn Vater und seinem Herrn Vetter gehabt habe, in ihrer beider Namen Graf Wilhelm auf diesem Tag zu dienen, auch daß sie nicht wissen konnten, was der Graf vorhabe. Dabei blieb es damals, aber die ganze Rekusation und wer alles dabei war, ist ad acta registriert worden. Der Streit zwischen Graf Wilhelm und dem Vogelsberger ist danach zu keinem Abschluß mehr gekommen, weil Kaiser Karl dem Vogelsberger nachstellte. Er lebte zu Weisenburg im Schutz des Kurfürsten und Pfalzgrafen. Aber einer, namens Lazarus Schwendi, der einige Zeit bei dem Kaiser am Hof geweilt hatte, begab sich zu ihm und wurde sein bester Freund,

so daß der Vogelsberger ihm in allen Stücken vertraute. Wie er sich nun einmal nichts Argen versah und sich mit dem Lazarus aus Weisenburg herausbegab, da war er verraten; etliche kaiserliche Reiter, die dazu bestimmt waren, fingen ihn und überantworteten ihn dem Kaiser. Der ließ ihn dann Anno 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg mit dem Schwert richten.[14] Er hat viele Leute gedauert, aber es ist ihm damit gegangen, wie den meisten von denen, die der Krone Frankreich gegen ihre Obrigkeit, den frommen Kaiser Karl gedient haben, die sind entweder gestorben oder verdorben. Aber der Schwendi hat sich mit der Überlieferung des Vogelsbergers so in Gunst am kaiserlichen Hofe gesetzt, daß er Ritter wurde und von einem Glück zum andern aufstieg, etliche Jahre Obrister war und auch in hohen Gnaden bei König Philipp von Spanien stand. Gegenwärtig ist er Kaiser Maximilians Obrist in Ungarn gegen den Woiwoden. Seiner Abstammung nach war er nur ein lediger von Schwendi, aber um seiner Tapferkeit und seines großen Vermögens willen haben ihm die andern Schwendi den Namen und das Wappen zugestanden. Und obwohl er Kaiser Karls Befehle ausrichtete und mit der Überlieferung des Vogelsbergers dem Kaiser treulich gedient hat, so haben doch viele Verständige glauben wollen, eine solche Tat wäre einem Welschen besser angestanden, weil denen jedes Mittel recht ist, um ihren Feinden beizukommen und ihnen Abbruch zu tun. Wie reich, wie hoch angesehen er auch sein mag, so muß er doch ein stetiges Nagen am Herzen haben, nicht nur dieser Tat mit dem Vogelsberger wegen, die ihm oft vorgehalten wurde, sondern auch weil ihm sein Weib, Herrn Wilhelm Böcklins Tochter, so übel geraten ist. Sie gab ihm einen Sohn, den er aber lange nicht für seinen Sohn annehmen und anerkennen wollte; schließlich hat er sich aber doch eines Besseren besonnen und den Sohn zu sich genommen. Das halte ich für keinen kleinen Sieg, sich selbst so zu bemeistern und sein Gemüt zu zähmen, wiewohl unter Eheleuten in

solchem Fall keine Zweifel aufkommen sollten, denn der Glaube erhält alles, und wie das kaiserliche Recht sagt: quod pater is sit censendus, quem nuptiae demonstrent.[15]

raf Wilhelm von Fürstenberg hat sich in seiner Jugend viel des Kriegshandwerks beflissen und war ein schlechter Haushalter. Die Grafschaft Elencourt, die er mit der Gräfin von Neuchatel erheiratete, gab er Herrn Gabriel von Salamanka um einen geringen Betrag zu kaufen. Dabei konnte ihm das Kinzigtal und die Ortenau doch seinen großen Staat und seinen kostspieligen Haushalt nicht bezahlen. Im Bauernkrieg übernahm er für den Schwäbischen Bund ein Kommando und machte außer seinem Sold so gute Beute, daß er fünfzehntausend Gulden in barem Geld heimbrachte. Weil er nun ein Haus zu Straßburg hatte und meistens dort und in Ortenburg wohnte, so legte er die Barschaft bei der Stadt an für eine Leibrente; man gab ihm sein Leben lang jährlich fünfzehnhundert Gulden und er hat das Kapital auf diese Weise mehr als doppelt eingenommen. Seiner wunderlichen Taten halber hätte ihm niemand ein so langes Leben vorhergesagt, sonst hätte sich die Stadt nicht darauf eingelassen. Die Rente hat ihm wohlgetan und viele Lücken verklebt. Als Anno 1534 die Kriege zwischen Kaiser Karl und dem König von Frankreich begannen, da wurde er französisch und diente dem König getreulich. Dafür wurde er von ihm wohlgehalten und besoldet. Die Besoldung aber, die er sich selbst gab, war noch besser, so daß er viel Geld, über hunderttausend Kronen, herausbrachte, wie manche sagten, die um sein Tun und Lassen wußten. Es wäre ihm auch sein Dienst und Befehl vom König nicht verändert worden, wenn er sich nicht gegen ihn und gegen den Konnetabel Montmorency so hochfahrend gezeigt hätte. Als er aber noch in Gnaden beim König stand, sprach er oft mit Graf Froben Christoph, namentlich da er wußte, wie der mit seinem Herrn Vater

stand, und er erbot sich, ihm zu helfen, wenn er ihm nur folgen wolle, so daß er seines Herrn Vaters Hilfe nicht mehr brauche; er wollte ihn mit seinem Schwager, Hans von Heideck, der seiner Schwester von Rappoltstein Tochter hatte, nach Frankreich schicken, mit der Versicherung, daß er gleich zwei Fähnlein bekommen solle. Ebenso wollte er eine Heirat stiften zwischen ihm und der andern von Rappoltstein, die zwei Jahre später mit Herrn Jörg Truchseß von Waldburg vermählt wurde. Aber der junge Herr wollte sich, obwohl er seines Vaters wegen Ursache genug gehabt hätte, nicht dazu bewegen lassen, gegen seinen Herrn, den römischen Kaiser und das Haus Österreich zu dienen, sondern schlug die Anträge mit vielem Dank ab, so glimpflich als er konnte. Deshalb sagte einmal der erzürnte Graf Wilhelm zu Speyer zu ihm: „Ach Männle, du willst auch nicht folgen und kennst doch deine Eltern; aber du hast einen welschen Dreck gefressen, Gott gesegn dir's!" Dabei blieb es. Nicht weniger geneigt war er auch dem älteren unter den jungen Herren, Graf Johann Christoph, denn er wollte ihm den Burgstall Schenkenzell, den er dem alten Hans von Weitingen hatte verbrennen lassen, samt Zugehörde erblich zustellen. Aber sein Bruder, Graf Friedrich, erfuhr noch rechtzeitig davon und schob Riegel vor, so daß nichts daraus wurde zu seinem großen Ärger. Seinem Bruder zum Trutz schenkte er dann später alles seinem Schwager, Hans von Heideck. Und obwohl er viel Geld aus Frankreich brachte, so hat es ihm doch nichts nützen wollen, sondern ist alles hingegangen und zerschmolzen wie der Schnee. Wie aber das zugegangen ist, das will ich der Nachkommen wegen, die sich in ähnlichen Fällen danach richten können, nicht verbergen. Wegen der Religion und aus verschiedenen Gründen kam er mit seinem Bruder, Graf Friedrich, in Uneinigkeit. Diese brüderliche Zwietracht nahm täglich so sehr überhand, daß Graf Wilhelm sich schließlich befleißigte, so viel als nur möglich zu vertun. Wie der König von Frankreich eine Ungnade auf ihn warf, wollte der Graf nicht nachgeben, sondern wurde des Königs

Feind; und als er sich mit Reitern und Fußvolk hinreichend versehen hatte, fiel er in Frankreich ein und verursachte viel Unruhe. Sobald der König sich rüstete, machte er sich, nachdem der Schaden geschehen war, davon. Bis dahin war er immer in der größten Ungnade bei Kaiser Karl gewesen, auf Unterhandlungen hin erlangte er aber sicheres Geleit und begab sich an den Hof. Wie er vor den Kaiser gefordert und ihm Audienz vergönnt wurde, trug er ein ganz silbernes Gewand mit goldenem Besatz, das ihm von König Franziskus geschenkt worden war. Aber der Kaiser nahm ihn nichtsdestoweniger wieder in Gnaden auf. Bald darauf begann der gewaltige Zug des Kaisers nach Frankreich, da begab sich Graf Wilhelm in seine Dienste. Durch den Granvella hatte er das fertiggebracht; der war wohl geölt und gesalbt worden. Also zog er mit nach Frankreich; da wurde er von den Franzosen, in deren Lager er mit seinem Trompeter nachts auf Kundschaft geritten war, unversehens gefangen. Ich habe selbst von ihm gehört, wenn sein Trompeter sich nicht so gefürchtet und beizeiten auf seinen Befehl in die Trompete gestoßen hätte, wäre er davongekommen. Aber der konnte vor großer Furcht und Verzagtheit das Maul nicht finden. Er wurde gen Paris geführt und lag dort lange in der Bastille. Schon einmal war ihm in Frankreich Gift gegeben worden, so daß er beinahe gestorben wäre; diesmal gab man ihm wieder etwas ein, freilich, wie man sagt, ohne Wissen und Befehl des Königs. Das Gift war nicht zum Tode, sondern nur dahin gerichtet, ihn der Vernunft zu berauben, was auch gelang; denn er hatte seitdem nur noch selten lichte Augenblicke und konnte kein vernünftiger Mensch mehr werden. Wollte er, als der Krieg geschlichtet war, wieder ledig sein, so mußte er ein großes Lösegeld zahlen. Nun hatte er bei seiner Abreise von Straßburg seine Siegel, auch die Schlüssel zum Gewölbe in seiner Behausung, die er dem Friedrich Bock für 4000 Kronen abgekauft, dem Domdechant, Graf Johann Christoph von Zimmern und Graf Bernhard von Eberstein in Verwahrung ge-

geben. Er wollte aber nicht, daß jemand in sein Gewölbe ginge, sondern die beiden Grafen brachten das Geld auf und sandten es nach Frankreich; alsdann kam er frei. Sobald er ledig war, reiste er sogleich zu Kaiser Karl, der sich damals in Brüssel aufhielt, der ließ ihn vor und gab ihm gnädigste Audienz. Graf Wilhelm erzählte dem Kaiser des langen und breiten seinen Unfall und was ihm in Se. Majestät Dienst begegnet, wie er gefangen, vergiftet und mit hohem Lösegeld gebrandschatzt worden sei; bat hierauf Se. Majestät untertänigst, ihm an dem Lösegeld etwas zu ersetzen oder ihm vielleicht an französischen Gefangenen einen Vorteil zukommen zu lassen. Der Kaiser, nicht unbehend, sprach, sein Unfall sei ihm nicht wenig leid und er habe auch guten Grund dazu; denn durch seine, Graf Wilhelms, freche Weise und dadurch, daß er sich ohne Not und Befehl in solche Gefahr begeben, habe er ihn um einen sicheren Sieg gebracht, er sei seiner Gefangenschaft wegen um viele Millionen Geldes gekommen, deshalb wisse er ihm nicht zu helfen; kurz er machte dem Grafen eine solche Landrechnung auf, daß der froh war, als er vom Kaiser wieder weg kam.[16] Ich habe mehrmals von ihm selbst gehört, er sei bei dem ganzen Gespräch immer in der Angst gewesen, der Kaiser werde eine Forderung an ihn tun und von ihm noch Schadenersatz begehren. Als er nun heimkam, ersetzte er allen das Geld, das sie zu seiner Befreiung vorgestreckt hatten. Bei etlichen eisernen Truhen aber mit Gold, zu denen er die Schlüssel verloren hatte, oder die sonst aus irgendeinem Grund nicht aufgehen wollten, rührte er Pulver zum Schlüsselloch hinein, zündete es an und sprengte sie in die Luft. Wie er oft sagte, hatte er dort in seinen Gewölben über vierzigtausend Gulden liegen.

Seit vielen Jahren hatte Graf Wilhelm ein besonderes Vertrauen zu Graf Bernhard von Eberstein, haben immer viel Wesen miteinander gehabt; und obwohl Graf Bernhard, wo es auf gute Manier sich tun ließ, sich von

dem seltsamen Mann fern hielt, so konnte er sich seiner doch nicht gänzlich entschlagen. Nun hatte Graf Wilhelm den Grafen Bernhard einmal eingeladen; wie der aber nicht kam, schickte er ihm seine Lakeien mit dem Befehl, sie sollten sich Mühe geben, so gut sie könnten, um den Grafen auf eine Bank zu bringen und ihm das Schienbein zu reiben. Die Lakeien zogen hin, simulierten, sie hätten einen Befehl bei ihm auszurichten und wurden von einer alten Frau eingelassen. Sie kamen zu dem Grafen, schwatzten mit ihm; unterdessen tut einer dergleichen, als ob er ihm die Hosen säubern wolle und brachte ihn damit auf die Bank; der andere säumte auch nicht lange und rieb ihm das Schienbein. Der Graf wehrte sich, aber es half nichts; sie hielten ihn und sagten, es sei ihnen von Graf Wilhelm befohlen. Graf Bernhard war übel zufrieden und nahm es für eine besondere Verachtung auf; aber was sollte er mit diesem unrichtigen Mann anfangen? — Etliche Zeit darauf schrieb ihm Graf Wilhelm mit der Bitte, er möge von Eulenburg zu ihm gen Ottersweier in den Pfarrhof kommen, da wollten sie sich wieder vergleichen. Graf Bernhard kam, sie aßen miteinander zu Nacht und waren fröhlich. Der Pfarrer gab ihnen seine Kammer, in der zwei wohlhergerichtete Betten standen; unter jedem aber war ein Korb mit Eiern. Wie sie nun schlafen gehen wollten und Graf Wilhelm die Eier sah, nahm er einige und zerwarf sie an Graf Bernhard, womit er ihn ganz unsauber machte. Was sollte der tun, da er sah, daß es nicht anders sein könnte? Er nahm den andern Eierkorb zu sich und warf eben so fest wie Graf Wilhelm. Kurz, der Pfarrer mochte sich beklagen oder sagen wie und was er wollte, die beiden Grafen zerwarfen die Eier, die in den beiden Körben waren, zu Trümmern aneinander und damit war der Krieg geschehen; als die Eier alle waren, mußten sie schlafen gehen. Sie waren willens, des andern Tags miteinander gen Straßburg zu reisen, aber sie hatten sich die Kleider dermaßen verderbt, daß sie jeder zuvor wieder heimreiten mußten.

Als Graf Wilhelm in der Bastille zu Paris lag, ist eine hübsche edle Frau, die gleichwohl verheiratet war, oft zu ihm ins Gefängnis gelassen worden (vielleicht mochte er sie schon vorher gekannt haben); die hat ihm manchmal, wie es die Franzosen nennen, Gesellschaft geleistet. In seiner Krankheit, als er vergiftet wurde, pflegte sie ihn so treulich, daß er sie, als er frei wurde, mit Bewilligung ihres Mannes mit herausnahm und etliche Jahre zu Straßburg und auf Ortenberg erhielt. Auch der Mann kam manchmal nach Deutschland; wie sie dann die Frau geteilt haben, weiß ich nicht, es ist nur una bella compania gewesen. Den Grafen liebte sie so sehr, daß sie, wie ich von glaubwürdigen Leuten hörte, einmal, als er sie im Scherz eines jungen Edelmanns wegen bezichtigte, ein Messer zückte und sich, um ihre Unschuld mit dem Tode zu beweisen, wie die römische Porcia erstechen wollte, so daß man ihr kaum wehren konnte; ob es ihr Ernst gewesen, oder nur Simulation, weiß ich nicht. Daß er ihr aber lieb war, dazu hat sie auch alle Veranlassung gehabt, denn er hat ihr angehängt und gegeben, was er nur konnte, um es seinem Bruder Graf Friedrich zu entziehen. Kurz bevor er starb, als er merkte, daß sein Leben zu Ende gehe, sandte er sie mit ihrem Mann wieder nach Frankreich. Man hat glaublich gesagt, daß die beiden für über 30000 Gulden Geld und Geldeswert mit sich nahmen. Ein Beweis dafür mag sein, daß sein Bruder Graf Friedrich nach seinem Tod nicht mehr als sechshundert Gulden an barem Geld fand. Also ist das große Gut, das er aus Frankreich brachte und mit dem er seinem Stamm und Namen großen Nutzen hätte schaffen können, ganz liederlich dahingegangen, so daß man nicht wußte, wo Flug oder Staub, wie man gewöhnlich sagt, hingekommen; und wie solches Geld herkommt, so geht es gewöhnlich auch wiederum dahin. Wenn man aber Graf Wilhelms Tugenden und Fehler gegeneinander abwägt, so findet man, daß er ein teurer Graf war, der Kaiser Karl und

dem Haus Österreich nicht übel wäre angestanden, und auch hätte im Dienst gehalten werden sollen. Er hätte Kaiser Karl über zwanzig Millionen Goldes genützt und dazu viel ehrliche, gute Leute erspart, wie viele wissen. Aber es ist nun einmal so, daß bei den großen Herren die Zuträger, Schmeichler und Finanzer gewöhnlich mehr gelten, als die heroica ingenia. Die französische Sprache hat er so perfekt, so fein und mit solchem Anstand reden können, daß sich der König Franziskus selbst, auch andere Franzosen am Hof, höchlich darüber verwunderten und viele, die ihn nicht kannten, zweifelten, auch gar nicht glauben wollten, daß er ein geborener Deutscher war. Die Ortenau und das Schloß Ortenberg hat er sein Leben lang beim Hause Fürstenberg erhalten, obwohl viele sie an sich bringen wollten; besonders Herr Gabriel von Salamanka, der sich damals einen Grafen von Ortenberg schrieb, der hätte sie schon des Namens wegen gern gehabt. Er hatte schon die Bewilligung von dem römischen König Ferdinand. Weil aber Graf Wilhelm ein so unverträglicher Mensch war, daß ihm wenige beikommen konnten und er selbst sonst wenig Gunst und Freundschaft im Reich hatte, so stand er lieber gütlich von seinem Vorhaben ab.

Gegen Ende seines Lebens ist Graf Wilhelm durch das eingenommene Gift schließlich ganz verrückt geworden; es kam dahin, daß er sich um nichts mehr kümmerte, bei Tag schlief und des Nachts wachte. Oft mußte man ihm am hellen Tag die Fenster in seinen Gemächern verhängen und die Lichter anzünden; so verkehrte er den Tag zur Nacht. Vorher aber, als er noch besser bei Verstand war, saß er oft einen Monat oder einen halben allein in seinem Gemach und ließ sich von einem Diener bedienen, mit dem er nur das Nötigste redete. Gewöhnlich ist hernach, wenn er so in der Maus gesessen, irgendeine Unruhe oder sonst etwas Seltsames darauf erfolgt, daß man meinte, er habe zu solchen Zeiten seinen Sachen, um von niemand gestört zu werden, nachspekuliert. In solchem Wesen ist er schließ-

lich zu Ortenberg Anno 1549 gestorben und zu Haslach begraben worden. Also endigte dieser Graf Wilhelm von Fürstenberg, der zu Lebzeiten in solchem Ruf bei Kaiser und Königen gewesen.

Graf Froben Christoph war noch nicht lange zu Speyer, da wurde dahin auf denselben Winter ein Reichstag ausgeschrieben. Denn als es im vergangenen Herbst Kaiser Karl vor Algier unglücklich gegangen war, faßte der Türke ein Herz und bedrängte die niederösterreichischen Lande samt der Krone Ungarn; deshalb wurde ein Reichstag abgehalten. Vor allen kam der römische König Ferdinand, der hielt bei allen Ständen um Hilfe an gegen den Türken; damals nun wurde die berühmte Expedition nach Ungarn beschlossen. Der Reichstag dauerte bis nach Ostern; während dieser Zeit wurde Graf Wilhelm Werner von dem römischen König oft zu einem Privatgespräch berufen, der Historien und Antiquitäten halber, auch ihm und seinem Vetter, Graf Froben Christoph, Krone, Zepter, Reichsapfel und andere kaiserliche Insignien und Zierden gezeigt. Der römische König kam persönlich in Graf Wilhelm Werners Behausung; da zeigte man Se. Majestät die wunderbarlichen, seltsamen Gewächse und Gebilde der Natur, auch andere seltsame, abenteuerliche Antiquitäten in der Wunderkammer, worüber sich Se. Majestät nicht wenig verwunderte.

Neben andern guten Schwänken, die sich damals auf dem Reichstag ereigneten, geschah es auch, daß es die von Buchen am Federsee, was nämlich eine Reichsstadt sein soll oder ist, Wunder nahm, was auf dem Reichstag verhandelt werde, zu dem sie auch geladen worden waren. Weil sie aber nun auf mehreren Reichstagen sich durch andere Städte hatten vertreten lassen, so war kein Bürger in vielen Jahren jemals dazu gekommen. Sie wählten

ihren Bürgermeister, einen Fischer seines Handwerks; weil aber nun die Reise auf gemeinsame Stadtkosten ging, so wollte der, wie er dachte, auch keine unnützen Ausgaben machen und zog also zu Fuß davon, a beau pied sans lance, und kam also per pedes gen Speyer auf den Reichstag geritten. Hier meldete er sich getreu seiner Instruktion gleich bei den Gesandten der übrigen Reichsstädte. Die wollten sich über seine und der Herren von Buchen Einfalt schier kranklachen, und als die Geschichte unter den andern Ständen bekannt wurde, nannte man den Bürgermeister nur den Apostel, weil er seine Botschaft zu Fuß ausrichtete. Weil sich nun der Reichstag so lange hinzog, so reiste inzwischen Graf Haug von Montfort heim und kam unterwegs auch zu seiner Schwester, der Äbtissin von Buchen. Als der Apostel oder Gesandte von Buchen eine Zeitlang in Speyer gewesen war, übernahmen die andern Städte seinen Auftrag von ihm; trösteten ihn, sie wollten seine Herren in allen Dingen vertreten und erlaubten dem guten Mann, wieder heim zu ziehen, denn sie sahen wohl, daß er in solchen Dingen ganz ungeübt. Also reiste mein guter Bürgermeister wieder heim. Zufällig war an dem Tag, da er heimkam, Graf Haug in Buchen; der sah ihn in die Stadt gehen, allein, die Strümpfe hatte er ausgezogen und über die Achsel gehängt, die Schuhe aber wieder angezogen. Graf Haug kannte ihn wohl und merkte aus seinen Reden, daß er noch früh genug zum Schluß des Reichstags kommen werde.

Und wären die Tore zu Buchen so gut verwahrt worden wie zu Ulm, so wäre es ihm vielleicht auf seiner Expedition ähnlich gegangen wie dem Bürgermeister zu Schelkingen. Der hieß Hans Minderer und war ein guter, frommer Mann von alter Art, der auf seine Kleidung nicht sonderlich achtete. Weil nun die Ulmer kurz vorher eine Verordnung erlassen hatten, daß kein Bettler in die Stadt eingelassen werden solle und der Bürgermeister von Schelkingen ganz übel und zerlumpt gekleidet war, so daß er einem Bettler ähnlicher sah als einem Zunftmeister, so

wollte ihn der Pförtner zu Ulm nicht hereinlassen, kannte ihn nicht, meinte nicht anders, als er sei ein gemeiner Bettler und Landstreicher. Nach langem Streit wurde aber der gute Bürgermeister schließlich doch hereingelassen, aber er mußte zuvor geloben, in der Stadt nicht zu betteln. Der Minderer war übel zufrieden, mußte es aber gut sein lassen, durfte sich nicht dagegen sträuben, sonst hätte er vor der Stadt bleiben müssen.

Etliche Jahre vorher kam auch einmal ein Bürgermeister oder sonst ein vornehmer Ratsherr von Pfullendorf auf einen Reichstag, der hieß Jakob Sauter. Er hatte langes dickes Strubelhaar, das ganz wirr durcheinander hing, dazu viele Knöpfe und Warzen im Gesicht. Also wurde er auf dem Reichstag von manchen wohl betrachtet, besonders aber von einem Schalksnarren, der besah ihn oft ganz ernstlich, so daß sich die Leute darüber wunderten. Als man ihn aber fragte, warum er denn den Gesandten so genau betrachte, sprach er: „Wenn ich eine Laus wär, so wollte ich keine andre Wohnung haben, als in diesem Haar und wollte ihm auch viele Meilen weit nachwandeln."

Herr Hans Jakob von Landau erzählte mir eine hübsche Geschichte; der reiste einmal mit Kaiser Maximilian nach Österreich. Zu Vöcklabruck empfingen den Kaiser seine Untertanen ihres Erachtens ganz herrlich, denn sie verehrten ihm einen lebendigen Hasen in einem Sack, meldeten aber dabei, man möge ihnen den Sack wieder zustellen, man werde ihn leicht kennen können, denn er habe einen blauen Flecken. Das gefiel dem Kaiser wohl; er nahm den Hasen und den Sack selbst mit Dank in Empfang und gab ihn seinem Kämmerer, befahl dabei auch, daß den guten Leuten ihr Sack mit dem blauen Flecken zurückgegeben werde. Auf ihre Bitte gab er ihnen auch ein Wappen, nämlich einen Sack mit einem blauen Flecken, aus dem ein Hase guckte. Dieses Wappen sollen sie noch haben.

Wenn ein Reichstag gehalten wird, so ist es gebräuchlich, daß von überall her Proviant und Lebensmittel zugeführt werden; so geschah es auch in Speyer. Es waren zwei Bauersleute, die am rheinischen Gebirg wohnten, die brachten oft gute Krebse, zu Zeiten auch gute Fische in Herrn Jörg Baurs Haus, waren aus der Herrschaft Scharffeneck, die den Grafen von Löwenstein zugehört oder nahe dabei. Die Ware aber, die sie brachten, war gestohlen. Nun wurden sie einmal etliche Wochen bis zum Ausgang des Reichstags nicht mehr gesehen, was Herrn Jörg Baur seiner Gäste wegen sehr leid war. Nach langer Zeit kam aber doch der eine wieder und brachte Krebse. Man fragte ihn, warum er so allein käme, und wo sein Gesell sei. Der Kerl schwieg still und wollte lange nicht antworten; als man aber in ihn drang, kratzte er sich am Kopf und sagte, jener sei vor etlichen Wochen in der Herrschaft Scharffeneck beim Krebsen ergriffen und gehängt worden; jedoch habe er es trotzdem wieder gewagt. Also nahm ihm Herr Jörg Baur die Krebse ab. Ich glaube, er hat das Krebsestehlen auch fernerhin nicht gelassen und ist zuletzt auch gehängt worden.

Weil nun Herrn Johannes Werners Gemahlin in jenem Winter zu Mespelbronn bei ihrem alten Stiefvater, Philipp Echter, blieb, wurden Graf Johann Christoph und sein Bruder, Graf Froben Christoph, oft eingeladen, hinüber nach Mespelbronn zu kommen. Es lagen nur zwei Tagereisen dazwischen, aber Graf Johann Christoph konnte seiner Residenz wegen Speyer nicht verlassen, deshalb reiste der junge Graf Froben Christoph allein. Sein alter Vetter, Graf Wilhelm Werner, lieh ihm einen Diener, hieß Melchior Schenk, von Leipzig gebürtig, ein ehrliches, frommes Männle, trank aber den Wein über die Maßen gern. Das geschah um Lichtmeß. Der Graf ritt hinüber und nahm den Weg über Dieburg und Aschaffenburg, auf dem Heimweg aber reiste er über den Odenwald auf Erbach und Heidelberg zu,

weil das Sterben in jener rauhen Landschaft aufgehört haben und die Luft etwas besser geworden sein sollte. Nun war er ganz spät von Mespelbronn nach Erbach gekommen, wo damals Graf Eberhard hauste, dem die Rheingräfin vermählt war. Weil es nun gar so zur Unzeit war, wollte sich der Graf bei seinem Vetter, Graf Eberhard, nicht melden lassen und ihn besuchen, und weil die Echter eine Behausung dort hatten, blieb er dort über Nacht und ritt am Morgen früh auf Heidelberg zu. Graf Eberhard aber hat das über alle Maßen übel verdrossen und hat es als große Beleidigung aufgenommen, auch es Graf Froben seitdem nie vergessen wollen, sondern ihm bei jeder Gelegenheit, wenn sie zusammenkamen, aufgemutzt. Zwischen Erbach und Heidelberg liegt ein großes Dorf, das heißt Michelbach, da aß der Graf zu Morgen; und obwohl er erst vier Meilen von Erbach war und noch einen bösen Weg bergab und bergauf hatte, so hätte er ihn doch bis zum Abend, dieweil er so früh aufgebrochen, zurücklegen können.

Wie sie nun aber beide in dem großen Dorf einen Imbiß gegessen hatten und wieder auf den Weg kamen, ich weiß nicht, was sich da für Reden zwischen ihnen begaben; sie jagten einander eine gute Weile im Spaß im Feld umher, ich denke, daß sie vielleicht das Becherle zu oft haben umgehen lassen. Als nun der Spaß eine Weile gedauert hatte und sie sich wieder auf den Weg nach Heidelberg begeben wollten, verirrten sie sich und sie kamen zu weit nach rechts. Nach langem wurden sie wieder auf den rechten Weg gewiesen, aber es ging ihnen, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt: wer einmal einen Fehler gemacht hat, kann so leicht nicht mehr aus dem Irrtum kommen, namentlich aber zur Winterszeit und in einem so tiefen Schnee. Kurz, sie kamen bei Anbruch der Nacht auf den Heiligenberg, einen der höchsten Berge, die um Heidelberg liegen, der nach einer Kirche, die ganz vorn auf dem Berg dem Rhein zu liegt, so genannt wird. Und obwohl sie die Stadt Heidelberg, auch das kurfürstliche Haus darüber vor sich

sahen, so war es doch stockfinster und der Wind hatte alle Straßen und Wege so verweht, daß es unmöglich war, sich zurecht zu finden und noch viel gefährlicher, sich an die tiefen Schneewehen heranzuwagen; es war auch zu weit, ins Dorf zurückzukehren und es weiß niemand, was einem bei Nacht auf der Straße und in einer fremden Landschaft widerfahren mag. Freilich sahen sie die Kirche zu Allen Heiligen zur rechten Hand über sich auf dem Berg, aber sie getrauten sich nicht dorthin zu kommen, abgesehen davon, daß die Kirche wohl verschlossen war und sie also doch nicht hätten hineinkommen können. Deshalb entschloß sich der Graf nach langer Beratschlagung, diese Nacht im Namen Gottes daselbst zu übernachten und den Tag zu erwarten. Man suchte einen dicken Baum, der Wind und Luft etwas abhalten könne, aber da war wenig Schutz zu finden. Die guten Rosse wurden an den nächsten Baum gebunden, die mußten die Nacht ohne Essen und Trinken im Feld bleiben und dabei konnten sie über den Spaß am vergangenen Tag nicht lachen. Der Graf und der Diener konnten sich jetzt miteinander wohl vertragen, sie setzten sich ganz einig unter den nächsten Baum, unfern von den Rossen, zusammen. Sie redeten, um die Langeweile zu vertreiben, von allerlei, sangen auch dazwischen, obwohl aus keiner besondern Freude. Sie sahen die Lichter in der Stadt und im Schloß, hörten auch ganz deutlich die Uhren schlagen, Stunden ausrufen und Trommel schlagen im Schloß bis nach Mitternacht. Aber da war es ihnen nicht tanzlustig zumut, sie waren dermaßen ernüchtert, daß sie lieber ein Stück Brot gehabt hätten; der größte Durst, den sie hatten, war nach einer warmen Stube. Als aber der Hunger nach Mitternacht immer mehr überhand nahm und doch nichts zu essen da war, da wurden die Beutel aufgeschlossen und die Arzneien und Präservative gegen die böse Luft hervorgeholt. Nun hatte der Medikus in Speyer den Grafen mit allerhand Dingen versehen, besonders aber mit einer kostbaren Latwerge, die vor der Krankheit schützen sollte und auch ganz lieblich zu essen war.

Diese Präservativlatwerge wurde mit andern Täfelchen und Kraftzeltlein alles für den Hunger aufgefressen, worüber man später wohl lachte; der Medikus aber sagte, als er es hörte: „Der Graf und der Diener sollten billig auf zwanzig Jahre vor der gefährlichen Krankheit gesichert sein", wie auch hernach, gottlob! geschehen. Freilich hätte der Doktor dem Melchior Schenk besser ein Präservativ gegen den Wein geben sollen, der ihn schließlich zugrunde gerichtet hat. Als nun die Arzneien aufgegessen waren und sie sich schon darein gefunden hatten, die Nacht über auf dem Berge bleiben zu müssen, sahen sie ein Licht, wie sie glaubten, nicht fern von ihnen; sie freuten sich und hofften jemanden zu finden, damit sie doch den Rest der Nacht nur unter ein Obdach kommen möchten. Also ging der Melchior auf das vermeintliche Licht zu, und wenn er meinte, ganz nahe bei ihm zu sein, so war es stets wieder weiter weg. Er hatte ein Schäufelein bei sich, mit dem untersuchte er den Weg; das Licht führte ihn aber so weit den Berg hinab, daß er mit dem Schäufelein keinen Boden mehr finden konnte. Und wenn er nur noch zwei Schritte weiter gegangen, so wäre er in eine Schneewehe gefallen und hätte ersticken und verderben müssen. Aber der allmächtige Gott wollte dem bösen Feind seine Tücke nicht zulassen, gab vielmehr dem Melchior die Erkenntnis des bösen Feindes ein, so daß er nicht mehr weiter ging. Das Licht zeigte sich aber wieder, und zwar diesmal, wie es ihnen schien, noch näher als vorher. Aber sie wollten sich nicht weiter stören lassen und dem falschen Licht nachfolgen. Nach Mitternacht focht den Grafen der Schlaf an, und obwohl er sich dessen soviel als möglich zu enthalten bemühte, konnte er ihm doch schließlich nicht entgehen; vielleicht war das Übermaß von Arznei, das er in dieser Nacht gegessen, auch keine kleine Ursache dazu. Also schlief er bis der Tag anbrach; Gott aber gab die Gnade, daß der Diener nicht auch einschlief, der den Grafen mit großer Mühe wecken konnte, denn sonst wären sie beide in der großen Kälte erfroren. Wie der Graf am Morgen aufstehen wollte, war

er dermaßen an den Schenkeln erstarrt, daß er nicht aufkommen oder gehen konnte; der Diener mußte ihn aufheben und lang herumführen, bis ihm die Beine wieder gelenkig wurden. Ehe sie aber den Berg verließen, gingen sie dahin, wo sie in der Nacht das Licht zum zweitenmal hatte verführen wollen. Da sahen sie, daß es ziemlich hoch hinabging, und daß große Schneewehen da waren, in denen einer, der hineinfiel, ohne Zweifel verderben mußte. Obwohl es nun heller Tag war, konnten sie doch nur mit großer Mühe den Berg hinabkommen, weil der Schnee so sehr tief war und der Wind die Straße ganz verweht hatte. An demselben Tag kamen sie noch gen Speyer. Der Frost hat aber Graf Froben Christoph auf dem Heiligenberg dermaßen angegriffen, daß er es hernach sein Leben lang spürte, besonders in den Schenkeln; dabei war ihm ja ein ähnlicher Unglücksfall schon auf seiner Reise ins Niederland begegnet.

Graf Johann Christoph wohnte damals seiner Residenz wegen auch zu Speyer. Dem war nun kurz vorher ein Quantum Holzwellen aus dem Amt gebracht worden, wie es denn Brauch ist, daß man jedem Domherrn dort, der sich in der Residenz befindet, jährlich einen Holzanteil gibt. Nun war er aber mit dem Holz besonders geizig, wie man ja Menschen findet, die mit manchen Dingen besonders karg sind, der eine mit dem Papier, der andere mit den Lichtern, der dritte mit dem, der vierte mit jenem. Als das die Gesellschaft merkte, wurde beschlossen, sie wollten doch einmal eine gute warme Stube bei der Kälte herrichten, auch als Rekompensation für den Frost auf dem Heiligenberg. Das wurde nun an einem Gerichtstag vorgenommen, als man meinte, der alte Herr werde nicht so bald aus dem Kammergericht kommen; auch pflegte er, wenn er heimkam, nicht in die Stube, sondern gleich hinauf in seine Kammer und Bibliothek zu gehen. Man heizte also in der großen Stube ein, nicht anders, als wenn es eine rechte Badstube

wäre. Als Graf Johann Christoph vom Tisch kam, saß jeder ganz still da, denn so hatte man's miteinander ausgemacht, und niemand tat dergleichen als ob ihm heiß wäre. Nun konnte aber Graf Johann Christoph keine warme Stube leiden, es war ihm auch angst für sein Holz, darum schalt er auf die Knechte. Jeder sagte: „Es ist nicht besonders warm hier", oder: „Es wäre mir eben recht so", oder: „Man kann sich sonst vor dieser großen Kälte nicht retten." Dem Graf wurde angst, er lief im Zorn hinaus, tat viel Holz aus dem Ofen, goß Wasser darüber, löschte und ließ es dann wieder hinuntertragen. Aber die Stube war so geheizt worden, daß die Hitze nicht nachlassen wollte. Es hatte an dem Tage nur eine kurze Audienz gegeben, und der alte Herr kam wider alles Erwarten nur zu schnell wieder heim; zudem ging er diesmal nicht in seine Kammer, sondern gleich in die heiße Stube. Sie erschraken alle, denn sie wußten wohl, daß er auch keine heiße Stube im Haupt erleiden mochte. Er sah um sich, hin und wieder, ging einmal, zwei-, dreimal auf und ab und fragte mehrmals: „Wer will baden? Will jemand baden?" Aber niemand gab ihm eine Antwort, man wich seinem Zorn aus und einer nach dem andern schlich aus der Stube, wollte sich keiner finden lassen. Also wollte er auch nicht länger darin bleiben, sondern ging hinauf in seine Bibliothek; dabei blieb es seinethalben. Und ich glaube, er merkte wohl, daß eine Schalkheit dahinter steckte, darum wollte er sich's nicht weiter annehmen. Graf Johann Christoph aber machte viel Wesens daraus und sagte: „Ihr habt den rechten Meister überkommen, heizt mehr so! man wird einmal euch Gesellen die Stuben lehren einbrennen."

Graf Wilhelm von Fürstenberg kam auch während des Reichstags nach Speyer, um den römischen König Ferdinand anzusprechen und Nutzen daraus zu ziehen. Der König empfing ihn auch ganz gnädig, ungeachtet der vorhergehenden Irrungen. Da konnte sich der Graf so höflich und angenehm benehmen, daß jedermann sich darüber wunderte.

Er lag mit großen Kosten zu Speyer und hielt auch große Gastereien. Einmal lud er seinen Bruder, Graf Friedrich, Grafen Froben Christoph von Zimmern, den alten Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und den Christoph von Landenberg zum Schramberg ein. Da war eine seltsame Gesellschaft beisammen. Man war fröhlich und unterhielt sich gut, aber da war kein rechtes Vertrauen. Graf Friedrich, ein wie großer Hans er auch war, saß da und benahm sich, wie ein Schüler gegen seinen Präzeptor; Graf Wilhelm von Zimmern und der von Landenberg hatten sich nebeneinandergesetzt, aber keiner redete mit dem andern, denn da war noch das alte Häßle. Der alte Götz von Berlichingen aber gab allen genug zu reden. Ich habe oft gesehen, daß, wenn Graf Wilhelm Werner mit andern auf den römischen König wartete, der von Landenberg sich neben ihn stellte, ihn auch oft ansah, als ob er es gern sähe, wenn sich der Graf in eine Rede mit ihm einließe; vielleicht hat er sich der Fehde halber bei ihm entschuldigen wollen. Aber der Graf ließ ihn stehen oder nahm sich eines andern an und ging hinweg.

Weil nun das Sterben überall nachgelassen hatte, so begab sich Graf Johann Werners Gemahlin noch vor Pfingsten wieder hinauf nach Meßkirch. Die drei alten Herren vereinbarten miteinander, ihren Sohn und Vetter, Graf Froben Christoph nun vom Studium nach Hause zu nehmen und ihm nach und nach zu einer Haushaltung zu verhelfen. Deshalb suchte man seinem Präzeptor, dem Lizentiaten Christophorus Mathias, der dem jungen Herrn ins zehnte Jahr getreulich gedient und ihn fleißig unterwiesen hatte, ein anständiges Unterkommen. Das fand sich in Straßburg, wo er bei Bischof Erasmus etliche Jahre Rat und Offizial war. Weil aber der Bischof einen Kanzler hatte namens Doktor Christoph Welsinger, der schon viele Jahre dem Bistum gedient, wollte der ihn nicht neben sich leiden und besorgte, er möchte ihn mit der Zeit ausstechen.

Er intrigierte also so viel, daß er von seinem Dienst kam und bei dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz angestellt wurde; dessen Kanzler ward er, und es hat ihm also die Eifersucht des Doktors Welsinger zum Guten und zu Ehren gereicht, weshalb das alte Sprichwort nicht unwahr: „Salutem ex inimicis nostris“ usw. Er hat sich bei zwei Kurfürsten, dem von Heußenstein und dem Brendel wohlgehalten und viele Arbeit verrichtet, wie es denn ein mühsames Amt ist; wenn er meint, es wolle nicht recht oder seinem Befehl nicht gemäß zugehen, so kann er nicht schweigen, sondern redet das Seine dazu. Das hat sich oft in seinen Verhandlungen mit Doktor Zasius, dem kaiserlichen Gesandten gezeigt. Darum sagte einmal Doktor Welsinger öffentlich im Reichsrat: „Wenn der mainzische Kanzler und Doktor Zasius nicht beide voll wären, oder beide leer, so würde es einen Hader geben.“ Daß aber der Zasius zuzeiten ein Schwätzer ist und sich in seinen Reden nicht vorsieht, dafür ist seine Rede ein Zeugnis, als er seinem Herrn, dem Kaiser Ferdinand übel nachredete und sagte, er wäre nicht witzig, er habe es in dem und dem übersehen, man hätte anders handeln müssen. Es waren einige dabei, die widersprachen ihm und ergriffen des Kaisers Partei, aber Konrad Kaufmann, Graf Haugs von Montfort Landschreiber der Herrschaft Tettnang sagte: „Ich halt's mit Zasius, daß der Kaiser nicht sehr witzig ist; denn wenn dem anders wäre, so würde er keine solchen Leute, wie Zasius und seinen Anhang bei sich haben und sich soviel gefallen lassen.“ Es war im Spaß gesagt und man lachte darüber, aber es sah einem feisten Sarkasmus viel ähnlicher als einer Ironie.

Graf Wilhelm Werner hat auf dem Reichstag zu Speyer sein Assessorenamt am Kammergericht der Königlichen Majestät selbst aufgesagt. Das geschah hauptsächlich deshalb, weil die protestierenden Stände damals so sehr überhandnahmen und die Kammergerichtspersonen dadurch

in der größten Unsicherheit waren, so daß sie sich nur mit nicht geringer Lebensgefahr herauswagen durften. Auch unter den Assessoren, Doktoren und Prokuratoren waren nicht wenige von der neuen Religion eingedrungen, so daß viel Mißtrauen entstand; und in dieser Unsicherheit und Unruhe wollte der Graf nicht länger bleiben. Die Bezahlung war auch unregelmäßig und mit vielen Schwierigkeiten verknüpft wegen der Anhänger der augsburgischen Konfession. Aus allen diesen Gründen entschloß sich Graf Wilhelm Werner, sein Amt aufzugeben. Weil aber Herr Wilhelm Truchseß von Waldburg damals des römischen Königs Hofmeister und Graf Wilhelm Werner mit ihm nicht nur bekannt, sondern auch im zweiten Grad verwandt war, so verfügte er sich zu ihm und bat ihn, ihm das Wort vor dem König zu führen und ihm anzuzeigen, daß er hiermit seine Dienste am Kammergericht untertänigst aufsagen wolle. Herr Wilhelm Truchseß bewilligte ihm das. Sie gingen also des andern Tags morgens beide zum König, und während sich Graf Wilhelm Werner auf Herrn Wilhelm verlassen hatte, sagte der nur: „Allergnädigster König, da kommt mein Vetter von Zimmern und will Ew. Majestät nur fünf Worte anzeigen"; darauf schwieg er still. Der König sah den Grafen an, der erschrak; er faßte sich aber ein Herz und sagte dem König das Amt auf. Der König merkte wohl, daß der Graf auf keine Rede gefaßt war und sich deshalb auf den Truchseß verlassen hatte, nahm die Worte gnädig auf und antwortete, wie Se. Majestät ihn noch lange an der Kammer gern gesehen hätte, wolle aber die Aufsagung der Kaiserlichen Majestät berichten lassen und nichtsdestoweniger sein allergnädigster König sein. Der Graf bedankte sich für die gnädigste Antwort, und als hernach der römische König nach Österreich zog, blieb er doch noch ein Vierteljahr an der Kammer und nahm während der Zeit auch seine Bezahlung mit allen Rückständen ein, so daß er etliche tausend Gulden beisammen hatte. Das Geld schickte er mit seiner Bibliothek, Wunderkammer und anderem Haus-

rat gen Zimmern in das Schloß. Er schied von Speyer nach Johannes Baptista und ließ eine traurige Gesellschaft zurück, die ihn gern noch länger dort gehabt hätte. Seinen jungen Vetter, Graf Froben Christoph, nahm er mit sich, der begab sich alsdann zu seinem Vetter, Graf Gottfried Werner. Nun hatte aber Graf Wilhelm Werner seinem jungen Vetter für die Zeit, da er zu Speyer war, zweihundert Gulden als Unterhalt ausgesetzt. Heiliger Himmel! was für eine Tragödie fing der alte Herr, sein Herr Vater an! Graf Wilhelm Werner wurde freilich von ihm bezahlt, aber nicht mit Liebe und gutem Willen, denn die Abneigung des Vaters gegen diesen Sohn war unversöhnlich. Das Mißtrauen und die Uneinigkeit währten unaufhörlich, so lange der alte Herr lebte, bis schließlich Gott den Krieg geschlichtet hat.

Auf den Herbst im Jahre 1542 zog Graf Gottfried Werner mit seiner ganzen Haushaltung wieder nach Meßkirch, auch seine Gemahlin, die Gräfin von Henneberg, kam von ihrer Tochter aus Hechingen wieder herauf. Damals nahm der Graf seinen jungen Vetter, Graf Froben Christoph zu sich ins Schloß. Welche seltsame und lustige Händel sich damals zwischen dem alten Herrn und dem jüngeren begaben, davon wäre wohl ein besonderer Traktat zu schreiben. Unter anderm war dem jüngeren Herrn befohlen, das Gesinde beim Essen zu überwachen, damit sie nicht durch Geschwätz und Geschrei viel Unruhe machten. Wenn aber nun der junge Herr, um dem Befehl nachzukommen, bei dem Gesinde weilte, mochte es wohl geschehen, daß ein guter Schwank aufs Tapet gebracht wurde und das Gesinde noch ein lauteres Geschrei und Gelächter trieb als sonst. Das konnte der alte Herr in seinem Gemach, das gerade darüberlag, wohl hören. Dem paßte der Spektakel nicht, er sagte, wenn der junge Graf dabei sei, sei es noch viel ärger; deshalb ging er manchmal selber hinunter. Wie er nun wieder einmal unten war, tönte es plötzlich ganz deutlich so, als

ob alle Zäume und Sättel, die vor der Stube ordentlich an der Wand aufgehängt waren, herabgefallen seien. Er schalt auf die Knechte, die das Geschirr so liederlich aufgehängt hätten, und man ging mit Lichtern hinaus; aber da hing alles noch ganz in der rechten Ordnung, wie es sein sollte. Das Gespenst hatte es getan, das im Schloß umging und von dem noch viel zu sagen wäre.

s war ein Wächter zu Meßkirch namens Maulhans, der konnte schreien wie ein Pfau so hell; den hatte der junge Herr unterwiesen, so vielmal es des Nachts geschlagen, so viele Schreie solle er tun. Wenn nun das geschah, wollte der alte Herr wild werden und fluchte übel. Manchmal verbot er ihm auch das Schreien, aber der Wächter nahm ein Weintrinkle und kehrte sich nicht daran. Mancher Hader ward daraus, aber dergleichen Dinge sind damals viele vorgefallen. Zur Winterszeit, als tiefer Schnee lag und eine grimmige Kälte war, befahl der alte Herr, sein junger Vetter solle sich mit den Reitern nachts verkleiden und so unbekannt auf die Gasse gehen, um die jungen Handwerksgesellen zu ermuntern, ebenso auch die Wächter, kurz, sie sollten sich auf der Gasse hören und nicht so leicht vertreiben lassen. Was soll ich sagen? Es ist ein altes Sprichwort, man brauche keine Läuse in den Pelz zu setzen, denn sie wüchsen von selber, so hätte es auch bei dem jungen Volk der Anweisung nicht bedurft. Sie liefen die ganze Nacht im Flecken umher, bald waren sie mit bewaffneter Hand alle beieinander, dann wieder trennten und verteilten sie sich auf die einzelnen Gassen. Da wurde männiglich von der Gasse vertrieben, die Wächter im Schnee umhergewalgt; sie schlugen mit den Waffen zusammen, daß alles zu den Fenstern herausah. Niemand wußte, wer die Gesellschaft war. Dem Stadtamann Mathäus Scherer zogen sie seinen Provisor im Schnee herum und nahmen ihm eine Kanne mit Wein, der wurde ausgetrunken, und der Provisor mit der

leeren Kanne wieder heimgeschickt. Dabei hatte er auch noch sein Barett im Schnee verloren. Wie der nun heimkam und von solchen heftigen Mären sagte, wie es so gräßlich auf der Gasse zugehe, da erst machte sich der Stadtamann, weil er um seinen Wein gekommen war, auf die Beine, obwohl ihm die Wächter schon lange das gleiche gemeldet hatten. Obwohl es um Mitternacht war, ließ er eilends etliche Bürger aufwecken; mit denen zog er mit bewehrter Hand auf die Gasse und wollte wissen, wer die wären, die das ungestüme Wesen trieben. Der junge Herr und seine Gesellschaft waren davon wohl unterrichtet; wenn der Stadtamann am Markt war, so trieben sie am Graben ihr Handwerk, kam der Amann dann dorthin, so waren sie in der obern Stadt oder am Säumarkt. Also wurde er mit seinen Hilfstruppen bis nach Mitternacht auf der Gasse herumgetrieben. Als er sich aber immer mehr verstärkte, mußte der junge Herr und die Gesellschaft doch besorgen, es werde schließlich doch nicht gut abgehen, deshalb machten sie sich, so still sie konnten, von der Gasse und schlichen in eines Schmiedes Haus, genannt Balthus Henne, ist gerade dem Rathaus gegenüber, wenn man den Säumarkt hinabgeht. Aber sie vergaßen, die Lichter auszulöschen, stellten sie vielmehr einfach hinter den Ofen. Nun hatte sie der Amann ausgekundschaftet, daß sie in der Gasse sein sollten, er wußte aber nicht in welchem Haus. Deshalb schlich er mit einigen ganz still hinauf und sah das Licht, das hinter dem Ofen brannte. Er faßte einen Argwohn und ließ das Haus umstellen; er selbst klopfte an und wollte hinein. Der Schmied fragte schließlich, wer da und was sie begehrten, tat dabei ganz so, als sei er eben erst vom Schlaf aufgewacht. Der Amann wollte wissen, wen er im Haus habe. Also mußte man schließlich öffnen, denn es hätte sonst ein übles Aufsehen gegeben; damit aber die Geschichte nicht weiter bekannt werde, ließ man nur den Amann und den jungen Konrad Burger die Treppe hinauf, die andern mußten unten im Hause warten. Wie sie nun in die Stube kamen und

einander sahen, da wünschten sie sich guten Tag und zogen gleich wieder ab. Als dem alten Herrn hernach diese Historie erzählt wurde, mußte er darüber wohl lachen. Es war gut, daß das Gassieren so schon in der ersten Nacht kundbar wurde, denn sonst hätte sich der junge Herr vielleicht weiter zu solchen Späßen verleiten lassen, die doch zu Zeiten nicht geraten; deshalb ist es besser, dergleichen bleiben zu lassen und nachts mit heiler Haut zu Bett zu gehen.

er alte Herr, Graf Gottfried Werner, pflegte viel nach Wildenstein zu reiten; dort blieb er dann jeweils vier oder fünf Tage, dann kam er wieder. Die Diener, die ihn hinaus begleiteten, ritten nicht weiter mit ihm, als bis vor das Schloß, dann schieden sie von ihm und kehrten wieder um nach Meßkirch. Nun kann man sich denken, welche Freude im Frauengemach, unter den jungen Leuten und dem Gesinde herrschte, wenn der alte Herr wegritt. Etliche Tage vorher wurde Beratung gehalten, was man für Kurzweil beginnen wollte. Wenn dann die Zeit kam, daß er abritt, ist es nicht zu glauben, wie gern man ihm behilflich war. In einem Hui hatte er Stiefel und Sporen an; Mantel, Schwert, Hut und Kappe samt den Handschuhen wurden ihm gleich zur Hand gebracht. Er konnte sich gleich anziehen, Rosse und Knechte waren auch bereit und warteten im Hof; die Tore waren geöffnet, kurz männiglich war bemüht, ihn flugs und geschwind aus dem Haus zu bringen. Das alles geschah seiner über die Maßen seltsamen und wunderlichen Weise halber, mit der er manchem nur zu viel im Nacken saß. Wenn er dann weg war, tat jeder was er wollte, gleich wie in Rom, wenn ein Papst stirbt, so war auch in dem Schloß keine Justiz mehr. Die im Frauengemach kümmerten sich nicht um den jungen Herren oder das Gesinde, und die sorgten auch nicht darum, was jene machten, da war alle Freude bei allen. Nach dem Nachtessen und Schlaftrunk, bei dem sich oft wunderliche

Händel begaben, war es Brauch, daß der junge Herr und das unverheiratete Gesinde aufblieben, sich in der alten Gesindestube auf den Bänken umherlagerten, wozu man die Kissen aus den Kammern herabholte. Wer dann den besten Schwank oder Possen erzählen konnte, der war Meister. Da hat mancher merkwürdige Vorschläge vorgebracht. Der eine dozierte, wie man den Bodensee abgraben könne und wo, auch welche seltsame Dinge darin zu finden seien; der andere redete davon, wie die Donau bei Tuttlingen abzuleiten wäre, damit sie vor Meßkirch fließe; der dritte wollte einen runden Berg hinter dem Hofgarten bauen, wie den Zollern- oder Herberberg; der vierte das, der fünfte jenes. Mit solchem Quodlibetieren wurde mehr als die halbe Nacht zugebracht. Dabei mußte alles finster sein. Alle Nacht stand ein großmächtiges Glas mit dem besten Wein auf dem Tisch, von dem durfte aber auch nur im Dunkeln getrunken werden. Hätte es einer umgestoßen, so wäre er nach dem Gefallen der Gesellschaft gestraft worden. Wenn dann alles schläfrig war, ging man erst zu Bett. Am Morgen wurde lang ausgeschlafen und dann über neue Kurzweil beratschlagt, was man am Abend wieder tun wollte. Wenn aber die Zeit herankam, da die Diener den alten Herrn wieder abholen sollten, da hängte jeder den Kopf, und es wurden die Stunden ausgerechnet, wann er kommen sollte. Einer fragte den andern: „Mein Lieber, hast du ihn noch nicht über den Westerberg reiten sehen?" Der Gefragte meinte: „Ich hab' wohl vier Pferde gesehen, ich glaube aber nicht, daß er's ist." Ein anderer sagte: „Ich glaub' auch nicht, daß er heute Nacht kommt." Die jungen Corales aber, von denen der alte Herr immer vier im Schloß hielt, liefen dann herum, als seien ihnen die Füße verbrannt; die hätten ihm gern erlaubt, das ganze Jahr nicht wiederzukommen, denn wenn er zu Hause war, ging alles wieder im alten Trapp.

Kurz nachdem Graf Johann Christoph zum zweitenmal aus Frankreich nach Deutschland gekommen, starb Bischof Wilhelm von Straßburg zu Zabern, zum großen Kummer des ganzen Stifts, denn er hatte ersprießlich und wohl regiert. Alle Kapitularen kamen in Straßburg zusammen, einen andern Bischof zu erwählen. Herzog Georg von Braunschweig intrigierte viel, um Bischof zu werden; dazu half ihm sein Bruder, Herzog Heinrich, nach Kräften und scheute keine Kosten. Es wäre ihm auch geglückt, wenn die Stadt Straßburg nicht Einspruch erhoben hätte; denn man sagte, wenn Herzog Georg das Bistum erhielte, würde sein Bruder des Stiftes Pfandschaften an sich bringen und von Sachsen ins Elsaß ziehen; damit hätten aber die Straßburger einen unruhigen Nachbar vor der Tür gehabt, der sie hätte über Nacht plagen und allerlei Unfrieden anrichten können. Darum wollten sie diesen Herzog nicht als Bischof haben und ließen dem Domkapitel rund heraus sagen, sie sollten einen Bischof wählen, der ihnen angenehm und zum Frieden geneigt sei. Wie nun die Fürsten ausgemustert waren, denn es gab damals über vier nicht auf dem Stift, kam Graf Bernhard von Eberstein an die Reihe. Der wäre dem Stift nützlich und auch der Stadt angenehm gewesen, aber er nahm die Wahl nicht an, weil er nicht im Sinn hatte, geistlich zu bleiben, sondern wieder weltlich werden und heiraten wollte, wie er dann auch tat. Weil er aber von dem Domkapitel einmal erwählt war, so schloß er mit Schenk Erasmus von Limburg einen Vertrag; dem gab er seine Stimme und half ihm, daß er Bischof ward. Wie das nun nicht ohne Kräuter und Verschreibung einer jährlichen Pension abgegangen, das hat sich später, als der Bischof die Rente durch eine bare Summe ablöste, wohl gezeigt. Das Bistum hat diesen Schenk Erasmus viel gekostet, bis er seiner andern Mitkapitularen Vota und Stimmen erlangte. Bei denen ist aber hernach wenig Glück mehr gewesen und sie sind wenige Jahre darauf verdorben

und gestorben. Bei der Bischofswahl hat sich Graf Johann Christoph aller Korruption enthalten, wie ich das von etlichen Kapitularen selbst hörte, die ihm dieses Lob spendeten. Zwei Jahre darauf starb Graf Friedrich von Beuchlingen, der Domdechant zu Straßburg, und an seiner Stelle wurde vom gesamten Kapitel Graf Johannes Christoph von Zimmern erwählt; das geschah anno domini 1542 zu Straßburg in einem Generalkapitel am ersten Tag des August. An diesem Tag wurde der Graf gleich nach der Wahl mit allen üblichen Zeremonien und Feierlichkeiten im Münster zu Straßburg in sein Amt eingesetzt und hat die Prälatur von da an ungefähr vierzehn Jahre lang verwaltet. Während seiner Amtszeit regierte er so, daß Bischof, Kapitularen und Stadt ihn besonders wert und lieb hatten. Der Bischof schenkte ihm für Lebenszeit eine schöne Behausung zu Eschau, kaum eine Meile von der Stadt gelegen. Von dort aus ließ er sich einmal verkleidet durch einen seiner Meier in eins der nächsten Dörfer führen, wo viele Wiedertäufer zusammenkamen; dort sah er ihren Zeremonien zu und hörte ihre Predigten, und es glückte ihm so gut, daß er unerkannt wieder davonkam; denn wäre er erkannt worden, so hätte es ihn sicher das Leben gekostet, sie hätten ihn lebendig nicht fortgelassen. Aber er konnte sich so gut im Gesicht verstellen, daß er selbst von seinen Bekannten nicht leicht erkannt wurde, namentlich dadurch, daß er das eine Auge schloß und stundenlang so geschlossen ließ. Diese Kunst kam ihm namentlich in der Fehde zustatten, die Christoph von Landenberg mit Graf Gottfried Werner führte; da stieß er oft wie ein reisiger Knecht auf die Feinde, und obwohl sie ihn ansprachen, so kam er doch immer ungehindert und unerkannt davon.

Wir haben oben gehört, daß Graf Gottfried Werner, als der junge Graf Froben Christoph aus Frankreich heimkam und sich immer noch nicht mit seinem Herrn Vater vertragen konnte, einen Tausch machte, und diesen Gra-

fen zu sich nahm; damit war sein Bruder wohl zufrieden und ließ es dabei beruhen. Der junge Graf hat auch später großen Vorteil von dem Grafen Gottfried Werner, seinem Vetter, gehabt, der ihn mit Weib und Kind erhielt. Welche Unannehmlichkeiten er aber auch daneben hatte, was für Worte er über sich ergehen lassen mußte, davon wäre gewißlich noch ein eigenes Kapitel zu schreiben. Deshalb sagten manche von der Freundschaft, als er nach dem Tode des alten Herrn in den Besitz seiner Güter kam, er habe das Seinige nicht ererbt, sondern erdient und unter dem Hütlein zuwege bringen müssen. Er hätte damals nicht sagen können, daß er auch nur einen einzigen Knaben habe, dem er etwas befehlen dürfe; vielmehr mußte er jedem Stallknecht und andern Leuten weichen, auch jedermann gute Worte geben.

In dieser Unterordnung lebte er zehn Jahre oder auch länger, während welcher Zeit er manche wunderbarliche und nachteilige Praktik abwendete, mehr mit Sanftmut und Nachgeben, als mit Trotz und Rauheit. Die jungen Herren heutzutage sind nicht mehr zufrieden, wenn sie auch mit vier, fünf oder sechs Reitern reisen; er war wohl zufrieden, wenn er nur einen einzigen Knecht bei sich hatte. Der war manchmal mit Briefsäcken und anderem dermaßen behängt, wie ein Jakobsbruder mit Muscheln, weshalb Graf Friedrich von Fürstenberg im Spaß von dieser Reiterei sagte, ihn dauere nur der arme Knecht, der säße in und zwischen den Säcken, daß man ihn kaum sehen könne, und wäre zu besorgen, daß er einmal in der Hitze zwischen den Säcken ersticken möchte.

Kurz zuvor war Graf Gottfried Christoph aus Frankreich gekommen, den nahm sein Herr Vater zu sich. Sie vertrugen sich ganz gut, denn der alte Herr ließ ihm viel Kurzweil, daß er zu Seedorf mit einem Diener spa-

zieren reiten und sich mit den Vögeln die Zeit vertreiben konnte. Nun hatte der alte Herr einen Kellermeister, einen guten alten Mann, namens Schleufhans. Der hatte dem jungen Herrn einmal zufällig, ohne alle Absicht, eine Meise totgetreten. Als das der junge Herr sah, gehub er sich über alle Maßen übel, legte sich auf die Bank und tat nicht anders, als wolle er krank werden um die Meise. Dem alten Mann wurde angst bei der Sache, er kannte den jungen Herrn noch nicht recht, und merkte nicht, daß er nur scherzen wollte. Der schlug die Meise auf hundert Gulden an und sagte, wenn er auch hundert bare Gulden beieinander habe, so wäre ihm die Meise doch lieber; schließlich kamen die andern Diener auch dazu. Die merkten den Handel und stifteten einen Vertrag, der Schleufhans solle ihm zehn schöne Meisen dafür fangen und damit alle Ansprüche hinfällig sein.

Der junge Herr blieb bei einem halben Jahr bei seinem Herrn Vater, alsdann kam er gen Zabern an den Hof zu Bischof Erasmus von Straßburg.

Graf Johannes Werner sind große Widerwärtigkeiten zu Oberndorf begegnet wegen einer Gräfin von Zollern, die mit Herrn Jakob Truchseß von Waldburg vermählt gewesen. Damit aber das besser verstanden werde, ist es nötig, alles wie es zugegangen, vom Anfang bis zum Ende zu berichten. Nach dem Tode Graf Eitelfriedrichs von Zollern zu Pavia Anno 1525, als ihm zum zweitenmal von dem spanischen Erzböswicht, dem Antonius von Löwen, Gift gegeben worden war, der ihn zu Gaste geladen, schickte seine Witwe, die eine geborene von Berfell und von Brüssel war, ihre älteste Tochter Johanna zu der Königin Maria, der Regentin der Niederlande, ins Frauengemach, wo sie, bis sie erwachsen war, erzogen und unterhalten wurde. Oft habe ich sie am Hofe glänzen sehen; und trotz ihrer dunklen Farbe verstand sie sich so zierlich und fein zu

halten und zu benehmen, daß sie nur la bella contessa allemanda genannt wurde. Inzwischen hatten Graf Karl von Zollern und Herr Wilhelm Truchseß von Waldburg der Ältere sich einer Heirat wegen verständigt, jener für seine Schwester, Fräulein Johanna, dieser für seinen Sohn, Herrn Jakob. Deshalb schickte der Graf einen seiner Edelleute, namens Peter Hagemann, mit etlichen Reitern gen Brüssel; der sollte die Schwester bei der Königin abholen und in das Schwabenland begleiten. Der alte Bechtold von Flersheim, des Bischofs von Speyer Bruder, war mit Konrad von Sickingen und anderen von seiner Freundschaft damals auch zu Brüssel. Dort hatte Herrn Berchtolds Sohn, Friedrich, eine Freiin von Obritschan aus Österreich, die auch im Frauengemach der Königin weilte, genommen und vor wenigen Tagen Hochzeit gehalten. Nun ritt er mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter wieder heim; der Peter Hagemann gesellte sich mit seinem Fräulein von Zollern zu ihnen. Nun ritt aber einer vom Hof mit der Gesellschaft, ein Niederländer vom Adel, fürwahr ein hübscher, anmutiger Gesell, der in der französischen Sprache wohl Bescheid wußte; er hieß der Seignior Glason, und manch einer hätte da sprechen mögen: „Heu vereor, ne audax nobis mali quid portet!“ Dieser Glason gab dem Fräulein das Geleite vom Hof bis gegen Löwen, wo ich ihn sah. Ob er noch weiter mit ihnen reiste, weiß ich nicht. Der alte Berchtold von Flersheim erzählte mir von wunderhöflichem Gespräch, dessen er auf dem Wege mit dem Fräulein gepflogen, und von seiner Dienstfertigkeit, mit der er fast nie von ihrer Seite wich. Doch das laß ich fahren. Einmal brachte Franz Konrad von Sickingen, der in seiner Jugend wohl etwas gesehen und erfahren, beim Nachtmahl das Gespräch darauf, wie Herzog Karl von Bourbon einst so glänzend Hof gehalten, und in welch hoher Achtung er bei männiglich in ganz Frankreich gestanden; ein solches Leben, wie bei ihm geführt wurde, sei billig für das höchste Glück zu achten. Aber Berchtold von Flersheim, der ein weiser, erfahrener Mann

war, hielt ihm Widerpart und meinte, daß derjenige ein besseres und freudenreicheres Leben führe, der sich mit seinem kleinen Stand begnüge, gesund sei und eine liebe Hausfrau hätte, die hübsch und fromm, auch tugendlicher und gefälliger Sitten. Und das ist auch meines Erachtens die rechte, gründliche Wahrheit, die auch schon früh von gelehrten und erfahrenen Heiden dafür gehalten wurde, wie der Poet Martialis ein solches gutes Leben auch beschreibt.

Sobald die junge Gräfin von Zollern heim zu ihrem Bruder, Graf Karl, kam, wurde bald darauf die Hochzeit mit Herrn Jakob Truchseß von Waldburg gefeiert. Die Hochzeit wurde zu Sigmaringen gehalten, aber die Heimführung zu der Scheer, nämlich am 24. Juni Anno 1539. Wie herrlich es damals zu der Scheer zugegangen, und wie ehrlich alle Herren und Gäste dort bewirtet wurden, das zu erzählen, erforderte ein eigenes Kapitel. Nur eins, was sich auf der Hochzeit zugetragen, will ich erzählen. Während des Amtes ist Herr Jakob Truchseß draußen in dem Gestühl vor dem Chor gestanden, bei ihm und neben ihm waren Graf Gottfried Werner von Zimmern, Graf Jos Niklas und Graf Karl von Zollern und andere. Als man nun über die Grabdenkmäler in der Kirche redete, wo auch einige von den Truchsessen von Waldburg begraben sind, da sagte Herr Jakob, er glaube nicht, daß er hier einst begraben werde; denn sein Wille sei, nicht allda zu sterben, sondern er müsse ein Begräbnis haben wie die Kriegsleute, daß die Vögel ein Stück da hinaus, das andere dort hinaus tragen. Das sagte er damals im Scherz und es ist auch von den andern so verstanden worden. Kurze Zeit darauf aber ist die Weissagung, die er sich selbst gab, durch die Tat bewahrheitet worden; denn als er im Zug gegen die Türken etliche Reiter führte, ließ er sich, wie man sagt, im Trunk aufreden, daß er mit ganz wenigen Begleitern hinausritt und sich in ein Scharmützel einließ; da kam er unter die Türken. Sie hieben ihm das Haupt ab, zogen ihn nackt aus und ließen den Leichnam so liegen. Obwohl man ihn fand und

zu Waizen in der Kirche im Schloß begrub, so war man doch sehr im Zweifel, ob es der rechte Leichnam sei oder ein anderer. Denn dieweil er ohne Haupt und Kleider unter andern Christenleichen auf der Walstatt lag, wie hätte man ihn von den andern genau unterscheiden sollen? — Von seiner Gemahlin, der Gräfin von Zollern, hat er keinen Erben hinterlassen. Die Witwe blieb bei ihrem Schwager zu der Scheer, bis der seinen jungen Sohn, Herrn Wilhelm, mit Graf Friedrich von Fürstenbergs Tochter, Fräulein Johanna, vermählte. Als aber die Hochzeit und die Heimführung vorüber waren, da hieß es auch: „Collige sarcinulas, sicco venit altera naso.“ Also zog sie bald darauf nach Mengen in das Truchsessische Haus, das ihr Witwensitz war. Dort wohnte sie etliche Zeit.

Sie hatte aber eine ledige Bastardschwester bei sich, die hieß man nur die schwarze Anna, weil sie ganz braun und ihrem Vater, Graf Eitelfriedrich, sehr ähnlich war. Der reiste der Jakob Zimmerle, Junker Heinrichs Sohn, so nach, daß sie einander die Ehe versprachen. Der Jakob war immer zu Mengen; er ging in der Witfrau Haus so viel aus und ein, daß viele darüber redeten; besonders ihrem Schwiegervater, Herrn Wilhelm, mißfiel die Geschichte sehr. Graf Karl von Zollern machte sich wegen der Heirat der schwarzen Anna ganz mausig, obwohl viele Leute meinten, es sei eine ebenbürtige Heirat, bei der kein Teil den andern betrog. Die Freunde mußten unterhandeln, aber trotzdem wurde die Einwilligung nur zäh erteilt. Im Grunde war es nicht um die Heirat zu tun, daß der Graf der ledigen Schwester so viel nachfragte, sondern bloß um das Heiratsgut, das er ihr geben mußte und nicht länger zurückhalten konnte. Bei der Verhandlung nun sollte Graf Johann Werner für die schwarze Anna reden. Ich weiß nun nicht, ob er es mit Fleiß tat, oder ob es ihm zufällig so herausfuhr, daß er sie die „hübsche Anna“ nannte; so hieß nämlich eine alte Närrin zu Meßkirch. Daraus entstand ein großes Gelächter und die Herren sagten alle, er hätte sich nicht

versprochen, denn die schwarze Anna habe dergleichen genug gehandelt. Graf Jos Niklas hat alsdann den Zimmerle und sein Weib ganz gnädig bedacht und ihn als Vogt zu Ensisheim eingesetzt. Aber er blieb nicht lange dort in Dienst, sondern zog mit dem Weib nach Oberndorf. — Als er noch Vogt zu Ensisheim war, hatte er am Feiertag oft Langeweile; deshalb ging er mit dem Weib oft hinauf gen Nüsplingen, bei den Bauern zechen. Wenn es dann ans Zahlen ging, so hatte er schon vorher mit ihr vereinbart, sie solle sagen, sie habe das Geld daheim vergessen; alsdann tat er ganz wild und stellte sich als ob er das Weib schlagen wolle. Dann legten sich gewöhnlich die Bauern ins Mittel und sagten: „Ach Junker, seid nicht zornig über die Frau, wir wollen die Zeche bezahlen!" Wenn dann die Zeche von den Bauern bezahlt war, so herrschte wieder Friede im Land. Er wendete aber diesen Trick so oft an, daß es die dummen Bauern schließlich merkten. Sie ließen ihn also mit der Frau ruhig hadern, und er mußte zahlen, oder dem Wirt die Zeche schuldig bleiben.

Die Truchsessin, die Witwe, zog mit guter Einwilligung ihres Schwiegervaters nach Oberndorf. Dort bewilligte ihr Graf Johann Werner allen Schutz und Schirm. Die beiden Schwestern waren so einig miteinander, daß sie auch des Zimmerle, ihres Haushahns wegen, nicht uneins oder zwieträchtig wurden. Es ging so grob zu, daß ihr Bruder schließlich alles merkte. Der nahm Graf Jos, seinen Vetter, zu Hilfe und verhandelte mit Graf Johann Werner um die Bewilligung, daß sie ihre Schwester und Base samt dem Zimmerle aus Oberndorf wegführen dürften, wogegen sie ihm eine Erklärung wegen des Eingriffs oder Einfalls zu geben versprachen. Also wurde die Praktik gemacht. Graf Johann Werner befahl seinen Amtleuten, falls sich Reiterei in der Stadt sehen ließe, sich nicht darum zu kümmern; sie sollten auch die Bürgerschaft ermahnen, sich in keine Gegen-

wehr einzulassen. Im tiefen Winter, Anno 1546, auf den Freitag nach Nikolai, des Morgens früh als sich die Gräfin nichts Argen versah, da fielen bei fünfzig oder sechzig Zollernsche Reiter in die Stadt, samt etlichen Hackenschützen und Fußgängern und gleich auf der Gräfin Haus zu. Die mußte eilends aufstehn, auf ein Roß und davon. Ebenso wollten sie es mit dem Jakob Zimmerle machen und auch mit dem davonfahren; aber er war ihnen zu geschwind und rief das kaiserliche Recht an. Da liefen die Bürger herbei und hielten ihn mit Gewalt beim Recht zurück. Also mußten sie ihn dort lassen; er wurde auf Kosten der Grafen von Zollern aufs Rathaus gelegt und wohl verwahrt. Mit der Gräfin fuhren sie davon. Sie wurde auf Zollern gebracht und dort so lange sie lebte gefangen gehalten; der Zimmerle dagegen blieb lange auf dem Rathaus in Eisen. Die Grafen konnten ihn nicht peinlich beklagen, viel weniger ihm eine Schuld genügend nachweisen; die Oberndorfer aber wollten ihn, weil er das kaiserliche Recht angerufen hatte und ihr Bürger war, nicht herausgeben. Und fürwahr, wenn die Gräfin den Braten nur im mindesten hätte schmecken können, so wäre sie ihnen gen Straßburg entronnen, oder hätte sich zu Oberndorf ins Bürgerrecht eingelassen; alsdann hätten sie wohl zu schaffen gehabt. Als nun der Zimmerle lang in Eisen gelegen und viel Kosten aufgelaufen waren, da mußten sie ihn schließlich auf Urfehde wieder ledig lassen; das geschah den 21. Januarii Anno 1547. Er lebte darauf noch etliche Jahre in großer Armut zu Oberndorf und ist schließlich zu Altoberndorf in einem Wasserbad gestorben.

Die Truchsessin wurde etliche Jahre auf Zollern gefangen gehalten. Dort erbaute man ihr ein eigenes Gemach und hielt sie in strenger Hut. Eine eigene Frau diente ihr; die ist gutwillig bei ihr im Gefängnis geblieben. In der Zeit ihrer Gefangenschaft begab sich einmal, daß, als Graf Jos Niklas nicht zu Hause war, ein großes Wetter über Zollern ging; fünf Donnerschläge schlugen in das Schloß, davon zwei in den Turm oder in das Gemach, wo die Truchsessin ge-

fangen lag; und wenn sie nicht Graf Jos Gemahlin, ohne Zweifel auf Eingebung des Allmächtigen, kurz vorher herausgelassen hätte, so hätten sie und ihre Dienerin nicht mit dem Leben davonkommen können. — Wenige Jahre darauf starb die Truchsessin auf Zollern, wie man meint, aus Unmut und Kummer. Zu Hechingen in dem Zollernschen Begräbnis wurde sie begraben. Der Allmächtige sei ihr gnädig und verzeihe uns allen unsere Sünden! Man erzählt, es sei einige Zeit darauf der Meßner zu Hechingen eines Morgens einmal in die Kirche gegangen; da habe er eine lange schwarze Frau mit einem weißen Überwurf bei dem Grab knien sehen, die sei bald darauf verschwunden; der Meßner soll aber ob diesem Gespenst so erschrocken sein, daß er krank wurde und nur kümmerlich wieder aufkam. Man vermutet, es sei der Truchsessin Geist gewesen; aber Gott, dem nichts verborgen, weiß die Wahrheit.

Es pflegt hernach Graf Jos von Zollern oft im Scherz zu sagen, er wolle den Reim zu Nürnberg nicht auswischen, der da besagt, wer nicht Huren und Buben unter seinem Geschlecht habe, der dürfte das Verslein mit guten Ehren auswischen. Man erzählt, als Kaiser Maximilian nach Nürnberg kam, da habe er auch nach dem Reim gefragt, und als man ihn dazu führte, lächelnd gesagt: „Nun, nun, der Reim soll von mir nicht ausgewischt werden."

Anno 1543 erlitt Gottfried Werner zu Wildenstein einen Schlaganfall am Haupt, so daß er bereits alle Hoffnung aufgab; aber obwohl niemand zugegen war, der ihm Rat und Hilfe spenden konnte, so kam er doch wieder zu sich und konnte nach Meßkirch reiten. Er war noch nicht zwei oder drei Tage in Meßkirch, da kam der Anfall wieder und raubte ihm fast das ganze Augenlicht. Er schickte eilends nach Doktor Georg Hahn, dem alten Medikus von Überlingen, dem er aus alter Bekanntschaft besonders vertraute. Der half ihm in wenigen Tagen, so daß ihm die

Sehkraft ziemlich wiederkam, jedoch behielt er einen Mangel so lang er lebte. Er sah, je nachdem der Mond zu- oder abnahm, obwohl er manchem nur zuviel sah. Ich erfuhr, daß er sehen konnte, wenn einer über die Schloßbrücke ging und nur einen Sporen anhatte und dergleichen. Mehrmals betrogen ihn auch seine Augen, so daß er, wenn er einen ansah, meinte, es wären zwei. Zuzeiten sah er auch manchmal einen Menschen oder ein Haus nur halb, den andern Teil konnte er nicht sehen. In seiner Krankheit kam sein älterer Bruder, Graf Johann Werner, einmal zu ihm und wollte ihn besuchen. Er fragte ihn, wie weit er denn noch sehen könne. „Ungefähr auf zwanzig oder dreißig Schuh," sagte der, und zeigte ihm einen Vogelkäfig in der Stube; soweit reichten seine Augen. Da sagte Graf Johann Werner: „Ach, lieber Bruder, dann stehen deine Sachen gottlob noch gut, wenn du noch soweit sehen kannst; denn wenn du auf diese Entfernung gesehen hast, dann nimmst du dir wieder soviel Wegs vor, und auf diese Weise kannst du bis nach Rom kommen und genug dazu sehen." Die dabei waren lachten über diesen Rat, jedoch nur heimlich und im stillen; aber Graf Gottfried Werner ärgerte sich sehr darüber, obwohl er nicht dergleichen tat oder sich etwas anmerken ließ. Dieses Wort ist dann weit herumgekommen, denn man erzählte es Herzog Ulrich von Württemberg bei der Tafel; auch in Sachsen wurde es an des Kurfürsten Tisch aufs Tapet gebracht und ist viel davon gesagt worden.

Doktor Jörg Hahn hat viel Fleiß und Mühe dem Grafen gewidmet und ihm des Gesichts wegen ziemlich wieder aufgeholfen. Er riet ihm, Zorn und Traurigkeit zu meiden, auch sich aller Geschäfte zu entschlagen. Der alte Herr konnte es aber nicht; es war ihm ganz unmöglich. Ich sah oft, wie der Doktor Jörg zu ihm kam und ihm riet, alle Launen fahren zu lassen; das versprach ihm dann der alte Herr mit Handschlag, während wir doch alle im

voraus wußten, daß er es nicht halten könne. Der Doktor kehrte kaum den Rücken, und er sah einen Jungen ein Hölzlein nicht richtig vom Boden aufheben, so war er im Harnisch und fing einen Handel an, als ginge es um ein ganzes Dorf. Doktor Jörg hatte ihm eine kostbare Latwerge aus Goldperlen und edlem Gestein herrichten lassen, an der nichts gespart wurde; die sollte ihn fröhlich machen; aber ich glaube, wenn er auch die ganze Apotheke aufgegessen, so hätte es ihm nicht geholfen. Er hatte stets um sich seinen jungen Vetter, einen Scherer oder Barbier, genannt Jakob Maienbronn, einen Diener namens Wirt, der damals sein Kellermeister war, und den alten Pfaffen, den Hans Weingeber, von dem in dieser Historie viel seltsame Schwänke berichtet werden. Von denen wollte er haben, sie sollten ihm untertags, wenn der Doktor nicht zur Hand, immer etwas erzählen. Das geschah nun soviel als möglich. Der eine erzählte ihm etwas von Frankreich, der andere vom Niederland, der dritte aus Ungarn und Siebenbürgen, der eine das, der andere jenes. Weil aber nun dieses Erzählen etliche Tage nacheinander währte, so ging ihnen der Stoff dermaßen aus, daß sie manchmal die Geschichten wieder von neuem auftischen mußten. Da kam ihnen aber der Medikus zu Hilfe, der sagte, der Graf solle nicht immer dem vielen Geschwätz zuhören, denn dadurch würde der Kopf geschwächt und das Gemüt nur noch mehr zerstört. Schließlich brachte ihn der Doktor wieder ziemlich zurecht, so daß er wieder zu guter Vernunft kam und seine Sachen besser ordnen konnte, als manchen seiner Verwandten und Nachbarn lieb war. Obwohl er später glaubte, es sei ihm Gift gegeben worden, so hörte ich doch von dem Arzt, seine Krankheit sei nur von zu vielem und überflüssigem Gebrauch des Werkes der Liebe gekommen, wie das die Ärzte und die Gelehrten nennen.

Weil ihm nun der Medikus geraten hatte, alle Traurigkeit zu meiden und fröhliche Leute um sich zu haben, so mußte der alte Pfaffe, der Weingeber, viel um ihn sein; mit dem spielte er Brett. Wenn er dann den Pfaffen vexierte oder absichtlich falsch spielte, so wollte es der nicht leiden, reizte den alten Herrn mit bösen Worten oder fiel ihm in die Hände und zerkratzte ihm die Finger; alsdann war der Frieden aus, und der Pfaffe mußte davon; er jagte ihn aus der Stube, warf die Würfel oder die Brettsteine hinter die Tür, manchmal auch zum Fenster hinaus. Wenn er also den Pfaffen erzürnen wollte, so wurde er selbst noch viel zorniger. Aber es stand oft nur eine kleine Weile an, da bedachte sich der alte Herr und man mußte den Pfaffen wieder holen. Da waren sie dann gleich wieder einig. Manchmal mußte der Weingeber dem Grafen das Benedicite oder Gratias bei Tisch beten. Nun hatte er aber die Angewohnheit, daß er es unmöglich ansehen konnte, wenn einer das eine Auge gegen ihn zumachte und ihn so anblinzelte; da war aller Frieden bei ihm aus. Namentlich wollte er das von dem jungen Herrn nicht leiden und sagte, er habe einst einen Vetter zu Überlingen gehabt, einen Metzger, der auch nur ein Auge hatte und ihm besonders Feind gewesen sei; an den müsse er immer denken, wenn einer das Auge so zuhielte und könne nicht ärger erzürnt werden. Wenn er nun vor oder nach Tisch beten sollte, und der junge Herr das Auge so gegen ihn zuhielt, wurde er dermaßen wütend, daß er gleich irr ward und nicht mehr weiter beten konnte; er drückte beide Augen zu und fing das Gebet wieder von vorn an. Seine seltsame und streitige Weise wurde ihm von dem alten Herrn oft untersagt, aber es half nichts, denn die alten Hunde sind schwer zahm zu machen, wie man gewöhnlich sagt. Von seiner schleckerhaftigen Weise und welche Bosheiten ihm deshalb widerfuhren, wäre ein besonderes Kapitel zu erzählen. Man schüttete ihm oft Schalen von großen Krebsen vor die Tür oder hängte ihm

viele Rehfüße, Hennenbeine und große Fischgräten davor. Wenn er dann das sah, so kränkte er sich sehr, daß er nicht hatte mitessen dürfen. Er war so gefräßig, daß er einen ganzen gebratenen Fisch und eine Henne auf einmal essen konnte, sprach aber dabei, er sei krank und hätte nicht besonders Lust zum Essen. Als dem Paule Bader einmal zur Ader gelassen wurde, faßten die Herren das Blut in eine Wurst, ließen die kochen und dem Pfaffen vorsetzen. Der fraß sie auf, und sie schmeckte ihm sehr gut. Als man ihm aber dann erzählte, was er gegessen, konnte er die Wurst nicht mit sich heimtragen. Er kam auf ein großes Alter und ist mit achtzig Jahren im Schmalkaldischen Krieg zu Meßkirch gestorben. Ich glaube sicher, wenn er nicht ein Gewächs gehabt hätte, so wäre er wohl hundert Jahre alt geworden.

Im Jahre 1543 haben die alten Herren Brüder von Zimmern ihrer Bastarde und ledigen Kinder halber eine Vereinbarung getroffen, wonach jeder nicht mehr als zweihundert Gulden Kapital bekommen sollte; und wenn einer in den geistlichen Stand trete, so sollten die zweihundert Gulden in eine Leibrente umgewandelt werden. Falls einer einem ledigen Kind mehr geben wolle, so könne er das tun, aber nur in bar und nicht in liegenden Gütern; sonst soviel er wolle. Bald darauf vermachte Graf Gottfried Werner seinen Bastardsöhnen jedem ein Kapital von tausend Gulden, und damit diese Verschreibung um so mehr Kraft habe und von den Erben um so weniger angefochten werde, so ließ er die Urkunden von seinem Vetter Graf Froben Christoph mit eigener Hand schreiben.

Graf Froben Christoph war noch nicht länger als ein Jahr bei seinem Vetter Graf Gottfried Werner in Meßkirch, so nahm sich der schon vor, ihn zu verheiraten. Er verhandelte an verschiedenen Orten, es glückte aber nicht, bis schließlich ein Fräulein von Eberstein ins Spiel kam, die

Tochter Graf Wilhelms von Eberstein und der Frau Johanna Gräfin von Hanau-Lichtenberg. Die Heiratsabrede wurde zu Hechingen im Jahre 1544, den sechsten Tag des Monats Februarii getroffen. Kurz vor dem Heiratstag zu Hechingen war der junge Graf Froben Christoph mit Graf Jos Niklas von Zollern nach Eberstein geritten, um das Fräulein zu sehen und sich selbst auch sehen zu lassen. Wie er aber bei dieser Fahrt mit Kleidern ausstaffiert war, davon wäre viel zu sagen. Als Ehrenkleid trug er einen Mantel mit viel Samt verbrämt; der hatte dem alten Herrn gehört und war dem jungen viel zu groß und zu lang und auf eine ganz ungebräuchliche Fassion gemacht. Der gute Herr ward damit wohl verspottet; er mußte es geschehen lassen, konnte nichts tun, wenn man schon sagte, er habe einen Barbiersmantel an. Der alte Herr hatte eben die Manier an sich: wenn er glaubte, daß man vor etwas Abscheu habe, so mußte es erst recht und mit Gewalt sein. Das erfuhr der junge Herr damals auch.

Die Zimmernsche Hochzeit wurde noch in demselben Jahr, 1544, zu Schloß Eberstein gehalten, am Montag nach dem Sonntag Misericordia domini. Graf Gottfried Werner konnte seiner blöden Augen wegen nicht selbst zur Hochzeit kommen; aber Graf Johann Werner und Graf Wilhelm Werner reisten hin. Nicht einmal der Kleidung wegen konnten sich die alten Herren vergleichen; denn während Graf Gottfried Werner sein Gesinde in Rot kleidete, so gingen die beiden andern Grafen mitsamt ihrem Gesinde in grünen Röcken. Viele Leute wunderten sich über die Ungleichheit, daß sich die Grafen nicht einigen konnten. Die alte Frau von Henneberg sagte manchmal, bei den Zimmern sei es so Brauch: solang sie jung seien, gingen sie ganz altfränkisch einher und in schwarzer, ehrbarer Kleidung; wenn sie aber auf ihr Alter kämen, so trügen sie grüne Röcke und anderes, gerade als ob sie noch jung wären. Graf Jos Niklas, als Unterhändler dieser Heirat, sollte auch zu der Hochzeit kommen; aber er mußte als Erbkämmerer auf dem Reichstag zu Speyer erscheinen, wollte vielleicht auch persönlich nicht gern kommen, anderer

Ursachen halber, die ich jetzt zu erzählen übergehen will. Seine Gemahlin aber, des alten Grafen Gottfried Werner Tochter, kam. Der Hochzeiter wurde ganz frugal und karg auf die Reise geschickt; die beiden alten Herren, seine Vettern, gaben ihm 24 Gulden, das war seine Barschaft, dazu hatte er noch 50 Gulden heimlich entlehnt. Mit Kleidern war er nicht auf den Schein und Glanz, auch nicht mit Überfluß ausgerüstet, so daß er auch wie Graf Karl von Zollern hätte sprechen können; wie der nämlich einen Fuhrmann des Herzogs von Mantua in seinen prächtigen Gewändern sah, meinte er, der sei besser gekleidet, als er auf seiner Hochzeit. Kurz, es war um den jungen Herrn damals kein Überfluß, er mußte sich behelfen, auch viel Gespött und allerlei Reden mit anhören, die aber seither vergolten und redlich bezahlt worden sind.

Er reiste mit seiner Base, der Gräfin von Zollern und ihren Frauen und einigen vom Adel, die ihr dienten. Unterwegs nun, noch ehe man gen Altensteig kam, wurde sie sehr krank. Man ängstigte sich sehr und besorgte, man müsse sie wieder zurückbringen, aber schließlich brachte man sie doch mit Mühe und Not nach Altensteig. Dort stießen die beiden alten Herren, Graf Johann Werner und Graf Wilhelm Werner, zu der Gesellschaft. Nun war an dem Abend Graf Johann Werner so fröhlich und voll seltsamer Sprüche, daß sich die Gräfin von Zollern wieder gesund lachte und alle Krankheit vergaß. Am andern Morgen waren alle von der Hochzeitsgesellschaft beizeiten auf, und nach der Suppe ritt man davon, gen Eberstein. In dem Tumult aber vergaßen die Diener das Zahlen; das geschah ohne Wissen ihrer Herrn wohl mit Fleiß zufällig. Hätte es der Wirt vergessen, so hätten sie es auch vergessen gehabt, ihren Herrn aber die Ausgabe wohl verrechnet. Wie man aber eine gute halbe Meile von Altensteig weg war, kam der Wirt nach und sagte, sie hätten nicht alle bezahlt.

Und wie man nun lang herumfragte, fand man auch den Buben. Der Wirt ward bezahlt, aber denen, die es „übersehen" und ihren Herrn den Spott aufgeladen hatten, geschah nichts weiter darauf.

An selbigem Tage hatte der Bräutigam seine Kleider und sein Gepäck mit dem Hänsle Wildenberger nach Eberstein vorausgeschickt. Der Schneider aber hatte sich am Morgen vollgesoffen und verirrte sich auf dem Weg in den Wäldern. Als nun die Gäste nach Eberstein kamen, schickte man einige zu Roß und zu Fuß aus, die suchten ihn mit seinen Eseln; zum Glück hatten sie große Schellen, sonst hätte man sie im Wald nicht hören können.

Am Zinstag nach Miserikordia, nach dem Hochzeitstag, gegen Abend, kam Graf Johann Christoph, Domdechant des hohen Stiftes Straßburg, mit seinem Bruder Graf Gottfried Christoph, der damals zu Zabern am Hof war, auch gen Eberstein. Am andern Morgen ging der jüngere Herr mit seinen beiden Brüdern, die ihm freilich dabei nicht gern dienten, zu seinem Vater und bat ihn, ihm zum geistlichen Stand zu verhelfen, besonders, daß er als Domherr auf dem Stift in Straßburg angenommen werde; auch die beiden Grafen Wilhelm von Eberstein und von Zimmern ersuchte er um ihre Vermittlung. Die älteren erwogen dieses Begehren des jungen Herrn reiflich, das ganze Geschlecht auf einen einzigen kommen zu lassen; man dachte auch daran, wie früher schon auf ähnliche Weise andere Grafengeschlechter, wie die von Rheineck und von Wertheim, in Abgang geraten waren. Jedoch auf die vielen Bitten Graf Gottfried Christophs hin und nach langer Beratschlagung willigte man ein. Kurz darauf wurde dem jungen Grafen eine Domherrenpfründe auf dem hohen Stift zu Straßburg verliehen. Er brauchte sein Abkommen von zweiunddreißig Ahnen nicht nachzuweisen, weil das schon früher durch seinen Bruder geschehen war; doch mußte er nach dem alten am Stift

üblichen Brauch, durch das Zeugnis zweier geistlicher Prälaten und zweier illustrer Personen dartun, daß er Graf Johann Christoph, des Domdechants leiblicher Bruder, wäre, von Vater und Mutter her. Das geschah unverzüglich. Alsdann wurden ihm die niederen Weihen zu Zabern gespendet, und er begab sich vom Hof des Bischofs Erasmus zu seiner Residenz nach Straßburg, wo er etliche Jahre blieb, bis ihm sein Bruder das Kanonikat zu Konstanz übertrug. Oft hörte ich von ihm, daß ihn sein Übertritt zum geistlichen Stand niemals gereut hat.

Man sagt gewöhnlich, man solle auf den Hochzeiten und Heimführungen voll sein; das geschah auch da. Graf Hans Jakob von Eberstein lud die Gäste alle zu sich ein in seine Behausung nach Gernsbach. Dort war man froh, und den Gästen wurde nach deutschem Brauch so zugetrunken, daß keiner nüchtern davonkam. Der Bräutigam wurde auch nicht vergessen; der ward vielmehr so zugedeckt, daß er, als man am Abend wieder in Eberstein war, beim Tanz wie ein Block umfiel. Alles erschrak, weil man glaubte, es habe vielleicht sonst eine Ursache. Am Morgen aber, als er ausgeschlafen hatte, war es ihm wieder gut, und es war nur eine Weinkrankheit gewesen. Kurz vor der Hochzeit hat sich auch ein guter Schwank begeben, den ich nicht unterlassen kann, hier zu erzählen. Graf Wilhelm von Eberstein hatte einen Bauersmann in einem Dorf, der hieß Mos Pron, wurde aber nur der Benedikt genannt. Der war über alle Maßen schleckerhaft und kam oft hinüber nach Eberstein; dort wollte er immer in der Küche von dem Essen haben, das die Herren gern essen, und machte damit den Koch ärgerlich. Wie er nun wieder einmal kam und ein Gericht haben wollte, das die Herren gern essen, aber auch mit Senf dabei, ließ er beim Weggehen ein paar lederne Handschuhe auf dem Küchenbrett liegen. Der Koch nicht faul, nahm sie, hackte sie ganz klein, ähnlich wie man die Kutteln in kleine Vierecke hackt, machte eine Gewürzsauce

mit Senf daran und gab es dem Bauer, als er wieder in die Küche kam. Wer war froher als der Bauer mit seinem feinen Essen? Er schlemmte davon nach Herzensluſt.

Graf Johann Christoph, der Domdechant von Straßburg, hatte solatii causa und damit man um so besser mit kurzweiligen Räten versehen war, einen Doktor von Straßburg mitgebracht, der hieß Doktor Peter Dillenbach; man hieß ihn aber nur den Doktor „Fiel in Bach". Sein Vater hatte auch Peter Dillenbach geheißen, war ein Magister artium und vor Jahren Prokurator zu Rottweil am Hofgericht gewesen. Als aber des Glaubens und anderer Dinge halber eine große Meuterei und Aufruhr zu Rottweil ausbrach, wurden viel ansehnliche und ehrliche Bürger von der Gegenpartei aus der Stadt verwiesen. Unter denen war auch dieser Peter Dillenbach. Er zog mit Weib und Kindern nach Straßburg und wurde dort Redner vor dem Großen Rat und ist auch daselbst etliche Jahre darauf bei einem allgemeinen Landsterben umgekommen. Weil ihm aber von den Rottweilern eine solche Schmach angetan worden war, und er seines Erachtens unschuldig und unüberwiesen vertrieben worden war, und ferner auch, wie man sagt, weil sie allerlei hatten aus ihm herauspressen wollen, so rächte er sich an ihnen. Seit nämlich Kaiser Konrad III. der Stadt Rottweil das Hofgericht über mehrere Provinzen und Länder übertragen hatte, wurden alle Gebräuche und Statuten dieses Hofgerichts heimlich von dem Rat zu Rottweil wohl verwahrt, also daß niemand außer den geheimsten Urteilssprechern das Gerichtsbuch zu sehen bekam. Deshalb konnte auch kein Auswärtiger sich nach diesen Statuten richten. Dieses Gerichtsbuch nun, das so viele Jahre hindurch dem gemeinen Mann und selbst den Prokuratoren vorenthalten worden war, brachte der Peter Dillenbach mit Listen heraus. Er ließ es heimlich abschreiben und öffentlich durch den Druck verbreiten. Damit waren die sibyllinischen Bücher und das große Geheimnis geoffenbart. Die Rottweiler stellten ihm seitdem vielfach nach, aber er war ihnen zu ge-

schwind; ihr Arm und Hand waren zu kurz, um bis nach Straßburg zu reichen. Männiglich sah durch die Finger und gönnte es den stolzen, hochmütigen, groben Bauern, daß es ihnen diesmal fehlgeschlagen war.

in Sohn dieses Meister Villenbach war nun der Doktor Peter, den der Domdechant von Straßburg mit nach Eberstein auf die Hochzeit brachte. Er hatte in seiner Jugend viel in Frankreich, Italien und Deutschland studiert, aber wenig in den Sprachen oder sonstwie promoviert, weshalb er von bekannten Edelleuten und andern nur der gelederte Doktor mit der Eselshaut überzogen, genannt wurde. Daneben ließ er sich wunderbarlich auf das Tier mit den langen Ohren setzen, so daß männiglich darüber lachen mußte. Er blieb aber manchmal bloß bis zur Hälfte des Imbisses, dann lief er davon. Seiner Possen wegen war er weit und breit bekannt und angenehm. Auf der Hochzeit zu Eberstein war er nun nicht der geringste unter den Tänzern und hoffte damit besonderes Lob zu erlangen. Er hatte die Gewohnheit, fremdartige Kleider und Schuhe zu tragen, die Aufsehen machten. Diesmal brachte er auf die Hochzeit französische Schuhe mit, wie sie in Frankreich damals Mode waren; die waren dem Fuß nachgeformt, aber vorn spitzten sie sich zu und ganz vorn liefen sie in zwei lange Spitzen aus. Weil sie aber ausgeschnitten waren, so hätten sie mit seidenen Schnüren angebunden werden sollen. Der Doktor wollte sich aber beim Tanzen vor andern auszeichnen und band sie nicht mit Schnüren; wenn er nun beim Tanzen herumsprang, so schlenkerte er sie weit in den Saal hinaus und nach dem Tanz suchte er sie wieder. Manchmal mußten auch die Pagen und andere Leute ihm helfen suchen und die Schuhe wieder unter den Bänken hervorholen. Das geschah nun so oft und so viel, daß die Alten des Doktors glorioses Gebaren verdroß, namentlich Graf Johannes Werner zog seinen Bruder, Graf Wilhelm Werner, und Graf

Philipp von Hanau zu sich, um dem Tanz zuzusehen. Die weihte er in seinen Plan ein, befahl darauf zwei Knaben, auf den Doktor Acht zu geben, und wenn er wieder die Schuhe von sich werfe, sie sogleich zu holen, aufzuheben und ihm zu bringen, alles aber ganz heimlich. So geschah es, denn der Doktor hatte eine wilde Art beim Tanzen, verdrehte sich und sprang, wie ein feiner Saffrian. Die Knaben waren behend und brachten die Schuhe Graf Johann Werner; der schnitt schnell die vier Spitzen weg, so daß sie wie alte Schweizer Schuhe aussahen. Alsdann wurden die verstümmelten Schuhe wieder unter den Haufen im Saal geworfen. Als nun der Tanz zu Ende war, suchte der Doktor nach Gewohnheit wieder seine Schuhe; als die Knaben sie ihm gleich brachten, wollte er sie nicht kennen und annehmen, sondern warf sie in großer Ungeduld wieder von sich. Schließlich aber, als ihm die Schuhe immer wieder vor die Augen kamen, und als er wahrnahm, daß die Spitzlein vorn abgeschnitten waren, erzürnte er und klagte den Herren, einem nach dem andern die Beleidigung, die man ihm angetan, mit großem Ernst; besonders gab ihm Graf Johann Werner recht und bestärkte ihn noch in seinem Zorn. Der Doktor drohte öffentlich, wenn er den erfahre, der ihm das getan, so müsse er unter seinen Händen sterben, er sei gleich hohen oder niedern Standes. Namentlich hatte er den Herrn Domdechant und seinen Herrn Bruder, Graf Gottfried Christoph, im Verdacht, daß sie es ihm getan oder doch angestiftet hätten. Alles wollte sich über den Doktor fast krank lachen. Wie er nun schließlich merkte, daß sich niemand über seinen Zorn oder seine Drohungen entsetzen wollte, gab er sich zufrieden und ließ Rüben Birnen sein.

Sechs Monate nach der Hochzeit war die Heimführung zu Meßkirch, denn weil die Gräfin so bald schwanger geworden, so fürchtete man, wenn man die Heimführung länger verzögere, könne sie später in guter Zeit über-

haupt nicht mehr geschehen. Außerdem war es ein beschwerliches Ding, daß der junge Herr so oft die Reise über den rauhen Schwarzwald machen sollte, entweder über den Grund vor Altensteig oder über den Schramberg vor Dornstetten hinaus. Also verglichen sich die alten Schwiegereltern, und die Heimführung wurde auf die Woche nach Galli Anno 1544 festgesetzt. Damals kam Graf Wilhelm von Eberstein mit seiner Gemahlin und brachte drei Töchter mit, Fräulein Amalia, Fräulein Elsbeth, Fräulein Felicitas und Graf Froben Christophs Gemahlin. An dem Sonntag nun, als die Gäste nach Meßkirch kommen sollten, kam beim Morgenessen ein Schreiben von Graf Haug von Montfort, betraf eine Tagsatzung zu Ravensburg, die bald darauf von Grafen und Herren und ihren Verwandten abgehalten werden sollte. Über diesem Schreiben und der Antwort saß man fast den ganzen Nachmittag, obwohl es nötig gewesen wäre, daß die beiden alten Herren mit den andern den Gästen entgegenritten. Aber Graf Gottfried war ein so wunderbarlicher und seltsamer Mann, daß er, ungeachtet aller andern Geschäfte und der bevorstehenden Heimführung, zuerst die Antwort an Graf Haug erledigt haben wollte. Diese Antwort nun mußte aber Graf Froben Christoph aufsetzen und niemand anders. Also saß man über dem Brief vom Morgenessen bis gegen Abend, und die beiden Herren, der alte und der junge, feilten an der Antwort lang herum, obwohl bei solchen Korrespondenzen gewöhnlich der erste Entwurf der beste ist. Ein Bote und eine Nachricht kam nach der andern, die fremden Gäste wären jetzt da, dann da, so daß die Zeit schließlich gar kurz wurde. Die Edeln und Lehensleute wunderten sich alle, warum der alte Herr das getan, obwohl doch kein Zweifel sein konnte, daß er es den Leuten zuleid und zum Verdruß tat, damit niemand ein Gefallen geschehe, und alles nur nach seinem Kopf ginge. Daß aber die beiden Herren so lange an einem gewöhnlichen Brief schrieben, ist nicht zu verwundern, denn der alte Herr hat Jahr und Tag keinen

Schreiber gehalten; der junge Graf hat alles versehen müssen und dazu noch viel böse Worte bekommen. Ob es aus Geiz geschah oder dem jungen Grafen zum Vorteil, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat sich dieser dadurch zwei Handschriften angewöhnt; die eine für den Text und die andere für die Unterschriften, damit man den Handel nicht merke. — Obwohl nun die Heimführung mit wenig Pracht und Kosten geschah, so hatte Graf Gottfried Werner, der Hausvater, doch für die besten deutschen und welschen Weine gesorgt, auch Wildbret und gute Fische vom Bodensee kommen lassen, damit die Gäste nach der alten deutschen Manier wohl bewirtet würden. Besonders der Stollen zu Süpplingen war in selbigem Jahr geraten; der schmeckte den Gästen so gut, daß sie ihn allem Reinfal, Malvasier und andern starken welschen Weinen vorzogen. Und fürwahr, man hätte ihn für einen ausbündig guten neuen Rheinwein halten können. Seitdem ist aber der Stollengarten in großen Abgang gekommen, denn der alte Herr befahl den Winzern, nach der Menge zu bauen und nicht nach der Güte. Deshalb sind die alten guten Reben abgegangen und dafür andere, die nur viel Wein gaben, gezogen worden; während doch die Rebleute schon von sich aus dazu neigen, nach der Menge und nicht nach der Güte zu bauen. Als nun der Weingarten schier ganz verdorben war, schenkte ihn der alte Herr seinem Vetter. Der ließ ihn nach und nach wieder herrichten und edle Reben einlegen. Der Schaden konnte aber in vielen Jahren darauf nicht wieder eingebracht werden.

In den Fasten des Jahres 1545 ist die Gräfin am Freitag nach dem Sonntag Invokavit des Morgens zwischen fünf und sechs Uhr glücklich einer Tochter genesen; die ist noch an demselben Tag während dem Amt zu St. Martin getauft und Anna genannt worden. Gevatter waren Abt Gerhard von Petershausen, ein Dornsberger, und dann

Graf Jos Niklas Gemahlin. Weil sie aber damals zu Hechingen war und nicht so bald erscheinen konnte, so wurde das Kind an ihrer Stelle von Hans Weiglins Weib, einer Hippin von Rotenburg, aus der Taufe gehoben. Abt Gerhard war während der Lutherei vor etlichen Jahren zu Petershausen vertrieben worden; die Konstanzer hatten ihm das Kloster eingenommen und einen Verwalter darauf gesetzt. Darum zog er in den Pfarrhof zu Sauldorf; dort wohnte er während des Schmalkaldischen Krieges; alsdann zogen die Domherren, der Abt und alle Klerisei wieder heim. Der Abt hatte damals einen jungen Menschen bei sich, der nicht recht bei Verstand war, einen Vetter oder Verwandten von ihm und des alten Eustach Kaufmann von Überlingen Sohn. Der trieb viele seltsame Händel, womit er dem Abt die Zeit verkürzte. Gleich nach dem Schmalkaldischen Krieg nahm ihn dann Bischof Hans von Konstanz zu sich. Da kam er nun einmal nach Meersburg zu den jungen Schreibern in die Kanzlei; die trieben ihr Affenwerk mit dem Gauch. Wie der Jos einmal auf die Gasse sah, machten sie das Fenster auf und packten ihn am Hals, so daß er weder hinter sich noch vor sich sehen konnte. Inzwischen stupften ihn die Schreiber, der konnte sich aber nicht anders wehren, als daß er mit den Füßen hinter sich trat. Als er sich nun nicht anders losmachen konnte, schrie er auf die Gasse hinaus: „Feurio! Feurio! es brennt, es brennt, liebe Leut, helft! helft!" Darüber erschraken die Schreiber, befürchteten, es werde einen Auflauf geben und sie könnten sich bei dem Bischof nicht ausreden. Sie ließen ihn also los und schalten ihn nur, daß er mit seinem Geschrei einen solchen Lärm mache. Wie nun der gute Jos die vielen Leute sah, die herbeirannten, sah er wieder zum Fenster hinaus und rief: „Ach, liebe Freund, zieht wieder heim! es gilt nicht, ich bin ein Narr, ich bin ein Narr!" Darüber mußten alle lachen und gingen wieder heim. Als der Bischof Hans später die Geschichte erfuhr, hat sie ihm besonders gut gefallen. Wenige Jahre vorher hatte Graf Gottfried Werner dem Vater

dieses Jos, dem Eustachius Kaufmann, sein Haus zu Überlingen, oberhalb den Barfüßern im Dorf, für 1500 Gulden abgekauft; ein schöner Weingarten gehörte dazu, der lieferte jährlich etliche Fuder Wein. Dafür mußte er der Stadt jährlich zwanzig Gulden Steuer bezahlen. Sobald er es gekauft hatte, wollte er gleich die Reben aus dem Garten hauen lassen und einen Baumgarten daraus machen, aber man riet ihm von dieser ungereimten Laune so viel ab, daß er es schließlich doch sein ließ.

Das Domkapitel in Straßburg hatte den Brauch, jedes Jahr, nach Abschluß der Rechnungen, eine Jahresabrechnung abzuhalten, die man Generalkapitel nannte; dann reisten alle Domherren, die gerade zu Straßburg weilten, miteinander nach Erstein, einem namhaften Marktflecken ungefähr drei Meilen von der Stadt, der dem Kapitel gehörte. Dort blieben sie dann etliche Tage und führten ein Pfaffenleben mit den besten Weinen und Bißlein; sie haben auch dort die schönsten Fischereien an der Ill, die man im ganzen Elsaß findet. Nun war es Brauch, daß die Herren sich auf dem Wasser viel Schalkheiten mit Spritzen, Begießen und Werfen taten; damit hatten sie auch den Grafen Ludwig von Hohenlohe dazu gebracht, daß er sich nicht mehr an der Lustpartie beteiligte, weil es, wie er sagte, ein sorgliches Ding mit dem Wasser sei. Wie sie nun im Jahr 1547 wieder einmal hinausfuhren, hatte fast jeder von den Domherren sein eigenes Schiffle; darauf ließen sie sich auf dem Wasser herumführen. Graf Gottfried Christoph hatte in seinem Kahn nur den Schiffmann und Graf Bernhards von Eberstein Schreiber, einen jungen versoffenen Löffel, der da meinte, wie sich die Herren benahmen, könnte er auch tun; namentlich wenn der Herr den Rücken kehrte, war er ganz ausgelassen und wollte alle Streiche versuchen. Als nun das Werfen begann von einem Schiff zum andern, mit dem langen Kraut, das in der Ill wächst, kam viel Wasser

in die Kähne. Das sollten nun die Diener mit den Schaufeln ausschöpfen. Das geschah in Graf Gottfrieds Schifflein auch von dem Ebersteinischen Schreiber, der schöpfte das Wasser auch heraus, manchmal aber, wenn sein Herr nicht Acht gab, begoß er den Grafen mit Fleiß zufällig. Das geschah nun etliche Male, so daß der Graf den Schreiber bat, das bleiben zu lassen; er entschuldigte sich aber, hoch und teuer, man tue ihm Unrecht, jedoch ließ er nichtsdestoweniger mit dem Begießen nicht nach. Schließlich stand der Graf auf, nahm ihm die Schöpfe aus der Hand, die der nicht gleich hergeben wollte, es wurde ein Zank daraus und in dem Krieg begann das kleine Schifflein zu schwanken. Der Schreiber gab dem Grafen einen Stoß und der Graf erwischte den Schreiber, so daß sie beide kopfüber vor den Augen aller Grafen und Herren, die ihnen nicht helfen konnten, ins Wasser fielen. Als sie miteinander auf den Grund kamen, machte sich der Schreiber mit Gewalt los und schoß wieder in die Höhe, denn sonst wären sie unfehlbar beide ertrunken. Der Graf aber, der nicht schwimmen konnte, blieb im Wasser, und fast eine Viertelstunde und darüber liegen, so daß sich weder sein Bruder, der Domdechant, noch die andern Herrn seines Lebens versahen und alle meinten, er wäre ertrunken. Sie beratschlagten und zankten schon miteinander, wo er begraben werden solle, und vergeudeten damit so viel Zeit, daß es dem guten Grafen im Wasser leicht hätte das Leben kosten können. Schließlich hieß man die Fischer ihre Haken und Netze auswerfen, um den Leichnam aus dem Wasser zu ziehen, und der Allmächtige gab auch die Gnade, daß man den Grafen gerade an der Stelle, wo er ins Wasser gefallen, wieder fand. Er schoß in die Höhe und wollte in Schrecken sich an das Schiff klammern, aber das ließen die Schiffsleute nicht zu, weil er den Kahn sonst umgezogen hätte; sie hielten ihm ein Ruder hin, das der Graf ergriff, stachen ihm mit einem Haken durch das lederne Koller und zogen ihn so ans Land. Sobald er ans Ufer kam, besorgten Herzog Georg von Braunschweig und der Rheingraf Jakob,

er möchte vielleicht viel Wasser in sich haben, und stellten ihn auf den Kopf; aber er hatte keinen Tropfen Wasser geschluckt. Er hat auch später von dem Unfall keinen weiteren Nachteil verspürt, außer daß er nicht mehr so gut als zuvor hörte.

Nach dieser Geschichte zu Erstein, die nach einem traurigen Anfang so glücklich ausging, kehrten die Domherren wieder nach Straßburg zurück. Hier stifteten die beiden Brüder von Zimmern gar lächerliche Händel zwischen zwei Leuten an, die sich vordem nie feind gewesen. Die beiden Herren hatten einen Schneider namens Jörg Frank, das war ein seltsamer Mann, der sich zu vielem brauchen ließ; ferner wohnte in Straßburg ein alter, lahmer Pfaffe, ein Prädikant, nicht weit vom Henneberger Hof, der hieß Christoph Unkenbrenner. Zwischen den beiden stifteten die beiden Herren Unfrieden und verhetzten sie so, daß sie beide aufeinander ganz wütend wurden und jeder dem andern drohte, wenn ihm der lügenhafte, falsche Mann unter die Augen komme, so wolle er ihm die Haare ausreißen. Nun begab sichs einmal, daß die Herren beide unter der Tür ihrer Behausung standen; der Unkenbrenner saß im Sessel unter seiner Haustür und hatte zwei Krücken bei sich, denn er war krumm und mußte an den Krücken gehen, obwohl er sonst stark und gesund war. Unterdessen ging der Jörg Frank vorüber. Der hatte sich nun viel gegen die beiden Herren vermessen, wie gräßlich er mit dem Bösewichtspfaffen, dem Unkenbrenner, umgehen wolle. Wie er nun den Pfaffen ganz nahe vor sich sah und ebenso den Domdechant und seinen Bruder, da mußte er schandenhalber seine vielen Worte durch die Tat bewähren. Er ging also mit grimmigem Mut auf den Pfaffen los und wollte ihn bei seinen langen Haaren packen. Der aber nicht unbehend, wie er sah, wo es hinauswollte, ergriff seine beiden Krücken und schlug damit dem Schneider, noch ehe er ihm in die Haare kam, ein-, zweimal übers Gehirn, daß es puffte. Die Nachbarn und die Herren,

die zusahen, lachten, daß sie fast zerbrachen, und es nahm sich niemand weder des Schneiders noch des Unkenbrenners an. Als nun der Pfaffe seine Krücken nicht weiter brauchen konnte, denn der Schneider war ihm zu nah auf dem Leder, und fuhr ihm in den Haaren herum, so packte er ihn doch bei den Ohren und zerkratzte ihm das Gesicht, so gut er konnte. Der Streit währte eine gute Weile zu Lust und Freuden aller Nachbarn und Zuschauer. Schließlich als der Pfaffe merkte, daß alle Welt einen Fastnachtspaß mit ihnen trieb, da bemühte er sich, von dem Schneider loszukommen. Er nahm sich also zusammen und gab ihm unversehens einen solchen Stoß, daß er sich nicht halten konnte, sondern auf die breite Gasse hinauspurzelte. Der Pfaffe nicht faul, als er dem Schneider diesen Vorteil abgewonnen hatte, machte er sich geschwind ins Haus und schlug die Tür zu. Der Schneider blieb draußen. Es fehlte ihm ein Schuh und der Rock, den hatte der Pfaffe mit ins Haus genommen; der Hut war zufällig auf der Gasse geblieben. Was für ein Gelächter daraus bei den Nachbarn und allen, die herbeigelaufen waren, wurde, das mag jeder bei sich selber bedenken. Der Schneider hätte seinen Schuh und den Rock gern wieder gehabt, aber der Pfaffe wollte sie nicht herausgeben, sondern legte sich unter ein vergittertes Fenster im Haus und spottete des Schneiders. Freilich hatte er die eine Krücke draußen gelassen; die nahm der Schneider und mußte entweder mit seinen armen Leuten abziehen oder sich noch mehr von männiglich verieren und verspotten lassen. Wollte er seinen Rock und Schuh von dem Pfaffen wieder haben, so mußte er sich an den Ammeister wenden; der lachte über die beiden Gäuche und verfügte, der Pfaffe müsse dem Schneider Rock und Schuh gegen die Krücke auswechseln. So geschah es. Mit diesem Streit hatten sie so gute Bekanntschaft untereinander gemacht, daß sie sich hinfürder in Frieden ließen.

Um diese Zeit wurde eine Synode zu Zabern gehalten, auf der neben andern Domkapitularen von Straßburg auch Herzog Georg von Braunschweig und Graf Jakob der Rheingraf erschienen. Die kamen nun während der Tafel mit Reden aneinander des Bauernkrieges wegen; jeder wollte die Bauern bei Scherweiler und Zabern geschlagen haben. Aber Herzog Georg, den später die Straßburger in einem Pasquill den „robustum venatorem“ nannten, überschrie den Rheingrafen. Damit nun wieder ein Scherz aufs Tapet gebracht werde, fragte Bischof Erasmus den Rheingrafen, wieviele Kinder er doch von seinen Mägden bekommen habe. Da bekannte er ihm, nur dreiundzwanzig; von denen allen seien aber nicht mehr sein, als die zwei letzten. Der Kanzler, Doktor Welsinger, war zugegen, der konnte nicht schweigen und sagte: „Gnädiger Herr, ich hätte viel eher gemeint, die ersten seien Euer Gnaden gewesen.“ Aber der Rheingraf beteuerte seine Ansicht hoch, so daß der Bischof und jedermann vor Lachen fast zerbrach. Der Rheingraf hatte auch ein neues Gebet gemacht, ein wunderliches Ding. Das zeigte er den beiden Grafen von Zimmern, auch des Bischofs Hofmeister, einem geschickten alten Edelmann, hieß der Reich, der dem Bischof viele Jahre gedient hatte. Als der das Gebetlein las, sagte er: „Ach Herr, was geht Ihr mit dem gottlosen Ding um? Betet wie von altersher! ich mag's wahrlich nicht hören.“ Damit ging er davon. Wen er auch sein Gebet sehen ließ, keiner wollte ihm etwas dafür geben, also mußte er es für sich behalten. — Es haben sich auch sonst noch viel gute Händel auf dieser Synode zu Zabern begeben. Der Bischof hatte einen Narren am Hof, der hieß Vinzens, man nannte ihn aber nur Lenz; der war ein einfältiges Kind; wenn man ihn aber erzürnte, ein rechter böser Esel. Der ging nun einmal nach dem Nachtessen, als Graf Engelhard von Leiningen und Herr Jakob Schmidthäuser, Propst zu St. Peter in Straßburg, mit dem Bischof spielten, um den Tisch. Da fing Graf Engelhard

an, ihn zu vexieren und zu plagen. Damit machte er den Narren so unsinnig, daß er auf den guten alten Propst zulief (der saß an einem andern Ende der Tafel) und ihn bei seiner großen roten Nase packte, daß ihm die Augen übergingen. Er wollte ihn auch im Zorn nicht loslassen, sondern hielt ihn vor lauter Wut so fest, daß die Edelleute, die bei Tisch aufwarteten, den Propst befreien und den Narren mit Gewalt von ihm losreißen mußten. Der Bischof war so zornig, daß er fast von Sinnen kam, und ließ den Narren durch die Pagen und Edelleute mit Ruten streichen.

er Kurfürst von Köln hatte auch einen Narren, der hieß der Daubenhan. In seiner Jugend war er bei den Grafen von Königstein erzogen worden, und die hatten ihn dem Kurfürsten als etwas ganz Besonderes zum Präsent gemacht. Man sagt von ihm, als der junge Graf Eberhard von Königstein geboren wurde, habe er eine solche Liebe zu dem Kind gehabt, daß er nicht anders glaubte, als es sei sein eigen; er nannte es nur sein Eberge. Weil er aber besorgte, man wolle es ihm nehmen, so stahl er es und trug die Wiege hinaus in den Wald; dort versteckte er sie in die Hecken. Wem war ängstlicher zumut, als dem alten Grafen Eberhard? Denn das junge Eberge war sein einziger Sohn. Man mußte dem Narren gute Worte geben, und viele Leute suchten im Wald. Jedoch gab Gott schließlich die Gnade, daß man den Jungen nach langem Suchen wieder fand. — Als dieser Graf Eberhard erwachsen war, wurde ihm die Gräfin von Nassau vermählt; sie gebar ihm einen Sohn, Graf Philipp, der der Letzte seines Geschlechtes war.

In solcher großer Achtung sind damals die Narren gestanden, wie es auch heute noch bei vielen im Gebrauch ist. Gegenwärtig haben die Grafen von Lupfen einen, der heißt Jonas, und wird über die Maßen lieb und wert gehalten. Ich habe Graf Heinrich von Lupfen sagen hören, der Narr wäre seine größte Kurzweil, und er wolle lieber

sein bestes Dorf verlieren, als den Narren verlassen. Man findet manchen, der nähme das Dorf und gäbe dem Grafen ein ganzes Land voll solcher Narren.

Kurz vor dem Schmalkaldischen Krieg ist Hans von Surgenstein von einem augsburgischen Diener, einem reisigen Knecht, zu Waldt im Kloster erstochen worden; dem Gott gnade! Er war des Heinrich Surg Sohn und der Herrschaft Zimmern Lehensmann. Dieweil aber sein Tod der Herrschaft Zimmern viel Unruhe machte, so scheint mir gut, etwas weiter auszuholen. Er trug das an der Ablach gelegene Dorf Kruchenwies, das vor vielen Jahren die Edelleute von Bauenberg inne hatten, zu Lehen. In seiner Jugend wurde er an des römischen Königs Ferdinand Hof erzogen, dort blieb er etliche Jahre und hielt sich so, daß er einen besonders gnädigen König an ihm bekam. Einmal wurde ihm und andern vom Adel zu Prag Gift gegeben, so daß die meisten, die dabei gesessen und mitgegessen, starben. Aber Hans Surg kam durch die Gunst des Glücks mit dem Leben davon; er verlor jedoch den Verstand und geriet in eine so unsinnige abenteuerige Weise, daß er deshalb später mehrmals in Verwahrung gehalten wurde; viele meinten auch, dieweil er ein schöner Mann gewesen, sei ihm von Weibern am Hof Gift gegeben und anstatt der Liebe ein solches Tränklein bereitet worden. Das kann auch wohl sein. Jedenfalls mied er etliche Jahre den königlichen Hof, wo er mehrere Ämter bekleidete, bis ihm durch den Fleiß der Ärzte und besonders durch die Gnade Gottes ziemlich wieder geholfen wurde. Als nun Kaiser Karl in die Provence zog, um Marseille zu bekriegen, da brachte er einen trefflichen Haufen deutschen Kriegsvolks zu Roß und zu Fuß hinein; und obwohl der Hans Surg zuzeiten in seine unsinnige Weise zurückfiel, so zog er doch auch mit. Wie stark auch König Franziskus im Felde lag: der Surg kümmerte sich nicht darum und ließ sich dadurch an seinem Weidwerk nicht verhindern.

Oft hat er einen ganzen Tag außerhalb und weit vom Lager gebaizt und Hasen gehetzt, ist auch einmal, als großer Mangel an Proviant war, nach der Jagd vor Kaiser Karls Wohnung geritten und hat ihm einen eben frisch gefangenen Hasen präsentiert. Darüber hat sich Se. Majestät und alles welsche Gesinde sehr über ihn verwundert. Allen Spaniern und dem andern Kriegsvolk war er gut bekannt, so daß sie ihn früh und spät mit seinen Hunden aus dem Lager und wieder herein passieren ließen. Als nun Kaiser Karl zurückging und sich nach Italien zog, da blieb der Surg manchmal vier oder fünf Tage vom Lager. Da trieb er dann sein Weidwerk und hatte seltsame Händel mit den Bauern; und wenn dann jeder glaubte, die Bauern im Gebirg hätten ihn umgebracht, so erschien er plötzlich wieder mit seinen Hunden im Lager. Als ihm das Glück wieder heimgeholfen, wohnte er eine Zeitlang in dem Schlößle zu Kruchenwies, das er samt der Mühle, einem Fischwasser an der Ablach und andern Gütern vom Haus Österreich zu Lehen trug; aus besonderer Gnade des Königs Ferdinand war es ihm, obgleich es zuerst nur ein Mannlehen war, in ein Kunkellehen umgewandelt worden. Etliche Zeit danach, als ihm der Schwindel wieder über den Kopf kam, vertat er in München in einer sinnlosen Weise so viel und benahm sich so unbescheiden, daß Herzog Wilhelm von Bayern ihn zu seinem eigenen Besten gefänglich verwahren ließ. Als es aber in der Gefangenschaft besser mit ihm wurde, ließ ihn der Herzog ohne alles Entgelt wieder hinziehen. Nun war es aber den Edelleuten von Homburg und andern von der Freundschaft bei seinem unbesonnenen Handeln und vielfältigen Vertun nicht recht geheuer; sie wollten dem Unwesen zuvorkommen und luden ihn samt andern viel vom Adel gen Radolfszell. Und obwohl ein anderes Thema für diese Tagsatzung vorgegeben wurde, so war doch ihre Meinung, den Hans Surg gefangen zu nehmen und zu versorgen. Auf den anberaumten Termin erschienen viele vom Adel; Hans Surg kam auch, mit Knechten und Pferden wohl gerüstet und so geputzt, daß sich alles

über ihn wunderte. Er merkte den Anschlag und daß der angesetzte Tag hauptsächlich gegen ihn gehen sollte, denn er war von einem reisigen Knecht heimlich gewarnt worden. Deshalb ließ er unversehens die Pferde wieder satteln und zäumen, stieg auf und ritt vor das Rathaus, wo die Edelleute beieinander saßen; da tat er einen Schuß mit der Büchse in die Ratsstube und sprengte darauf mit seinen Knechten auf dem nächsten Weg dem obern Tor zu. Wegen des Schusses entstand gleich ein Geschrei und Auflauf in der Stadt; zudem war vorher von den Edelleuten und dem Rat dafür gesorgt worden, daß die Tore zugeschlagen, und er nicht hinausgelassen werden sollte. Wie er nun ans Tor kam und sah, daß es verschlossen war, sprang er vom Pferd, eilte dem Pförtner, der die Schlüssel hatte, nach; er erwischte ihn, nahm ihm die Schlüssel mit Gewalt, schlug sie ihm ein-, zweimal um die Ohren und schloß das Tor wieder auf. Inzwischen hielten ihm die Knechte sein Roß; darauf saß er und ritt allen seinen Widersachern zum Trotz zum Tor hinaus. Weder die Edelleute noch die Bürger wollten ihm nachsetzen, sondern man ließ ihn passieren. Als er draußen war, warf er sein Roß herum, um zu sehen, ob einer nacheile. Als aber niemand dazu Lust hatte, gab er dem Pförtner die Stadtschlüssel auf sein vielfältiges Bitten und Anhalten wieder und ritt heim. Es soll ihn hernach, wie man sagt, sehr gereut haben, daß er die Schlüssel nicht behalten und mit heimgenommen hatte, denn er wollte sie, denen von Radolfszell zur ewigen Schande und Schmach, weil sie in seine Gefangennahme willigten, gern dem römischen König Ferdinand schicken. Und fürwahr, es haben sich die Zeller später dieser schimpflichen Sache übel geschämt und man erzählte weit und breit davon, daß ihnen ein Edelmann die Stadtschlüssel genommen und entführt.

Nach dieser Tat nun, als er seinen Freunden und den Zellern entgangen war, wurde er eine Zeitlang viel wilder als zuvor. Als die Wut aber wieder etwas vergangen war, bekam er einen neuen Handel. Er kam einmal zu Abt Gerwig von Weingarten. Nun sollte der ihm beim Schlaftrunk oder sonst in der Gesellschaft ein Pferd versprochen haben, was aber der Abt nicht eingestehen wollte. Sie kamen mit ihrem Zanken so weit, daß der Abt nicht nur das Versprechen leugnete, sondern öffentlich sagte, der Surg rede davon nicht die Wahrheit. Das nahm der so hoch auf, daß er sich damals schon an dem Abt gerochen hätte, wäre er nicht gehindert worden. Aber kurz darauf ließ er ihm absagen und nahm sich vor, ihn zu bekriegen. In seiner unbesonnenen Weise warb er Kriegsleute; die kamen in Haufen zu ihm gen Kruchenwies. Dort wurden sie den Bauern ins Quartier gelegt, die mußten den Krieg erhalten. Einmal wollte er den Abt sieden, dann wieder wollte er ihn braten. Obwohl nun das alles von einem sinnlosen Mann geschah, so war der Abt dabei doch nicht sicher, denn der Surg hatte hoch und teuer geschworen, wenn er ihm in die Hände fiele, so wolle er ihn recht mönchen lassen; deshalb suchte der um Schutz und Unterhandlungen nach. Er wandte sich an Herrn Wilhelm Truchseß von Waldburg, der aber, als ein weiser Herr, wollte einen so unruhigen und unbesonnenen Nachbarn nicht erzürnen, entschuldigte sich deshalb mit seinem übergroßen Alter und anderen Angelegenheiten. Hierauf übertrug man das Geschäft Graf Karl von Zollern, der nahm es an und lud den Surg zu einem Morgenessen nach Sigmaringen. Hans Surg, der sich keines Argen versah, kam auf die bestimmte Zeit als Weidmann nach Sigmaringen. Als sie nun gegessen und sich fröhlich unterhalten hatten, wurde der Surg nach Verlesung des empfangenen Befehls von dem Grafen ins Gelübde genommen, gegen den Abt von Weingarten oder männiglich nicht anders als nach dem gehörigen Recht zu verfahren, an den gesetzmäßigen

Orten, vor die der Streit gehöre. Obwohl nun der Graf damit nur seinen empfangenen Befehl ausgerichtet hatte, so ist es ihm doch sehr verdacht worden, daß er einen Adeligen zum Morgenmahl in sein Haus lud und ihn auf solche Weise verstrickte. Der Surg ist freilich dem Befehl nachgekommen und hat sein Kriegsvolk wieder entlassen und hinziehen lassen.

Als er nun eine Zeitlang in Ruhe gelebt hatte und wieder zu sich gekommen war, ritt er zu dem römischen König nach Prag und benahm sich solange er dort weilte, so, daß der König und männiglich Vergnügen und Gefallen an ihm fanden. Als er nun wieder nach Haus kam, wurde ihm eine edle Jungfrau, eine vom Weier im Breisgau versprochen. Diese hatte noch eine Schwester, die war mit David vom Stein verheiratet. Ich habe oft gehört, es sei der Jungfrau vom Weier, die mit dem Surg verlobt, von ihren nächsten Basen und Verwandten abgeraten worden, den unsinnigen Mann zu nehmen. Sie soll aber geantwortet haben, sie sei doch noch im Vorteil vor ihrer Schwester, denn diese habe einen Hauswirt, der sei das ganze Jahr durch nie bei Sinnen, während ihr Surg doch zuweilen auch besser daran sei. Aber die gute Jungfrau konnte es sich billig leicht sein lassen, denn es ward nichts aus der Heirat. Als der Surg auf die Hochzeit rüstete, kam er nach Augsburg. Dort kaufte und kramte er so viel, daß er sich von einem Bürger Geld entlehnen mußte. Der gab ihm auf sein Begehren einen reisigen Knecht mit, der sollte ihn hinauf gen Kruchenwies begleiten und das geliehene Geld zurückbringen. Also reisten sie miteinander fort. Der Edelmann hielt den Knecht wohl, aber er wollte ihn nicht abfertigen; der Knecht dagegen durfte ohne Bezahlung nicht heimkommen. Nun begab sich's, daß sie gen Waldt in das Kloster kamen. Am Abend bat der Knecht um seine Abfertigung. Darüber wurde der Surg so jähzornig, daß er sein Rappier zückte und auf den Knecht losging. Der gute Knecht wich zurück und bat um Gnade; als aber der Ritter nicht nachließ, ergriff er die Flucht. Der Surg drängte ihm nach, und in dem Hin und Herweichen

verwundete er ihn übel; trotzdem bedrängte er ihn immer weiter und brachte schließlich den armen Knecht im Gasthaus in einen Winkel. Als er nun nicht weiter weichen konnte, zückte er auch sein Schwert und darein lief ihm der unglückliche Surg. Sobald er den Stich empfand, sprang er zurück und fiel gleich darauf nieder; starb auch noch in derselben Nacht, ohne die Rede wiedererlangt zu haben. Der Allmächtige sei ihm gnädig! Man konnte lang keine Wunde, Stich oder sonst eine Verletzung an ihm entdecken, bis man schließlich ein ganz kleines Wündlein unter dem Nabel sah; manche meinten auch, es habe ihn Gottes Gewalt getroffen. Er ist gleich zu Waldt begraben worden. An seinem Tode ist männiglich Leid geschehen, denn er hatte sonst zu Lebzeiten kein Kind erzürnt, wenn man ihn nicht reizte. Der Augsburger Knecht war so schwer verwundet, daß man glaubte, er werde mit dem Leben nicht davonkommen. Er lag eine gute Zeitlang schwer krank im Kloster, bis der Allmächtige die Gnade gab, daß er die Gesundheit wiedererlangte.

Auf dem Reichstag vom Jahre 1541 hatten Graf Haug von Montfort und andere Grafen und Herren viel gute Händel mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Der lud einmal eine Gesellschaft zum Nachtmahl ein. Selbigen Tags war gerade ein guter lächerlicher Schwank passiert mit einem Spanier; der hatte auf der Straße, wie das ihre Gewohnheit ist, poussieren wollen. Als er eine schöne Frau an einem Fenster sah, stellte er sich in der Gasse gegenüber auf und trieb seine Gesten und Possen gegen sie. Namentlich steckte er schöne Nelken und andere Blumen ins Maul und sah hinauf. Das hatte nun ein Landsknecht gemerkt, und um den Spanier zum Gespött zu machen, stellte er sich mit einem Bund Heu unter dem Arm neben ihn; davon steckte er ins Maul und sah auch hinauf wie der Spanier und krümmte sich wie ein Sackpfeifer. Alles fing an zu lachen, so daß der Spanier von der Gasse vertrieben ward. Dieser

Schwank wurde nun auch abends beim Bankett vorgebracht und von männiglich belacht. Herzog Heinrich hatte einen langen Zettel vor sich auf der Tafel liegen, den er oft ansah. Graf Haug saß neben ihm; den nahm es Wunder, warum doch der Herzog so oft den Zettel besehe, erkeckte sich schließlich und fragte ihn. Also ließ ihn der Herzog den Zettel sehen; darauf hatte der Küchenmeister alle Gerichte der Reihenfolge nach aufgezeichnet, so daß sich der Herzog mit dem Essen danach richten und seinen Appetit auf die besten Gerichte aufsparen konnte. — Graf Friedrich von Fürstenberg und Graf Wolf von Öttingen waren auch geladen und ging das rechte große Trinken unter ihnen an. Und weil sie die drei vornehmsten Grafen im Reich waren, so wollte ihnen jeder Sachsenkerle eins bringen; das geschah alles mit Verheißung vieler Pferde und Reiter. Der eine brachte einen Becher aus auf hundert oder zweihundert, der so, der andere wieder so viel. Die Reiterei wurde dermaßen gebraucht, daß Graf Haug schließlich einen Teil der Reiter in den Ärmel springen lassen mußte, weil er vom Tisch nicht wegkam. Die Reiter schüttelte er in den nächsten Winkel, wie denn solche Sachen für keine Schand oder Unlob zu achten, weil das übergroße Trinken eine Ehr ist. Noch hatte es kein Ende; die Sachsen und Braunschweiger Junker kamen wieder auf die Füße und brachten ihm abermals Reiter, die sie ihm im Falle der Not zuführen wollten, zum besten. Ebenso ging es auch Graf Friedrich und Graf Wolf. Daraus folgte, daß sie alle drei gar wohl bezecht spät abschieden und heim in ihre Herberge kamen. Nun hatten die beiden Grafen von Montfort und Fürstenberg ihren Vetter Graf Wolf mit zu sich in die Herberge genommen und behielten ihn über Nacht bei sich. In ihren Kammern standen vier Betten, von denen aber nur drei hergerichtet waren; von dem vierten stand nur die nackte Bettlade da. Die drei Grafen legten sich also in die drei bezogenen Betten. Nun hatte sich aber Graf Haug an dem Abend so überweint, daß er nicht schlafen konnte und nach langem wieder aufstehen mußte. Er ging an den Laden

und steckte den Finger in den Hals; damit war den Reitern der Paß geöffnet. Die ritten in Haufen zum Laden hinaus. Graf Friedrich erwachte an dem Würgen und wollte wissen, was das für ein Wesen wäre. Spricht Graf Haug: „Was soll's sein! Die braunschweigischen Reiter wollen nicht länger bleiben, sie reiten zum Fenster hinaus." Es ging ihm auch, wie einmal einem vollen Schweizer, als sich der rote und der weiße nicht vertragen konnten. Wie es nun so heftig würgte, sagte er: „Nun einigt euch, oder ich werf euch beide zum Fenster hinaus!" wie auch geschah. Wie nun Graf Friedrich und Graf Haug miteinander sprachen, da wachte auch Graf Wolf auf. Der gehub sich übler als die andern, stand auf und ging ein-, zweimal in der Kammer auf und ab. Er war aber noch so toll im Kopf, daß er nicht recht gehen konnte; er hatte auch sein Bett verloren und konnte es nicht gleich wiederfinden. Er fragte Graf Haug, wo sein Bett sei. Der zeigte ihm aus Bosheit die leere Bettstatt. Graf Wolf, der noch toll und blindvoll war, glaubt's, torkelte hin und meinte, sich in sein Bett zu legen. Er fiel aber in die leere Bettlade hinab auf die Bretter mit großen Schmerzen, hatte sich schier die Lenden abgefallen. Er gehub sich bitter übel, denn abgesehen davon, daß er sich die Lenden zerfallen, lag er auch so tief unten auf den Brettern und war so unbeholfen, daß er nicht gleich wieder herauskommen konnte. Er schrie seine Vettern, die beiden Grafen um Hilfe an. Die konnten ihm aber vor lauter Lachen nicht helfen, und ihretwegen lag er noch heute in der Bettlade; wollte er nicht selbst heraus, wie liederlich und langsam es auch ging, so mochte er darin bleiben.

Um diese Zeit ist auch der Faustus zu oder doch nicht weit von Staufen, dem Städtlein im Breisgau, gestorben. Der war zu seinen Zeiten ein wunderbarlicher Nigromant, wie er in Deutschland nicht wiedergefunden wurde, der auch so viel seltsame Händel getrieben hin und wieder,

daß seiner in vielen Jahren nicht leichtlich vergessen werden wird. Er ist ein alter Mann geworden und wie man sagt, elendiglich gestorben. Viele meinten nach allerlei Anzeichen und Vermutungen, der böse Geist, den er zu Lebzeiten nur seinen Schwager nannte, habe ihn umgebracht. Die Bücher, die er hinterließ, sind dem Herrn von Staufen, in dessen Herrschaft er gestorben, übergeben worden; und haben sich viele Leute darum beworben, damit aber meines Erachtens einen gefährlichen und unglückbringenden Schatz begehrt. Den Mönchen zu Luxheim im Wasgau hatte er ein Gespenst in das Kloster verbannt, das sie viel beläftigte, und das sie in vielen Jahren nicht loswerden konnten, bloß deshalb, weil sie ihn einmal nicht über Nacht behalten wollten; darum hat er ihnen den unruhigen Gast ins Haus geschafft.

Zu Anfang des Schmalkaldischen Krieges[17], als fast alles in der deutschen Nation gegeneinander zu Feld zog, verhielt sich Zimmern ruhig und nahm sich, soviel es ging, keiner Partei sonderlich an. Die alten drei Herren hielten sich in ihren Häusern, Graf Johann Werner zu Falkenstein, Graf Wilhelm Werner zu Zimmern und Graf Gottfried Werner zu Wildenstein; der war gleich zu Anfang der Empörung mit seinem ganzen Haushalt von Meßkirch dorthin gezogen. Dort blieb er den ganzen Sommer und den folgenden Winter bis nach Ostern; dann kam er wieder nach Meßkirch. Als der Krieg begann, wurde viel Gut nach Wildenstein geflüchtet von den Grafen von Helfenstein, den Truchsessen von Waldburg, dem Landkomtur von Altshausen, etlichen Äbten und Äbtissinnen und vielen vom Adel aus dem Algäu und dem Viertel an der Donau. Das blieb dort bis zum Ende der Fehde. Welcher Nutzen Graf Gottfried Werner und den Nachbarn aus diesem Verwahren entsprungen wäre, falls die Schmalkaldischen gesiegt hätten, das würde sich wohl gezeigt haben. Aber es mußte bei diesen Händeln die gewaltige und kräftige Hand Gottes gespürt werden. Dadurch

ist mancher bei seinen haushäblichen Ehren geblieben, der sonst zugrunde gegangen und von Landen und Leuten hätte weichen müssen. Herzog Ulrich von Württemberg hatte damals mit seinen Helfern in einem Hui das Stift Augsburg überzogen und Dillingen eingenommen, weshalb er sich mit seinen Verbündeten und der Stadt Augsburg später mit dem Stift vertragen mußte. Namentlich der Ritter, Herr Heinrich von Rott, des Bischofs Lehensmann, der aber die Rennfahne der Stadt Augsburg führte, kam bei dem Trubel in Lebensgefahr; aber der Handel wurde bei dem Kardinal von Augsburg durch große Bitten und Unterhandlungen mit großer Mühe wieder vertragen, wofür Herr Heinrich dem Kardinal bare viertausend Gulden zahlen mußte. Deshalb meinte ein Spaßvogel, es wäre Herrn Heinrich nützlicher gewesen, er hätte seinen Bauern zu Münsterhausen die Kirchenfahne um die Kirche getragen, wenn er doch Fähnrich sein wollte, als den Augsburgern die Rennfahne gegen seinen Lehensherrn.

Herzog Ulrich hatte seine Rechnung im Schmalkaldischen Krieg auf einen großen Nutzen gestellt und war immer der Meinung, wenn es seinen Bundesgenossen glücke, so könne er die obere Donau samt dem Hegau und allen Landschaften der Pfaffenknechte (so nannte man nämlich damals die Kaiserlichen) bis an den Bodensee einnehmen und dem Fürstentum Württemberg einverleiben. Es wurden auch schon heimlich Büchsenmeister von ihm nach den Schlössern an der Donau, wie Bronnen, Wildenstein, Werenwag, Hausen und Falkenstein ausgesandt, die alles in der Stille vorbereiten und besichtigen sollten, wie man sie am besten belagern und beschießen könnte. Also war der Anschlag gut und recht, aber der allmächtige Gott stand der Gerechtigkeit bei, und ob wir gleich unserer Sünden halber ein Größeres und Mehreres verschuldet hätten, so wollte doch Gott der Herr die unbillige Gewalt dieser Fürsten nicht zulassen,

sondern machte ihre Pläne zunichte. Der Herzog ist hernach Anno 1550, den sechsten des Monats Novembri zu Tübingen gestorben und in Schombach begraben worden. Man sagt, es sei ihm schon in jungen Jahren geweissagt worden, er solle zu Tübingen sein Leben enden, weshalb er auch selten dorthin kam. Wenige Stunden vor seinem Tod hat er heftig mit den Händen gefochten und gesprochen: „Weg! weg!" Man kann nicht wissen, ob er einen guten oder bösen Genius gesehen, denn er war ganz schwach und konnte nicht mehr viel reden. Aber er soll diese Reden etliche Male getrieben und mit den Händen, als ob er etwas Abscheuliches vor sich sehe, abgewehrt haben. Über sein Absterben war eine große und heimliche Freude bei den Nachbarn; auch seine Diener und Untertanen hatten ihn unmäßig gefürchtet. Aber sein Sohn, Herzog Christoph hat alles wieder eingebracht und ist ein so löblicher und gerechter Fürst, daß er eines viel größeren Fürstentums würdig wäre.

Als Herzog Ulrich den Hans von Hutten ermordete, ging ihm damals noch alles hin; wie er aber Anno 1519 nach dem Absterben Kaiser Maximilians das Reich angriff und während des Interregnums Reutlingen und andere Städte vergewaltigen und einziehen wollte, brachte er den schwäbischen Bund auf die Füße; die nahmen ihm das Land in kurzer Zeit ein. Das verkauften sie dann Erzherzog Ferdinand von Österreich um ein geringes Geld, nachdem lang beratschlagt worden war, ob man es beisammen lassen oder zerteilen solle. Als er mit wenigen Reitern dem Bund aus dem Land entkam, hatte er von seiner ganzen Barschaft und Kleinoden nicht mehr als fünfzehnhundert Gulden in Gold in einem Sack mitgenommen; das brachte er aus dem Land. Und als er zu Tübingen aus dem Schloß wich, sang er überlaut und fröhlich: „Kehr wieder Glück mit Freuden!" Dabei sagte er, er wisse, Gott werde ihn nicht verlassen, sondern ihm wieder zum Land verhelfen. Wie oft

er während seiner Vertreibung versuchte, das Land wieder zu erobern, davon haben andere viel geschrieben. Mehrmals begehrte er gütliche Unterhandlungen und erbot sich zu Vielem, aber das Haus Österreich wollte weder ihm noch seinem Sohn Christoph etwas zugestehen. Auf dem großen Reichstag zu Augsburg, anno 1530, wurde viel darüber verhandelt; schließlich begaben sich die Württembergischen der halben Landschaft, und als das auch nicht angenommen wurde, forderten sie nur die Grafschaft Tübingen für den jungen Herzog. Da sagte einer von den österreichischen Räten auf seine eigene Verantwortung hin und ohne seine Mitverordneten zu fragen: „Nicht eine Meile soll ihm werden!" Als das Herzog Ulrich berichtet wurde, soll er zu den österreichischen Räten unter anderem gesagt haben: „Nun müßt ihr Österreichischen doch schließlich aufhören, Erdreich zu bekommen." Damals haben auch etliche Spaßvögel den Reim Kaiser Friedrichs III.

„Alles Erdreich ist Österreich untertan"

hin und wieder geschrieben, darunter aber mit größeren Buchstaben:

„Aller erst ist Österreich vertan oder verloren."

Der andere Hahn im Korb, Landgraf Philipp von Hessen, hätte gern ganz Germanien, wofern man ihm nicht begegnet, verwirrt und zerrüttet. Man sagt, als er geboren, habe ihn sein Herr Vater, Landgraf Wilhelm, auf den Arm genommen und wohl betrachtet; alsdann habe er vor den Räten und Umstehenden gesagt: „Lieber Sohn, schlägst du mir nach, so wirst du ein wildes Männle; schlägst du der Mutter nach, so wirst du noch viel wunderbarlicher; wenn du aber unser beider Eigenschaften an dich nimmst, so wirst du gar nichts nutz." Das hat sich auch hernach an ihm wohl bewährt; denn was er in seiner Jugend für Meisterlosigkeit geübt, davon wär' viel zu sagen. Herzog Friedrich von Sachsen, der Kurfürst, war sein Vormund. Nun begab es sich einmal, daß eine Versammlung etlicher Fürsten und Stände zu Frankfurt gehalten wurde; zu der hatte der Kurfürst den

jungen Landgrafen, seinen Pflegsohn, auch mitgenommen. Eines Tages nun spielten die Kurfürsten und Fürsten im Römer. Was nun der junge Landgraf gewann, das warf er alles zum Fenster hinaus unter das Volk; es entstand ein solches Geläufe von dem gemeinen Pöbel, daß man eine Empörung besorgen mußte. Das mißfiel dem alten Kurfürsten sehr, und er hielt es den hessischen Räten vor, mit dem Befehl, sie sollten ihren Herrn besser unterweisen. Wie nun die Räte hernach ihrem Herrn die Unweise untersagten, sprach er: „Jetzt werde ich von euch für ein Kind und für einen Jungen gehalten, dem dies oder jenes nicht wohl ansteht oder gebührt; wenn aber Lehen zu vergeben sind, oder etwas frei ist, dann grüßt ihr mich als euern Landesfürsten, alsdann bin ich alt genug und gebührt mir soviel, als ihr wollt." Damit brachte er die Räte zum Schweigen, daß sie ihn nicht mehr tadeln durften und schamrot vor ihm standen. In dieser wilden ungezähmten Weise ist er aufgewachsen, daß er hernach dem ganzen deutschen Land zu schaffen gab. Sein Widerpart, Herzog Heinrich von Braunschweig, nannte ihn einen zweiten Catilina. Wenn er aber in seinen Schmähbüchlein vorgibt, der Landgraf sei eine Mißgeburt und sei kein rechter Landgraf, sondern eines Müllers Sohn, der an Kindesstatt angenommen wurde, so können das viele verständige Leute nicht glauben; denn im Stolz, Hochmut, Frevel, Verachtung seines Nächsten und kurz, in allen Lastern ist er seinem Vater ganz ähnlich gewesen. Von den Empörungen und Aufständen, die er in Deutschland anstiftete, will ich schweigen. Er hatte zur gleichen Zeit zwei Eheweiber; die rechte Fürstin war Herzog Jörgs von Sachsen Tochter, außerdem nahm er noch eine edle Jungfrau aus dem Frauengemach, eine von Sal, was doch bei den Deutschen unerhört ist. Aber es ist ihm alles hingegangen. Er fragte einen seiner Räte, den alten Dornberg, ob er meine, daß er dazu befugt sei. Weil aber der nicht antworten durfte nach Überzeugung und Gewissen, so sagt der Landgraf selbst, es sei nicht recht und solle auch dem gemeinen Mann nicht zugelassen werden,

aber die fürstlichen Häuser hätten wohl Macht vor andern, denen sei es ihrer vielen Geschäfte, ihrer Prärogative und Präeminenz halber wohl zu vergönnen. Er fand auch einen argen, jedoch gelehrten Schalk, war der Martin Buzer; der ließ ein Buch im Druck ausgehen, daß es einem Christenmann wohl gebühre, zwei Eheweiber mit gutem Gewissen zugleich zu haben. Aber es ist bei den Deutschen nicht angenommen worden, und man ließ das Buch bei seinem Wert bleiben.[18]

Ich weiß unter allen Fürsten und Adelsständen in deutschen Landen keinen, von dem man geschrieben findet oder sagen könnte, daß er zwei eheliche Weiber zur gleichen Zeit öffentlich gehabt, außer dem Grafen von Gleichen aus Thüringen. Mit dem hatte es aber eine andere Bewandtnis; denn nachdem er vor vielen Jahren sein Weib und seine Kinder verlassen und mit andern Christen gegen die Ungläubigen in die Heidenschaft gereist war, wurde er im Krieg von den Ungläubigen gefangen und von dem Sultan als Arbeiter aufs Feld geschickt. Als er nun etliche Jahre in diesem arbeitsamen Leben verharrt war und der gütige Gott ein Genügen an seiner Trübsal haben wollte, begab es sich einmal, daß eine von des Großsultans Töchtern in jener Gegend spazieren ging. Die sah den gefangenen Grafen, und als sie hörte, er sei ein Christ, ließ sie ihn rufen und fragte ihn, wer er sei und wie er in dieses Ungemach käme. Da berichtete er ihr alles der Wahrheit gemäß. Weil sie nun an seiner Person und seiner Rede großes Gefallen fand, und es vielleicht auch der Wille Gottes so war, so begehrte sie von ihm, er solle sie zur Ehe nehmen, alsdann wollte sie ihn loskaufen. Der Graf bedankte sich hoch der Ehre und des geneigten Willens, erzählte ihr aber dabei, daß er ein Eheweib und liebe Kinder daheim habe, die nicht wüßten, wo er sei, und ihn deshalb auch nicht befreien könnten; darum würde es sich nicht gebühren, noch ein Eheweib zu nehmen. Aber sie war so in ihn vernarrt, daß sie ihn in kurzem

befreien und haben wollte, sintemalen es bei ihnen Sitte und Gewohnheit ist, daß einer zwei, drei oder mehr Eheweiber in Ehren wohl haben kann; erbot sich auch, mit ihm nach Deutschland zu reisen, den Christenglauben anzunehmen und sich taufen zu lassen. Weil nun der Graf in so hohen Nöten war, auch sonst keinen andern Weg finden und erdenken konnte, um aus der schweren Gefangenschaft befreit zu werden, andererseits aber großes Verlangen trug, in seine Heimat zu Weib und Kind zu gelangen, so versprach er ihr die Ehe. Darauf befreite ihn die Prinzessin und fuhr mit Einwilligung ihres Vaters, des Sultans, mit ihm davon. Als sie nun miteinander gen Venedig kamen, fand der Graf zufällig einen Diener dort, einen Deutschen, den hatte sein Weib aus Deutschland mit den Kaufleuten, die in die Heidenschaft fuhren, herausgeschickt, um zu sehen, wie der Graf wohl befreit werden könnte. Von dem erfuhr er, wie es in Deutschland und seiner Heimat stand, auch daß seine Hausfrau und seine Kinder wohl und gesund seien, worüber er sich um so mehr freute, als sie um seine Befreiung so besorgt gewesen. Nicht wenig Sorgen machte es ihm aber, daß er noch eine andere geehelicht hatte und mit nach Haus bringen mußte. Man riet ihm, nach Rom zu ziehen und dem Papst alles zu berichten, wie es geschehen. Das tat er; und nach langer Beratschlagung über einen so schweren und ungewöhnlichen Fall, absolvierte ihn der Papst und gestattete ihm auch die zweite Ehe. Des zum Zeugnis gab er ihm schriftliche Bestätigungen und Dispense; auch wurde des Sultans Tochter getauft. Hierauf zog er auf dem nächsten Weg heraus nach Deutschland gen Thüringen. Als er heimkam, wurde er von der Gräfin, seiner ersten Frau, und seinen Kindern ganz freundlich empfangen, ebenso des Sultans Tochter, nachdem die Gräfin von allem Geschehenen unterrichtet worden. Sie konnten sich alle miteinander vertragen, und es wurde damals für eine besondere Gnade Gottes geschätzt, daß die Gräfin gegen die zweite Hausfrau keinen Unwillen trug, sondern wohl zufrieden war, daß dadurch ihr lieber

Herr und Gemahl wieder ins Land gebracht worden. Jedoch bekam der Graf von der zweiten Frau keine Kinder, während er doch von der ersten deren viele hinterließ. Die zweite Frau wartete ihrer in Treuen und zog sie auf und liebte sie nicht anders, als ob es ihre eigenen wären. Haben also den Rest ihres Lebens in aller Einigkeit und gutem Frieden zugebracht. Nach ihrem Absterben sind sie zu Erfurt alle drei begraben worden, wo man auch die ganze Historie von ihnen findet. Sie sind auch alle drei in einen Marmorstein allda gehauen, der Graf zwischen den beiden Frauen in der Mitte, auf der einen Seite des Sultans Tochter mit der königlichen Krone, auf der andern die Gräfin mit den Kindern zu ihren Füßen. Wenn man die Ursache der zweiten Ehe dieses Grafen erwägt, so findet man, daß sie nicht aus Mutwillen geschlossen wurde; wie ja auch der Papst, die Gräfin und männiglich keinen Anstoß daran nahm. Aber mit unserem Landgrafen hatte es eine ganz andere Bewandtnis; denn was seine freche und frevle Sachen bis anher im Reich deutscher Nation fruchteten, das hat sich genugsam gezeigt, ist auch denen noch wohl bewußt, die anno 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg waren, als Kaiser Karl den Ständen ihre Fürbitte für den Landgrafen abschlug, mit der Anzeige, was er für ein Mann sei und was seine bisherigen Händel gewesen.

Graf Gottfried Werner blieb bis zum Ende des schmalkaldischen Kriegs mit seiner ganzen Haushaltung zu Wildenstein und zog erst im folgenden Jahr, anno 1547, nach Ostern wieder nach Meßkirch. Es war damals niemand gern zu Wildenstein wegen der seltsamen Weise des alten Herrn, und alles war nur darauf bedacht, bald wieder nach Meßkirch zu kommen. Nun war aber nach der Meinung des alten Herrn noch zuviel Wein im Schloß; den wollte er nicht dort lassen, auch nicht wegführen, sondern es war sein Wille, so lange dort zu bleiben, bis er ausgetrunken sei. Kein Mensch kann sich eine Vorstellung davon machen, wie jeder sich des Trin-

kens befliß, als dieser Beschluß bekannt wurde. Man saß manchmal bis über Mitternacht beim Schlaftrunk, statt ins Bett zu gehen, denn der Wein war gut. Und um's kurz zu machen: der Wein wurde in so kurzer Zeit von so wenig Leuten ausgetrunken, daß man sich billig darüber hätte wundern können. Damit wurde die Reise gen Meßkirch wohl um ein Vierteljahr beschleunigt, so daß man gleich nach Ostern mit dem ganzen Haushalt wieder heimkam. Die Fastnacht zuvor hätte der alte Herr gern eine recht fröhliche Fastnacht gehabt; wenn man aber zu Tisch kam, tat er nichts als hadern und zanken; jetzt hatte der, dann dieser nicht recht geredet, oder das sollte so und jenes anders geschehen sein. Damit erreichte er nur, daß männiglich still schwieg und das Maul hängte. Das wollte er dann auch nicht leiden. Diese Manier währte fast durch die ganze Fastnacht. Graf Wilhelm Werner hatte damals gerade einen seiner Diener zu ihm gesandt. Den ließ er vor Tisch zu sich kommen und klagte ihm, was er für eine traurige Fastnacht haben müsse, es wolle niemand mit ihm fröhlich sein, bat ihn auch, das seinem Bruder zu berichten.

Bei wenigen Wochen, ehe man wieder nach Meßkirch reiste, wurde Graf Froben Christoph das zweite Kind zu Wildenstein geboren, eine Tochter; geschah auf Freitag nach Invocavit des Morgens in aller Frühe zwischen fünf und sechs Uhr im Jahr 1547.

In diesem Jahr ist in den Osterfeiertagen der Herrschaft Zimmern ein lieber Bürger von Meßkirch zu Freiburg im Breisgau gestorben, hieß Baschian Hecker. Der hatte von Jugend auf immer gewünscht, wenn er sterbe, so solle das in Freiburg geschehen, und das ist ihm auch begegnet. Er war ein freundlicher Mann. Einmal sagte er, der Rat zu Meßkirch sei Zollerisch, das wolle er beweisen. Als er deshalb von einigen zur Rede gestellt wurde, sagte er: „Ja, es zeigt sich wohl an euerer Kleidung, denn die Hälfte von euch trägt schwarze Kittel, die andere Hälfte weiße." Eben-

so wurde auch anno 1562 auf dem Rathaus zu Meßkirch von der Richter Bärten geredet, da waren die eine Hälfte weiß, die andere Hälfte schwarz, waren also auch Zollerische Bärte.

Kurze Zeit vorher, ehe der Krieg begann, war es denen von Ravensburg und von Leutkirch wie den Geißen, die wohl stehen könnten, aber doch scharren möchten; sie hätten wohl ruhig sein und dem Spiel zusehen können. Aber sie hatten eine feine Barschaft von vielen Jahren her zusammengebracht, für die war es den Zunftmeistern angst. Deshalb rissen sie sich aus übergroßem Vorwitz heftig um die Narrenkappe, bis sie doch erlangten, daß der Bund sie aufnahm. Die Ravensburger mußten, wie man sagt, für den ersten Eintritt zehntausend Gulden bezahlen. Was sie aber die ganze Geschichte kostete, das werden sie in vielen Jahren nicht leichtlich vergessen oder wieder einbringen, denn als sie der Bund angenommen hatte und sie in den Rosen zu sitzen glaubten, da wurden sie von Kaiser Karl höchlich gestraft. Dem mußten sie viele tausend Gulden dazu geben. Er legte ihnen etliche Fähnlein Spanier in die Stadt, die mußten sie behalten und erhalten. Welch großen Mutwillen und Schande die da trieben, das kann jeder bei sich selbst erachten, dem das Volk und seine schändlichen Gebräuche bekannt sind. Aber die Strafe hat an ihnen soviel nicht gewirkt. Die Spanier waren kaum abberufen, da schlug einer folgende Carmina ans Rathaus an:

„Gottsfurcht ist stumm,
Gleich um und um.
Wo ich hinkumm,
In einer Summ
Sein alle Ding krumm
Im Evangelium,
Auch im Papsttum.
Summa summarum,
Wir müssen hinum

Aufs Papsttum
Und kurz herwiederum
Aufs Evangelium,
Oder des Teufels, per Deum sanctum."

Was geschah? Die andere Partei machte andere Carmina, die wurden auch angeschlagen und lauteten also:

„Die Welt ist dumm,
All um und um,
Sein wenig frumm
Im Evangelium,
Auch im Papsttum.
Wir müssen herum
Und nun kurzum
Aufs Papsttum,
Und herwiederum
Aufs Evangelium
Oder des Teufels, per Deum sanctum."

Unter anderem, was damals in Sachsen zugrunde ging, waren auch die schönen und künstlichen Gemälde weiland des weitberühmten Malers Lukas Cranach, der einst zu Wittenberg wohnte. Diese haben die Spanier und das andere welsche Kriegsvolk des Kaisers Karl zum größten Teil zerschlagen und verderbt zu Torgau im Schloß, bloß deshalb, weil sie eine Vergleichung Christi und des Papstes darstellten, nach dem, was vor Jahren im Druck ausgegangen. Die Gemälde waren ganz werklich und künstlich zugerichtet. Schad um die große Kunst.

Damals sind die Spanier erst zu rechten Leuten geworden; die haben allerhand Polizeien in Deutschland, freilich zu dessen größtem Nachteil und Schaden gelernt. Ich höre, sie hofften, der Kaiser solle ihnen die Stadt Augsburg preisgeben; aber sie zerstießen sich die Köpfe daran. Die großen Hansen unter ihnen ließen sich merken, dreier

Dinge halber möchten sie die Stadt mit Gewalt erobern; nämlich des Ruhms, der schönen Weiber und des großen Gutes wegen. Aber der gütige Gott hat eine solche große Tyrannei und Schande gnädiglich verhütet, so daß sich die Spanier hernach auf dem Reichstag, anno 1548, mit einem viel schlechteren Preis begnügen mußten. Also war ihnen ihr großes Vorhaben diesmal in die Asche gefallen. Um aber doch ihre Eitelkeit zu zeigen, ließen die großen Hansen viel Silbergeschirr in Augsburg und andern Städten machen, auch etlicher Fürsten, Grafen und Stände Wappen darauf schmelzen. Das führten sie dann mit sich nach Spanien, gerade so als ob es Kriegsbeute aus Germania wäre. Einige von ihnen ließen auch Geschütz in Deutschland gießen mit dem sächsischen oder hessischen Wappen und ließen sie heimführen. Deren etliche hat der Herzog von Alba zu Innsbruck gelassen. Wie aber Herzog Moritz Gesinde anno 1552 über die Klause kam und den Kaiser Karl zu Innsbruck überrumpelte und verstöberte, da fand der junge Landgraf eben diese Stücke, und als er seines Vaters Wappen darauf sah, nahm er sie mit sich davon. Von diesem Krieg hat ein Hofmann folgende Carmina gemacht, die sollen dem Gedächtnis erhalten werden:

„Haiz ein, landtgravi! geuß an, Sachs! Schertlin, beschirrs wol!
Reübs aus Carle, pater! solvite reichstetides!
Reichstetides narri, quos opus et amphora anxit.
Saxonica in schweißbadt, ferre quod hi nequeunt.
Gallia nunc vobis, Kuemaul, nunc Marcus et aeger.
Consiliis Janus, Anglia verba dedit.
Nec non Gotts wortum vestrum qui beschirmere vellet,
Turcus erat, hoho, perfida gsellietas!
Spes erat in pauris, aufstandas machere doctis,
Praetulit ad spissos rustica turba gablas.
Witz habuit Nurnberg, achsla tragavit utraque,
Rathschlegis vestris sensit inesse metum.
Eia agite in witsis haltando Caesari glaubum,
Ne senece badas wärmere conveniat!“[19]

Ich kann hier nicht unterlassen, zu melden, wie Bischof Christoph von Bremen, ein Herzog von Braunschweig, den Grafen Wilhelm Werner auf dem Reichstag zu Augsburg zu Gaste lud. Der ließ ihn eines Tages durch einen Edelmann zum Morgenmahl zu sich berufen. Der Graf erschien, und weil er glaubte, dort zu bleiben, so schickte er seine Diener fort, mit dem Befehl, nach dem Essen wiederzukommen und aufzuwarten. Er selbst aber ging in die Hofstube und wartete, bis der Bischof nach ihm schicken lasse. Wie es aber nun einmal mit dem Geschlecht der Herzöge von Braunschweig steht, daß viele Narren unter ihnen sind, so zeigte sich das auch wieder an diesem Bischof Christoph; denn sobald er hörte, der Graf sei da und wolle mit ihm essen, gereute ihn die Einladung, und er befahl seinen Edelleuten, sie sollten ihn, auf welche Manier immer sie wollten, abweisen, denn er wolle ihn kurzum nicht zum Essen da haben. Den guten Edelleuten war angst, sie wußten nicht, was sie tun sollten; auch schämten sie sich vor dem Grafen ihres törichten Herrn wegen. Sie gingen in die Hofstube und fanden dort den Grafen; dem war die Weile lang, und er kannte niemand, deshalb ging er von einem Fenster an das andere und wartete so lange, daß es ganz spät wurde. Schließlich erkeckten sich aber die Edelleute, gingen zu ihm und fragten, ob er zu dem Bischof, ihrem Herrn, begehre. Er antwortete ja, denn er sei geladen und berufen worden. Darauf entschuldigten sie den Bischof, es sei ihm ein Unwohlsein zugestoßen, so daß er jetzt nicht werde zu Tisch gehen können. Der Graf kam in Verlegenheit und sagte, er habe seine Diener weggeschickt, sonst wollte er gleich in seine Herberge. Daraufhin erboten sich die Edelleute, ihm aufzuwarten, und daß ichs kurz mache, ich habe von dem Grafen selbst oft gehört, er habe sein Lebtag nie mehr Aufwärter vom Adel gehabt wie damals; denn um ihn nur aus dem Haus zu bringen, gingen fast alle Edelleute und Diener des Bischofs mit, begleiteten ihn zu seiner Herberge und waren froh, daß sie

ihn so los wurden. Wegen dieser Einladung hat es ein großes Geschrei und Gelächter über den Bischof gegeben, und sobald es der Graf dem Vizekanzler Jonas und andern gesagt hatte, so war es gleich bekannt. Des andern Tags schickte der Bischof wieder zu ihm und ließ ihn laden mit der Entschuldigung, er sei des vorigen Tags schwach gewesen. Vielleicht hatte er sich besonnen und bereute das grobe Sachsenstücklein. Aber der Graf entschuldigte sich aufs höflichste und kam nicht; denn er besorgte, der Bischof möchte wieder in seine alte Laune kommen und es ihm gehen wie zuvor.

Was dieser Bischof von Bremen für ein umständlicher Herr war, das hat sich wohl zu Rom gezeigt, als er einmal in Stiftsangelegenheiten dorthin gereist war. Da wollte ihm der Papst durch seine ordentlichen Zeremonienmeister große Ehre erweisen und ihm einen Sitz bei den Kardinälen einräumen lassen. Wie nun die Beamten zu ihm kamen, meinte er, man wolle ihn fangen, und rannte im Palast die Stiege hinab; die Zeremonienmeister hintendrein, die wollten ihn aufhalten. Mein guter Bischof, als er das sah, stieg eilends zu Pferd, das ihm ein Diener vor dem Palast hielt, und eilte seiner Herberge zu. Als nun die Geschichte dem Papst gemeldet wurde und niemand wußte, warum der Bischof so schnell verschwand, schickte er ihm zwei junge Kardinäle nach; die eilten auf ihren Eseln durch die Burg nach über die Engelsbrücke. Als sie der Bischof hinterdrein kommen sah, da wurde ihm erst das Wamms recht heiß; er schoß also über die Brücke und in die lange Gasse hinein, daß ihm sein Gesinde nicht wohl folgen konnte. Die Kardinäle schickten ihm einen Lakaien nach dem andern nach, und ob sie ihn gleich in der Herberge von allem unterrichteten, so wollte er ihnen doch nicht trauen. Er kam auch nicht mehr zum Papst, sondern wich bald darauf von Rom und reiste Deutschland zu. Seine Stiftsangelegenheiten stan-

den wie zuvor, außer daß der Papst und die Welschen noch mehr Spott über einen närrischen deutschen Bischof treiben konnten.

Einmal begehrte er auch in Brüssel eine Audienz bei König Philipp von Spanien. Der ließ ihn bei zwei Stunden im Vorgemach stehen und warten und ließ ihn nicht vorher vor. Seine Spanier hatten ihm nämlich eingeredet, daß das seiner Hoheit und Reputation wohl gebühre; obwohl er damals nichts zu schaffen hatte, sondern mit dem Schalksnarren sein Spiel trieb. Das wurde dem Kaiser Karl berichtet, und daß dergleichen auch schon anderen Fürsten geschehen. Darüber trug er großes Mißfallen, denn er begehrte namentlich, sein Sohn solle sich freundlich und zugetan gegen die deutschen Fürsten erzeigen. Deshalb beschied er einmal den jungen König zu sich. Wie nun der mit seinen hoffärtigen Spaniern erschien, befahl er, der Sohn solle im Vorgemach warten, und ließ ihn also auch bei zwei Stunden im Vorzimmer sitzen; entbot ihm aber, er wolle ihn bald rufen lassen. Dem Sohn wurde die Weile lang, er ärgerte sich darüber und ebenso seine Spanier. Schließlich, als er über zwei Stunden in großer Ungeduld gewartet hatte, ließ ihn der Kaiser vor sich in das innere Gemach rufen. Wie er kam, fragte er ihn, ob er nicht auch ein Mißfallen darüber habe, daß er so lange warten müssen. Und wie nun der Sohn schwieg und nicht gleich antwortete, sagte der Kaiser: „Gleichergestalt als du eine Beschwerde hast, so lange zu warten, also solltest du gegen andere dich auch erweisen, sie nicht vergeblich und ohne Not oder besondere Ursache aufhalten und warten lassen, besonders die deutschen Fürsten, die sowohl als du von hoher Geburt und dir verwandt sind, sondern dich freundlich gegen sie erzeigen.“ Der fromme Kaiser hat mit seinem getreuen Rat wenig ausgerichtet, das spanische Gemüt und die Erziehung haben gewirkt, so daß ihm kein Deutscher, er habe sich denn ganz wie ein Knecht

gegen ihn bewiesen, angenehm war. Wie verächtlich er getan, wegen des römischen kaiserlichen Begräbnisses zu Speyer im Dom, das man ihm bei seinem Durchzug als eine Sehenswürdigkeit vorwies, ist noch wohl bewußt. Wie schmählich er sich dann gegen seinen Schwager, Herzog Albrecht von Bayern, gehalten, dem er beim Spiel um einer geringen Ursache willen eine Ohrfeige gab, und anderes mehr, das ist auch alles noch unvergessen. Er hat sich damit selbst in der Nachfolge im römischen Reich sehr gehindert. Kurz, wie man gewöhnlich spricht, daß der vortrefflichen Eltern Kinder ihnen selten nachschlagen oder geraten, das geschah auch da, und ist sowohl bei den hohen Leuten im Schwang wie bei den untern Ständen. Und ich glaube, wenn er länger in Deutschland geblieben, so wäre er überall verachtet worden. Als er aus Italien durch das Erzstift Mainz reiste, da ließ ihn der Kurfürst, Erzbischof Sebastian, war ein Edelmann von Heusenstein, durch seinen Kanzler, Doktor Christoph Mathis, und andere Hofjunker empfangen, aber nur in deutscher Sprache anreden; das geschah mit Absicht und war schon lange auf ausdrücklichen Willen des Kurfürsten hin so geplant worden. Und wenn der König auch noch so ein böser Deutscher war, so mußte er doch die deutsche Sprache damals hören. Doktor Jörg Sigmund Seld war ihm vom Kaiser beigegeben; der antwortete auch in deutscher Sprache. Damit ließ man den stolzen Spanier abfahren. Fürwahr haben ihn seine Schmeichler, die Spanier, so verderbt. Sie verhinderten ihn, daß er in seiner Jugend weder Latein noch sonst eine Sprache außer spanisch lernte, als ob es einer so hohen Person nicht zieme, noch andere Sprachen zu lernen. Als er nun nach Deutschland und in seine niederländischen Erblande kam, da hat ihm das zu großem Gespött und Verachtung gereicht. Die haben öffentlich Komödien und andere Spiele abhalten dürfen, in denen sie Fürsten und Potentaten vorführten, die keine andere Sprache reden konnten, als die sie von ihrer Mutter gelernt. Und fürwahr sollten solche schändliche Bestien höchlich gestraft werden, die einen solchen Potentaten

in seiner Jugend so verhindern und vernachlässigen, daß er mit seinen Untertanen nicht reden kann, sondern alles durch einen Dolmetscher verrichten muß. Aber es ist den Hofleuten und solchen Buben nützlich, Herren zu haben, die in ihrer Jugend nichts lernten und darum auch nichts selber tun können. Die wissen dann noch nicht einmal ihre Kinder zu regieren, sondern sie selbst müssen noch durch andere regiert werden. Dabei verbessern sich ihre Länder nicht, wie sich das zu unsern Zeiten oft zum großen Nachteil gezeigt hat.

Als auf dem Reichstag die kaiserliche Majestät das ganze Reich deutscher Nation wieder zu Frieden und Ruhe gebracht hatte, wurde auch das Kammergericht und die übrigen Gerichtsbarkeiten im Reich neu errichtet. Die alte Kammergerichtsordnung war revidiert und verbessert, untaugliche Personen ausgemustert, und namentlich mußten die Assessoren katholischer Religion sein und ward niemand von andern Sekten zugelassen. Damit aber das Kammergericht wieder ein Haupt hätte, das in der deutschen Nation bekannt wäre und mit des Reiches und des Kammergerichts Gebräuchen vertraut, so ernannte der Kaiser den Grafen Wilhelm Werner zum Kammerrichter und zu Assessoren die Grafen Wilhelm von Eberstein und Jörg von Helfenstein.[20]

Gleich im folgenden Sommer darauf nahm sich Graf Wilhelm Werner vor, einige Antiquitäten und alte Gebäude zu besichtigen. Er ritt also in den Ferien von Speyer aus nach Lorsch, um dort die Bibliothek zu sehen und die alten Stiftungen und Gebäude zu erkundigen. Wie er aber nun ankam, verweigerte ihm der Propst, unangesehen, daß er sich mehrmals hatte anzeigen lassen, den Eintritt ins Kloster, so daß er unverrichteter Dinge wieder heimreisen mußte. Als er es aber durch den kurfürstlichen Rat, Herrn Wolf von Affenstein, an der gebührenden Stelle angebracht,

ward der Kurfürst, Pfalzgraf Friedrich, über den Probst so erzürnt, daß er ein paar Reiter hinab ins Kloster schickte. Die nahmen eine Menge Haber, Korn, Wein und andere Viktualien mit sich hinüber nach Heidelberg, so daß der Probst durch seinen Geiz in großen Schaden kam und den zehnfachen Nachteil hatte. Es hat dieses herrliche, alte Kloster zugrunde gehen müssen; denn sie haben vor Jahren ihren Orden verlassen, die Kutte von sich geschüttet und sind weltliche Priester geworden. Wie sie aber noch viel weltlicher wurden, da ist dann der nachfolgende Kurfürst, Pfalzgraf Ott Heinrich, wie ein zweiter Nebukadnezar gekommen; der führte die uralte kaiserliche Bibliothek samt Butzen und Stiel, wie man sagt, davon, und gegenwärtig sieht das Kloster einem zerfahrenen Spital viel ähnlicher als einer so herrlichen und kaiserlichen Stiftung.

Ungefähr ein Jahr, ehe der Fürstenkrieg begann, lud Herzog Hans von Simmern, der vorher etliche Jahre Kammerrichter gewesen war, Graf Wilhelm Werner zu sich, und weil er ihn als einen guten Historiker und besonderen Liebhaber der Antiquitäten kannte, so führte er ihn spazieren auf das Schloß Bolanden, am Donnersberg, mons Jovis, gelegen, und in die umgelegenen Klösterle, die gleichwohl jetzt auch mehrteils verschluckt und durch sind. Er nahm ihn dann mit gen Simmern und geleitete ihn über den Hundsrück hinab an die Mosel, damit er die beiden Grafschaften Sponheim sehe und an den Schlössern und mächtigen Gebäuden die Herrlichkeit dieser vornehmen Grafen erkennen könne. Sie kamen auch nach Trier, um die Antiquitäten an Gebäuden und anderem zu besichtigen, wie denn fürwahr Trier eine Stadt ist, dergleichen an Alter und ältesten Baudenkmalen in ganz Europa keine gefunden wird. Und ist manchem schimpflich zu hören, daß wir Deutsche die fremden Gebäude und Städte loben, auch ob ihrem Alter und ihren Sehenswürdigkeiten uns verwundern und wissen von den unsern, die doch die andern weit

übertreffen, nichts zu sagen, haben sie nie gesehen und achten auch ihrer nicht. — Dieser Herzog war dem Grafen besonders gnädig, und wenn er es noch erlebt hätte, daß die Kurwürde an ihn gefallen, wie sie dann später sein ältester Sohn, Herzog Friedrich, erhielt, so würde er ihm ohne Zweifel in allen Gnaden gewogen gewesen sein.

Graf Wilhelm Werner hatte einen Diener in Speyer, namens Melchior Schenk; der war von Leipzig gebürtig und von dem Grafen von Jugend auf erzogen worden. Er konnte ihm alle seine Rechnungen und anderen Geschäfte versehen, ganz getreulich, und war seinem Herrn ein guter Diener. Wie es aber zugeht, daß die Diener einander verführen, so geschah es auch da. Das gute Männle kam hinter den starken Rheinwein; den versuchte er so wohl und machte daraus ein solches Handwerk, daß ihn schließlich ein Kindleweh, wie man's nennt, anstieß. Der Graf hatte den Diener lieb, und was man seiner Gesundheit halber tun konnte, daran ward nichts gespart. Man riet ihm, den Zorn und den überflüssigen Wein soviel als möglich zu fliehen und zu vermeiden. Das konnte aber mein Weingänsle nicht halten, er wußte und konnte den Wein nicht lassen, woraus dann schließlich folgte, daß er zu Speyer in aller Jugend, im besten Alter mit Tod verging; geschah den dritten Octobris anno 1553.

Als Graf Johannes Werner auf sein Alter kam, hat ihn der Blasenstein heftig geplagt. Er suchte Rat bei den erfahrensten Ärzten in unserer Landschaft, die ihm auch Milderung verschaffen und das Leiden aufhalten konnten. Aber eigentlich half ihm seine Natur mehr wie die Ärzte; denn wenn man schon meinte, er hätte die Arzneien genommen, so waren sie doch alle zum Fenster hinausgeflogen. Er war nur einmal ernstlich krank gewesen, und daß ihn jetzt im Alter der Stein und das Gries so plagten, daran war namentlich sein unordentliches und vieles Essen schuld. Auch die überstarken Weine, die er zu trinken pflegte, schadeten ihm.

Im Jahr 1547 zog er von Falkenstein, wo er hernach nicht mehr hinkam, mit seinem ganzen Haushalt nach Seedorf, und obwohl das Schloß dort ein altes Gebäude und im Zerfall war, so behalf er sich doch, so gut er konnte. Er hatte dort viel Gesellschaft von Rottweil, von Oberndorf und von den umgesessenen Edelleuten, was ihn zur Unmäßigkeit verleitete; es kam dahin, daß sich sein Leiden sehr verschlimmerte. Er wollte sich selber helfen, und ohne auf den Rat der Ärzte oder auf das Abmahnen verständiger Leute zu hören, ließ er sich jeden Tag ein Bad richten von einem Wasser, das er für schwefelhaltig hielt; und je mehr man ihm das Baden widerriet, desto mehr bestand er darauf. Es wurde mit ihm je länger je schlimmer, so daß er schließlich doch aufhören mußte.

Nun erfuhr er von einem berühmten Wundarzt zu Königsbach; den wollte er besuchen. Und obwohl männiglich, der um seine Krankheit wußte, daß da wenig Hilfe mehr sei, so wollte und konnte ihm doch niemand die Reise widerraten und abschlagen. Also reiste er zu Anfang Decembris im Jahr 1547 in aller Winterskälte gen Königsbach. Vorher hatte er sich aber wie ein alter Christ mit dem hochwürdigen Sakrament zu Rottweil ganz christlich versehen lassen. Während er in Königsbach lag, bewies sich Markgraf Ernst ganz gnädiglich gegen ihn, schrieb ihm abermals und schickte ihm auch Wildbret und anderes. Ebenso besuchte ihn auch sein Schwäher, Graf Wilhelm von Eberstein. Sein ältester und sein jüngster Sohn, Graf Johann Christoph und Graf Gottfried Christoph schrieben ihm von Straßburg aus und schickten ihm allerhand Konfekt und Kraftarzneien; aber keiner durfte ohne besonderen Befehl kommen. Doch schickte er schließlich nach ihnen und wollte sie vor seinem Ende noch sehen; da konnte es aber nicht mehr sein; es war zu spät. Gegen seinen zweiten Sohn, Graf Froben Christoph hatte er auch damals noch großen Unwillen. Also lag er etliche Wochen zu Königsbach und nahm täglich ab. Und obwohl ihm der Arzt seine Schmerzen linderte, so ging

er doch schließlich aus wie ein Licht; das geschah im Monat Januar Anno 1548 seines Alters im 71. Jahr. Dem Gott gnade! Während er krank lag, schrieb er seinen Amtleuten in der Herrschaft vor Wald, alle Martininutzung und was von Getreide und Geld vorhanden sei, in sein Haus gen Rottweil zu erlegen und bis zu seiner Rückkehr niemand zu bezahlen. Ebenso befahl er, einen Wald an Sulz zu verkaufen. Aber als die Amtleute merkten, wie die Sachen stünden, da zogen sie den zweiten Sohn, Graf Froben Christoph, zu Rat. Mit dessen Wissen wurden alle Zinsen und Schulden entrichtet und bezahlt und der Verkauf des Waldes sistiert.

Graf Johannes Werner hat zu seinen Lebzeiten niemals Äpfel gegessen, weder rohe noch gekochte; als er aber auf dem Krankenlager lag und männiglich sah, daß er sterben mußte, da war es sein bester Schleck, und er hat sie am allerliebsten gegessen. Ein Jahr vorher, ehe er starb, beredete man ihn, wenn er sich einen Geißpelz machen ließe, das Fell nach innen und die rauhe Haut nach außen, so möchte der Stein ihn weniger plagen. Also tat er danach, aber er empfand wenig Linderung. Als nun sein Tod durch einige vertraute Personen in die Herrschaft vor Waldt berichtet wurde, verfügte sich Graf Froben Christoph eilends gen Falkenstein, nahm das Haus ein, versiegelte alle Truhen und Behältnisse und gab Herrn Galle Maut, Pfarrer zu Gutenstein, den Auftrag, das Schloß bis zu seiner Rückkehr zu verwahren. Alsdann ritt er ohne Verzug nach Rottweil und holte den Johann Ul, der vor Jahren dort kaiserlicher Fiskal am Hofgericht war, jetzt aber als Prokurator fungierte; den nahm er mit nach Seedorf, ließ dort im Schloß gleichfalls alle Truhen versiegeln und die Untertanen auf der Schütte schwören; und noch in derselben Nacht ritt er nach Oberndorf und beschrieb Hans Herter von Hertneck, damals Obervogt zu Sulz, Jakob von Reckenbach, den jungen Stehelin und andere adelige Nachbarn zu sich. Am folgen-

den Morgen eröffnete er Rat und Gemeinde zu Oberndorf das Absterben seines Herrn Vaters mit dem Begehren, sie sollten ihm die Erbhuldigung wie von altersher schwören, wogegen er sich erbot, sie bei ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten zu belassen. Durch die Adeligen ward inzwischen so viel unterhandelt, daß die Erbhuldigung schon am dritten Tag auf dem Rathaus allda geschah. Das war am Mittwoch nach St. Pauls Bekehrung im Jahr 1548. Was Hülzingen anbetraf, so wurde dort die Erbhuldigung aus besondern Gründen bis nach dem dreißigsten Opfer verschoben. Graf Froben hatte auch das Absterben ihres Vaters, und was er in aller Eile für Maßregeln ergriffen, seinen Brüdern nach Straßburg berichtet und sie gebeten, sich auf den Dreißigsten in Meßkirch einzufinden, falls ihre Residenzen sie nicht hinderten. Den Pfarrer zu Oberndorf und noch einen Priester, dazu einen Teil der Amtleute, schickte er mit etlichen Reitern gen Königsbach, um die Leiche nach Meßkirch zu begleiten, auch Vorsehung zu treffen, daß die Margaret Hutlerin mitkäme und nach Falkenstein geführt, auch das Siegel, das der alte Herr mitgeführt, in guter Verwahrung gehalten würde. Nun ist zu wissen, daß kurz, ehe Graf Johann Werner nach Königsbach gereist, die Margaret Hutler ein wohlbeschlagenes Kästchen einem Bürger zu Oberndorf, genannt Marx Rebmann, der früher des alten Herrn selig Schultheiß zu Oberndorf und der Hutler ganz zugetan war, in Verwahrung gegeben hatte. Dieses Kästchen wurde im Schrecken über die Herrschaftsänderung unter das Korn verborgen; aber der Betrug und die Untreue der Hure und des Untertans kam vor die Ohren des neuen Herrn. Der schickte danach und ließ es im Beisein ehrlicher Leute öffnen. Da fand man Geld und Geldeswert, schöne goldene Ringe, die doch fürwahr dahin nicht gehörten, und besonders einen wunderbaren hörnenen Löffel, der, nach der Überlieferung aus dem Horn eines unbekannten Wurms gemacht, vor vielen Jahren dem alten Herrn Johannes Werner, Freiherrn von Zimmern, von einem namhaften Heiden, als er zum heiligen

Grab reiſte, geſchenkt worden war. Dieſen Löffel und anderes hatte die Hutler, wie dieſes Volks Gewohnheit iſt, an ſich gebracht. Der Graf ließ die Truhe wieder ſchließen und in guter Verwahrung halten. Und als nun alles Notwendige, was die Notdurft für den Augenblick erforderte, in der Herrſchaft geordnet war, begab er ſich wieder nach Meßkirch. Bei all dem hat er bei dem alten Herrn Graf Gottfried Werner keinen Rat gefunden, ſondern für ſich ſelbſt handeln müſſen. Nicht weiß man gründlich, ob der alte Herr beſorgte, der junge werde ihm zu flügge.

In wenigen Tagen brachten die Amtleute die Leiche gen Meßkirch. Die Herrſchaft ging ihr mit ihren Verwandten, ſamt Rat, Gemeinde und etlichen Reitern entgegen. Der Bruder, Graf Gottfried Werner, erwartete ſie in der Kirche in ſeinem gewöhnlichen Stuhl. Die Bahre wurde von ſechs Mitgliedern des Rats in den Chor der Pfarrkirche zu St. Martin getragen und dort das Zimmernſche Begräbnis geöffnet. Da ward er mit den gewöhnlichen Zeremonien begraben und eine Bleitafel auf den Sarg geheftet, auf der die Jahreszahl und der Tag ſeines Todes ſtanden. Das Opfer und der ſiebte Gottesdienſt wurden nach alter katholiſcher Ordnung gehalten. Auf den Dreißigſten erſchienen der Domdechant zu Straßburg und ſein Bruder Graf Gottfried Chriſtoph; die berieten ſich und übergaben darauf alle ihre väterlichen Erbgüter ihrem weltlichen Bruder für ein Jahr zu verwalten; und nach Ablauf dieſes Jahres ſollte eine gemeinſame Abrechnung abgehalten werden. Darauf verfügten ſich die drei Brüder gen Falkenſtein. Hier öffneten ſie die verſiegelten Truhen und Käſten; aber es wurde außer Briefen nichts Beſonderes darin gefunden. Die Briefe hatte der alte Herr behalten, ſie ſeien gleich gut oder bös, da war kein Unterſchied; aber immer noch beſſer, man hob ſie auf, als daß man ſie zerriß, verbrannte, wegwarf oder Leim daraus ſott, wie ſein Bruder, Graf Gottfried Werner, einſt

vor Jahren ganz unweislich und unbedachtsam tat. Der Hausrat, alles Geld, alle Leinwand war weg; das alles und vor allem das beste hatte man im Sommer vorher gen Rottweil in das Haus geführt. Das war von Hans Stengelin, dem einen Meier im Weiler, geschehen; der hatte zwei beladene Wagen des besten Hausrats hinabgeführt, welches ihm doch nicht unbelohnt hingegangen. Denn obwohl er unter den Grafen von Zollern gen Dallen zog, so ließ ihn doch Graf Froben Christoph festnehmen und nach Verdienst strafen. Man suchte weiter nach Geld und Silbergeschirr. Da fand man ganz geringes Geschirr, das der alte Herr aus eingeschmolzenen Zimmernschen, Öttingischen und Erbachischen Bechern und Antiquitäten auf neue Manier hatte machen lassen und um nicht wenig dabei betrogen worden war. An Geld wurde nicht mehr als eine Krone an seltsamer Münze und Pfennigen gefunden; das war lauter Spielgeld. Was die Hutler anbelangt, so wurde sie nicht nach Verdienst und Verschulden abgefertigt, sondern in Anbetracht, daß sie den alten Herrn gepflegt und bei ihm ausgeharrt hatte, in Gnaden wieder zu ihren Kindern nach Rottweil entlassen. Und damit niemand etwas argwöhnte, ließ man ihr auch das Kästchen mit dem Geld, Bechern, Ringen und dem hörnenen Löffel ausfolgen. Hernach hat Graf Froben Christoph oft um den Löffel angehalten, obwohl er ihn damals hätte behalten können, konnte ihn aber ohne Entgelt nicht bekommen; doch brachte er ihn schließlich durch Vermittlung des Magisters Justinianus Schlehen um sechs Joachimstaler wieder an sich. Nach dem dreißigsten Tag kamen viele, die vorgaben, der alte Herr sei ihnen schuldig gewesen. Diejenigen, die nur ein wenig Beweise dafür beibringen konnten, wurden bezahlt. Es kamen auch zwei, ein Zimmermann von Unzkofen, und ein Meßkircher, Hans Henne der Alte. Man suchte in den Registern nach; da fand man, daß sie beide dem alten Herrn bei der letzten Abrechnung schuldig geblieben waren. Weil es aber nicht über zwölf Gulden ausmachte, so wurde der Fremde bezahlt; der andere aber durfte Scham

und Furcht halber die Schuld nicht mehr einfordern. Solch Bubenwerk treibt man, wenn ein Herr stirbt und vorher nicht nach dem Rechten gesehen wird.

raf Johannes Werner hatte von der Margareta Hutler drei Bastardsöhne und eine Bastardtochter; denen hatte er Anno 1546, damit sie einen Schirm hätten, bei der Stadt Rottweil das Bürgerrecht erkauft und seine ehelichen Söhne und Erben verpflichtet, nach seinem Absterben der Hutler und ihren vier Kindern je zweihundert Gulden bar, samt der Behausung an der hohen Brücke zu geben. Diese zu Rottweil aufgerichtete Urkunde mußten die drei ehelichen Söhne unterschreiben, mit dem Zusatz, daß diese Urkunde mit allem Inhalt ihr Wille und gute Meinung sei. Nun hatte Graf Johannes Werner eine Geldtasche mit nach Königsbach genommen und für fünfzehnhundert Gulden Gold und Münz hineingetan. Bei der Abrechnung fand sich, daß davon nicht mehr als dritthalbhundert Gulden ausgegeben worden waren, während in Wirklichkeit elfthalbhundert fehlten und die Tasche so liederlich beschaffen war, daß man sie mit keinem Schloß sichern konnte. Also waren schon zweihundert Gulden aus der Tasche verdoppelt und mit den Störchen, wie man sagt, davongeflogen. Niemand konnte oder wollte darüber Rechnung ablegen. Aber man hat das und anderes vertuschen müssen. Man fand auch in Seedorf einen Zettel, auf den der alte Herr wenige Tage vor seiner Abreise mit eigener Hand geschrieben hatte: „Denk' auch daran, das übrige Geld mit hinabzunehmen!" Daraus schloß man, daß es noch viel mehr Geld war, sintemalen die 1500 das „übrige" waren. Gott weiß, wo es verborgen ist oder hingekommen, denn man suchte an vielen Orten, fand aber nichts. Weil nun die jungen Herren sich verschrieben hatten, nach dem Absterben ihres Herrn Vaters binnen Monatsfrist der Hutler und ihren vier Kindern 1000 Gulden zu geben, so wurde Graf Froben Christoph von seinen beiden andern Brü-

dern auferlegt, die Summe von dem Geld, das man in der Tasche in Königsbach gefunden, zu bezahlen. Darüber, sowie über alle Einkünfte und Schuldentilgungen sollte in einem Jahr Abrechnung gehalten werden.

Graf Froben Christoph verhandelte nun mit der Hutler und den Vormündern ihrer Kinder, dem Bürgermeister von Rottweil, Johann Konrad Hettinger und Georg Will, und verpflichtete sich, die 1000 Gulden zum nächsten Hofgerichtstermin zu erlegen; dagegen sollten Briefe, Silbergeschirr, Getreide und ähnliche Dinge, die vielleicht noch vorhanden, ihm und seinen Gebrüdern ausgefolgt werden. Der Graf machte sich von Meßkirch aus auf den Weg, und weil er das Geld in Talern mitführte, die sich schwer und mühsam fortführen ließen, so trug ihm das ein Diener, hieß Enderlin Scheffer, in zwei großen Taschen nach. Der Graf ritt sehr behutsam und nur auf verborgenen Steigen und Wegen. Wie sie nun in aller Winterskälte den Abstieg suchten, kamen sie auf einen schmalen Weg zwischen Friedingen und Mühlheim; der lag an einer jähen Halde, unter der die Donau ganz reißend floß; sie war auch damals gerade stark angeschwollen. Weil aber nun der Weg so schmal und schlüpferig war, strauchelte des Dieners Roß und fiel, wahrscheinlich auch der großen Last wegen, die es trug, die Halde hinab. Einmal lag das Roß, dann wieder der Diener oben. Das Roß konnte sich auf dem nassen, glatten Boden nicht halten und kugelte also hinunter bis in die Donau. Die beiden Taschen fielen mit hinein. Wer sollte wohl unmutiger sein als der Graf, der versprochen hatte, die 1000 Gulden am nächsten Tag zu erlegen, und das Geld, wenn man die beiden Taschen nicht wieder bekam, in der kurzen Zeit nicht aufbringen konnte? Welchen Verweis hätte er dann von seinem alten Vetter, Graf Gottfried Werner, bekommen! Bei all dem Unfall hatte er aber doch den Trost, daß dem Knecht, obwohl er einen schweren gefährlichen Fall getan, an Leib und Gliedern nichts geschehen war, ausgenommen, daß er aussah wie ein Ziegler, der eben erst aus der Lehmgrube geschlüpft.

Dem Roß war auch nichts geschehen, denn das ging und schwamm über die Donau ans andere Ufer; dort ging es auf die Wiese und begehrte nicht weiter. Es war eine kurze Beratschlagung, denn man mußte unbedingt die Taschen wieder haben. Die erbot sich der Diener leichtlich wieder zu holen. Er hieb sich eine lange Stange zurecht, zog die Stiefel in die Höhe und ließ sich ins Wasser. Er suchte so lang, bis er schließlich beide Taschen herausbrachte, und zu allem Glück waren sie ganz und ohne Risse, auch nichts herausgekommen. Wie dem Knecht das glücklich geraten war, wagte er sich noch weiter und kam mit Hilfe seiner langen Stange unverletzt durch die Donau; er fing das Roß wieder und führte es durch das Wasser. Man knüpfte die Taschen wieder zusammen, so gut man konnte, und machte sich auf den Weg. Noch an demselben Tag kamen sie nach Rottweil. Des andern Tags bezahlte der Graf den Vormündern gegen gebührliche Quittung die 1000 Gulden. Dagegen erhob er noch etliche Briefe zu Rottweil, auch silberne Becher und besonders seines Herrn Vaters Siegel, das man etliche Wochen vermißt hatte. Das fand man in einer unverschlossenen und unversiegelten Truhe; Gott weiß, wie es dahin gekommen, aber es sollte dem unnützen Volk wenigstens nicht bleiben. Der Graf nahm alles mit gebührender Protestation und Vorbehalt an. Damit aber nun mit dem Siegel kein Mißbrauch getrieben würde, dieweil es so lange gemangelt, da ließ der Graf einen Kommissär und Notar des kaiserlichen Hofgerichts, Meister Hans Erndlin, rufen, gab vor ihm und anderen qualifizierten Personen über das Fehlen des Siegels eine Erklärung ab und ließ sich eine Bestätigung darüber ausstellen. Hernach haben die drei Grafen sich um die Hutler und ihre Kinder nichts weiter mehr angenommen, namentlich auch, weil der alte Herr, ihnen nicht vertraut, sondern den Kindern fremde Schutzherren bestellt hatte. Sie heiratete später zu Rottweil und nahm einen Wirt namens Stefan Wachter; den hatte sie etliche Jahre. Aber der Kußmonat ist bald ausgewesen, dann ist es angegangen: „Criminor te, cratzinor

a te", besonders als wenig Geld mehr da war, dessentwegen sie doch der Wachter genommen. Er starb aber, es wäre sonst noch eine seltsame Ehe geworden. Sie lebt noch. Gott weiß, was er weiter durch sie wirken will. Ihr ältester Sohn, der eines Mönchs aus dem Kloster sein soll, wurde Priester und Pfarrer im Breisgau unter dem Abt von Tennenbach. Der andere, Hans Christoph, sollte Organist werden, damit bekam er ein Weib, die manches Biedermanns Sohn wohl kannte und ihrer Lebtage viele Lager durchstrichen. Er ist mit ihr hin und wieder gezogen, armseliglich, ist schließlich Stadtschreiber zu Hornberg geworden und im vergangenen Jahr 1563 gestorben. Der dritte und jüngste Sohn wollte in seiner Jugend geistlich werden, weshalb ihm Graf Wilhelm Werner Empfehlungen an Abt Kaspar von St. Blasien und an den Abt von Altdorf im Elsaß gab. Als aber die Hoffnung seinethalben am besten war, hat er seine Absicht geändert, und wie man sagt, daß die stillen Wasser, wenn sie ausbrechen, schädlicher und nachteiliger sind als die raschen, so geschah es auch da: als alles glaubte, er solle nun bald Profeß ablegen, da nahm er eines Bürgers von Rottweil Tochter und ließ es sich wohl sein, obwohl er nicht viel hatte; das Weib hatte auch nicht viel mehr, aber sie waren vielleicht zufrieden, wie denn niemand glücklich zu schätzen, als der zufrieden ist. Dem ist auch wohl. Die Tochter, die Jungfrau Bärbele, hat einen Mann zu Rottweil, und so sind die Kinder alle versorgt ohne sonders hohe Bemühung der drei Grafen von Zimmern.

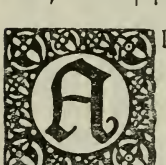
Als Graf Johann Werner zu Seedorf krank lag, hat er die Untertanen ganz hart gehalten; sie mußten wachen und jede Nacht zwei mit einem Stecken die Stunden an ein besonderes Brett schlagen und anderes mehr. Als nun der alte Herr gestorben und Graf Froben Christoph ihr Herr geworden war, meinten sie, sie könnten sich einmal frei machen. Sie erwiesen deshalb ihrem Herrn allen Un-

gehorsam und Unwillen; und obwohl etliche meinten, sie seien von den Rottweilern dazu angestiftet, so ließen sie diese doch im Brei stecken. Der Graf versuchte allerlei gütliche Mittel, aber die Bauern hatten sich die Köpfe gesteift, die wollten oben hinaus. Als nun mit Güte nichts zu erreichen war, suchte er bei seinen Verwandten Rat, und als er bei diesen gute Hilfe fand, da wäre der Bauern übel gewartet worden, denn es verglich sich Graf Jos Niklas von Zollern mit ihm; der wollte die Seedorfer angreifen und die Ochsenherde hintreiben; unterdessen sollte Graf Froben Christoph die Zollernschen Untertanen zu Haigerloch überfallen. Das wäre fast ein gleicher Tausch gewesen, denn die Haigerlocher erzeigten damals Graf Jos allen Ungehorsam. Nun hatten aber die Seedorfer Bauern eine gute Nase; sie liefen hin und wieder und brachten durch Bitten die Sache dahin, daß sie schließlich mit ihrem Herrn wieder versöhnt wurden.

Zu Ende des Jahres 1548 begab sich ein lächerlicher Handel vor dem Stadtgericht zu Meßkirch. Es hatte ein Bürger, war ein Gerber und hieß mit Namen Quirin Müller, einen andern Bürger, namens Simon Leublin, war ein Ratsherr, im Zank einen Narren gescholten. Das nahm der Meister Simon um so unwilliger auf, als er im Rat und Gericht saß und meinte, daß ihm solches an seiner Reputation nachteilig wäre, einen solchen Spott hingehen zu lassen. Deshalb nahm er auf Rat seiner lieben Hausfrau, der Adelheid Bockelmännin, und anderer, die wohl sahen, was er für ein guter Mann war, den Kurin beim Stadtgericht vor, weil er ihn so hoch geschmäht und beleidigt habe. Der Kure leugnete nicht, sondern war geständig, ließ sich aber dabei öffentlich vernehmen, wenn seine Gegenpartei ihn so drängen wolle, so könne er nicht daran vorbei, seine Rede wahr zu machen und zu beweisen, daß Simon Leublin ein Narr sei; im Falle er aber den Beweis nicht erbringen könne, so wolle

er gern in Simons Fußtapfen treten und selber ein Narr sein. Also wurde ein großes Gelächter daraus, und männiglich riet dem Simon Leublin, von der Klage abzustehen und keines Beweises zu begehren; denn der Narr mochte schlagen auf welche Partei er wollte, so würde der gnädige Herr doch keinen Narren im Rat oder Gericht haben wollen. Der Allmächtige behüte uns vor Gabelstichen, denn es macht viele Löcher!

s war einmal eine fruchtbare Gräfin im Sachsenland; die war Graf Gebhard von Querfurt vermählt. Die gebar einmal in einem Kindbett neun Kinder, worüber sie sich sehr schämte und es in Abwesenheit ihres Herrn zu verheimlichen suchte. Ein Kind von den neunen, das ihr am anmutigsten war, behielt und erzog sie; die übrigen acht befahl sie heimlich in einem Brunnen oder Bach unter Querfurt zu ertränken. Nun hatte ihr Herr, Graf Gebhard, noch einen Bruder, Bruno geheißen, der war Bischof in Preußen und kam auf einer Reise in seine Heimat zufällig gerade zur rechten Zeit, um die grausame Tat zu verhindern. Er nahm die Kinder und gab sie dem Müller unter dem Schloß, sie in seinem Namen zu erziehen. Der Kessel, in dem die Kinder zum Brunnen getragen und ertränkt werden sollten, hängt noch heutigen Tags im Schloß zu Querfurt in der Kirche vor dem Chor, unter einem steinernen Schwibbogen. Zur Erinnerung des Ereignisses hat auch der Brunnen und die Mühle unter dem Schloß den Namen vom heiligen Bischof Bruno empfangen. Wer aber die Gräfin von Querfurt ihres Herkommens war, das habe ich nicht gefunden, denk, man schrieb es nicht, um das Geschlecht zu schonen.



ls nun St. Martins Tag herankam, da lud Graf Froben Christoph seine beiden Brüder zu sich nach Seedorf, damit sie von ihm und den Amtleuten die Abrechnung entgegennehmen könnten. Die beiden Domherren kamen, ebenso

die Zimmernschen Amtleute von Seedorf, Oberndorf und aus dem Hegau. Da wurde ihnen nichts verborgen, sondern über alles mit Vorlegung der Urkunden Bericht gegeben, was sie vorher gar nicht glauben wollten. Es zeigt sich, daß die laufenden Schulden, die ihr Herr Vater hinterlassen, zweitausend Gulden betrugen, während die Kapitalschulden über zwanzigtausend Gulden ausmachten. Wenn man nun von den zu erwartenden Einnahmen die jährlichen Ausgaben, wie Zinsen, Leibrenten, Besoldungen der Amtleute usw. abrechnete, so blieb nur eine ganz geringe Summe übrig. Man sah einander seltsam an; jeder Domherr hatte zum wenigsten auf ein paar hundert Gulden jährliche Rente vom väterlichen Erbe gerechnet. Das sahen sie wohl, daß nun daraus nichts wurde, außerdem waren der Hausrat und die Mobilien so geplündert, daß kein Graf sich auch nur zur Not hätte damit behelfen können. Auf Rat ihrer Frau Mutter also, die zu Frieden und Einigkeit riet, übertrugen sie die Entscheidung ihrem alten Vetter, Graf Wilhelm Werner, der damals kaiserlicher Kammerrichter war. Von dem wurden sie auf Lichtmeß Anno 1549 nach Speyer geladen. Graf Froben Christoph wollte, dieweil im Geschlecht bis jetzt so übel Haus gehalten worden, von seinen Brüdern eine deutliche Erklärung über ihre Absichten haben, damit später nicht Zank und Streit daraus folge; die beiden seien ja mit geistlichen Pfründen so wohl versehen, daß der Domdechant über 1000 Kronen jährliches Einkommen, der andere über die Hälfte habe. Durch die Bemühungen der Unterhändler kam ein Vertrag zustande, wonach die beiden Domherren ihrem weltlichen Bruder im Hinblick auf die Wohlfahrt des Geschlechts alle ererbten väterlichen, liegenden und fahrenden Güter überließen; doch behielten sich die beiden Domherren vor, daß ihr weltlicher Bruder und seine Leibeserben sie nicht ohne ihre Einwilligung veräußern und verkaufen dürfe; und falls sie ohne ihr Verschulden um ihre Pfründen kämen, so hätten sie wieder dieselben Ansprüche und Rechte wie vor Abschluß dieses Vertrags. Diesen Vertrag

haben die drei Brüder mit Mund und Hand in allen Stücken zu halten versprochen. Die Abrede wurde von Graf Wilhelm Werner aufgesetzt und von den Grafen unterzeichnet, doch wurde beschlossen, daß sie erst in Monatsfrist ingrossiert und besiegelt werden sollte. Aber es verzog sich noch lang, denn es reute die Domherrn übel, daß sie sich in diesen Vertrag eingelassen hatten; sie verhofften immer, ihres alten Vetters, Graf Gottfried Werners, Tod zu erleben; dann wollten sie sich ohne eine stattliche Rente nicht abfinden lassen. Das wurde aber durch diesen Vertrag verhindert. Denn wenn es geschehen wäre, so hätte sich mit dem Zimmernschen Geschlecht das ereignet, was ihr Herr Vater immer wünschte, und wozu er auch durch sein liederliches Haushalten, mit dem er seinem weltlichen Sohn möglichst viel entziehen wollte, vorsorgte. Weil nun eine solche große Schuldenlast vorhanden war, so erhielt Graf Froben Christoph Vollmacht, das Dorf Hülzingen samt dem Drittel Staufen so hoch als möglich zu verkaufen. Gebhard von Schellenberg kam ins Spiel, der wollte 12000 Gulden dafür geben, während es der Graf nicht unter 16000 lassen wollte. Darum wurde damals nichts daraus. Als sich aber der Graf wieder aus den Schulden gebracht hatte, da wollte er dem Gebhard das Dorf nicht mehr um den alten Preis geben. Den Schellenberg reute es nicht wenig, daß er den Kauf zuvor nicht angenommen; darum griff er die Sache mit Listen an und riet dem Grafen, Neuerungen dort einzuführen, wie auch geschah. Das gab nun gleich Zank und Hader, auch allerlei Ungehorsam seitens der Untertanen. Er glaubte, der Graf werde, durch die Unruhen bewogen, sich doch noch entschließen, ihm das Dorf zu verkaufen. Das geschah aber nicht.

Ich kann hier nicht unterlassen, zu erzählen, was Graf Froben Christoph damals begegnete, als er von seinen Brüdern wieder nach Wolfach heraufreiste und zu Seedorf in des Vogtes Haus übernachtete. Der Graf hatte eine gol-

dene Kette bei sich, die über tausend Gulden wert war, außerdem hatte ihm der Vogt zu Seedorf an dem Tag etliches Geld, besonders allerlei Goldmünzen aus dem Amt gegeben. Das sahen nun einige, wie es der Graf in eine Tasche steckte und dem Vogt gab, es in seiner Kammer aufzubewahren. Die glaubten in der Nacht eine gute Beute zu erobern, wie auch fast geschehen wäre. Aber der Allmächtige wollte es nicht verhängen, denn wie der Graf nachts schlafen ging, brachte ihm der Vogt die Tasche wieder; wollte sie in der Nacht nicht verwahren. Dabei blieb es und geriet auch wohl, denn in derselben Nacht, als jedermann zur Ruhe gegangen war und im ersten Schlaf lag, steigt einer dem Vogt in die Kammer und untersucht ihm, seinem Weib und seiner Tochter Taschen. Was er darin fand, nahm er alles mit sich. Wie der Vogt am Morgen etliche Taglöhner bezahlen wollte, fand er seine Taschen offen und leer, ebenso war auch seinem Weib und seiner Tochter geschehen; die waren gleichfalls ausgeplündert. Man suchte weiter, da fand man, wie der Dieb in die Kammer zum Fenster hereingestiegen war, auch wie er überall in der Kammer umhergegangen war und Besseres gesucht hatte. Ohne Zweifel ist er nur des Geldes wegen gekommen, das er bei dem Vogt aufbewahrt glaubte. Das wäre ein lohnender Diebstahl gewesen und hätte wohl einen teuren Strick, wie man spricht, bezahlen mögen.

Um aber wieder auf Speyer und den Vertrag der drei Brüder zu kommen, so ist zu wissen, daß dieser Vertrag ganz beschwerlich zustande kam. Der Kammerrichter und Graf Wilhelm von Eberstein hatten etliche Tage mit ihnen zu schaffen, bis alle ihre Einwilligung gaben. Während man noch zwischen ihnen unterhandelte, war ein Domherr zu Speyer, einer von Münchingen, Domsänger; der war dem Domdechant von Straßburg sonderlich vertraut. Der Domsänger hielt zu seinen Ehren ein Bankett; zu dem waren der Kammerrichter, Graf Wilhelm von Eberstein, Graf Jörg

von Helfenstein und sonst viel ehrliche Leute geladen. Man war ganz fröhlich bei Tisch. Ich weiß nun nicht, wie es zuging; aber Graf Wilhelm von Eberstein und der Domdechant wechselten so spitze Reden, daß man fürchten mußte, es werde noch weiteres daraus folgen. Aber der von Münchingen, als Patron und Hausvater, konnte den Streit schlichten, und man machte einen Spaß daraus. Wiewohl nun dieser Reden weiters nicht, weder in derselben Nacht noch später gedacht wurde, so glaub' ich doch, daß es keiner dem andern vergessen. Und dabei betraf der ganze Zank nichts weiter, als Graf Bernhards von Eberstein Magd, die der Domdechant ihm abgedingt und als Haushälterin angenommen hatte. Vielleicht mochte auch sonst noch etwas dahinter stecken.

s sei hier auch eine gute Historie berichtet, die sich wenige Tage vor dem Abschluß des Zimmernschen Vertrags zu Speyer, auch in des Domsängers Haus begab. Wie denn dieser Domsänger ein freundlicher gastfreier Herr war, der viele Gastereien das Jahr über hielt und auch die meisten jungen Domherren bei ihm in Kost gingen, so war ihm einmal vom kurfürstlichen Hof in Heidelberg ein großer Schweinskopf zugeschickt worden. Dem Kurfürsten zu Ehren veranstaltete er ein Bankett, wozu die Vornehmsten weltlichen und geistlichen Standes berufen wurden. Als nun alle erschienen waren und man zu Tisch saß, wurde der Schweinskopf mit großer Zeremonie hereingetragen. Nun hatte der Münchinger unter anderen einen jungen Domherrn, einen Edelmann von Seckendorf, als Kostgänger. Der wollte sich vor den Ehrenleuten hervortun, nahm sich des Schweinskopfs an und legte den Herren vor mit aller Höflichkeit, was ihm auch meisterlich und wohl anstund. Weil nun aber das schweinene Wildbret fett und schlüpfrig war, so begab sich's, daß ihm ein abgeschnittenes Stück, das er dem Weihbischof von Speyer vorlegen wollte, vom Messer schlüpfte und gerade allernächst bei dem Weihbischof unter den Tisch

fiel. Der gute von Seckendorf erschrak und schämte sich; es dauerte ihn aber auch, daß ein so besonders gutes Schleckbißle verloren sein und den Hunden zuteil werden sollte. Und weil nun gerade damals die langen Messer aus Frankreich gekommen waren, die eher einem Kalbstecher, als einem Tischmesser gleichen, stach der Seckendorfer mit einem solchen langen Spieß unter den Tisch und wollte das gute Bißle damit aufheben. Weil er aber unter dem Tisch in der Dunkelheit nicht wohl sehen konnte, so traf er dem guten Weihbischof den einen Fuß, und weil der Stich kräftig geführt war, um das Wildbret damit vom Boden aufzuheben, so stach er durch den Fuß hindurch bis auf den Boden. Das gute fromme Männle schrie vor großem Schmerz überlaut, daß die Stube davon hallte. Der Seckendorfer zog sein Messer zurück und wieder aus dem Fuß. Als er es über den Tisch brachte, lief das Blut herunter und männiglich sah, daß er den Weihbischof mit dem langen Messer gestochen. Der gute junge Mann erschrak übel, obwohl er's nicht gern getan hatte und es ihm leid war. Es wurde eine große Verwirrung daraus; man mußte den Weihbischof hinter dem Tisch hervortragen und auf dem nächsten Weg seinem Haus zu, damit er von dem Barbier verbunden würde. Er gehub sich über die Maßen übel; aber obwohl der Unfall männiglich leid war, dieweil er dem Weihbischof begegnet, der doch sonst ein frommes Männle, so wurde doch zuletzt, da es nicht aufs Leben ging, ein Gelächter daraus, und die Gäste schieden vergnügt voneinander. Der Weihbischof aber mochte über diese Freude nicht lachen; er ist lang mit dem Stich umgegangen, ehe er geheilt wurde. Zu dem Schmerz hatte er noch das Gelächter, und ich glaub, er war dadurch gewitzigt, daß er sich später zu keinem mehr an den Tisch setzte, der mit einem so langen Messer herumhantierte und sich auf Kosten seiner Nachbarn gefällig erweisen wollte.

Nachdem Frau Katharina von Erbach die Einigkeit und den Vertrag zwischen ihren Söhnen erfuhr, ist nicht zu sagen, wie sehr sie sich über diese Botschaft freute; sie erlebte nun wirklich das, was sie lang ersehnt und worum sie den Allmächtigen vielmals angerufen hatte. Das Zweite, um das sie Gott täglich bat, war, noch zu Lebzeiten einen Enkel zu bekommen; darnach wollte sie mit Freuden aus dieser zergänglichen und ungetreuen Welt scheiden. Aber sie erlebte es nicht mehr, und fehlte doch kaum ein halbes Jahr. Ihr Sohn, Graf Froben Christoph war kaum von Seedorf abgereist, als seine Brüder, die Domherren, einen eigenen Boten an sie schickten, schrieben und baten sie, dieweil ihr Bruder listig und geschwind, so solle sie sich von ihm nicht überreden lassen und ihm die wertheimischen Zinsen vermachen; ferner wie sie ihren Nutzen so grob übersehen hätten, daß sie sich bereden ließen, einen so nachteiligen und parteiischen Vertrag einzugehen und anzunehmen; baten, man wolle sie doch auch bedenken und für Söhne des Stammes und Namens Zimmern anerkennen und halten. Dieser eigenhändige Brief wurde bei andern Briefen nach ihrem Absterben gefunden. Das Schreiben bekümmerte die gute Frau höchlich, jedoch hielt sie dermaßen an sich, daß ihr niemand Kummer oder Betrübnis anmerkte; bloß daß sie zuweilen zu ihrem nächsten Gesinde in dunkeln Worten davon redete. Bald darauf fiel sie wieder ihre alte Krankheit, die Wassersucht an. Ihr zweiter Sohn ritt von Meßkirch herüber und besuchte sie; man ließ den Medikus, Doktor Hans von Rottweil, kommen. Der gab ihr nun zwar Linderungsmittel, ließ sie aber dabei merken, daß es der Natur nach unmöglich sei, sie von der Krankheit wieder aufzubringen, sondern man müsse Gott walten lassen; jedoch gab er die Versicherung, daß sie, wenn kein Anfall dazu käme, wohl noch ein halbes Jahr leben könne, denn ihr Herz sei gesund, auch sonst noch keine Todeszeichen vorhanden; die beste Kur wäre aufmerksame Pflege und das Einhalten der Diät, womit sie selbst

ihr bester Arzt sein könnte. Also folgte sie dem Doktor und hielt sich nach seinem Rat. Es wurde auch nichts gespart und unterlassen, was möglich war, außerdem dem Gesinde streng eingeschärft bei höchster Strafe, auch den Amtleuten in der Herrschaft befohlen, darauf zu halten, daß sie von niemand beleidigt oder erzürnt werde, auch daß man ihr nichts Trauriges vorbringen solle. Als das alles besorgt war, nahm ihr Sohn Urlaub von ihr, denn niemand versah sich eines schnellen Hinscheidens, und begab sich wieder nach Meßkirch in der Absicht, sie bald wieder zu besuchen. Aber wenige Tage darauf schickte es der Allmächtige viel anders. Als ihr Sohn abgereist war, schickte man auf ihren Wunsch zu dem Pfarrer nach Oberndorf, dem beichtete sie und ließ sich mit allen Sakramenten ganz christlich versehen. Darauf sagte sie mehrmals zu ihrem Gesinde, es sei eine Torheit um die Ärzte, sie wüßten ihre Kunst nicht gründlich und man könne sich nicht darauf verlassen. Aber jetzt, da sie ihren Herrn und Schöpfer empfangen und mit ihm vereinigt und versöhnt, sei sie aller Sorgen ledig und wolle ihr Tun und Lassen, Sterben oder Genesen ganz ihrem Heiland anheim stellen und ihn machen lassen, wie er es für ihr Seelenheil gut finde. Mit solchen tröstlichen Worten und Ermahnungen entließ sie ihr Gesinde, das sich oft des Weinens nicht enthalten konnte. Sie konnte nur selten schlafen oder ruhen, auch wenig essen. Eines Nachts, als man aus allerlei Anzeichen eine Besserung erhoffte, da rief sie, nachdem sie einen kurzen Schlaf getan, einer Magd und befahl, ihr ein Paternoster zu reichen; sie könne nicht mehr schlafen, wolle dafür beten. Das tat die Magd, und indem sie ihr das Paternoster darbot und die Frau es in die Hand nahm, da ist unser Herrgott urplötzlich mit seiner Gewalt dagewesen und hat sie dermaßen schnell und geschwind angegriffen, daß sie nur noch sagen konnte: „Hilf Gott!" Damit schied sie aus dem Leben und redete kein Wort mehr, ihres Alters im 64. Jahr. Gott sei ihr gnädig! Ihr Gesinde fing ein solches Heulen und Geschrei an, daß es durch die Amtleute ab-

gestellt werden mußte. Diese unterrichteten auch ihren Sohn in Meßkirch und die beiden Domherren in Straßburg von dem Todesfall. Auf Befehl Graf Froben Christophs wurde sie in dem Zimmernschen Begräbnis zu Oberndorf zu St. Micheln vor dem Chor begraben; das Epitaph aber, das dort in Stein gehauen ist, mit Wappen, Schild und Helm, lautet: „Anno 1549. 13 Februarij obiit in Seedorf Generosa D. Catharina Comitissa in Erpach Generosi D. Joannis Wernheri Comitis ac D. a Cymbris vxor cuius anima in Domino requiescat.“ Der Bote, der zu den Domherren nach Straßburg geschickt wurde, traf keinen von ihnen an; man wies ihn nach Erstein, wo sich der Domdechant damals in Stiftsangelegenheiten aufhielt. Dem wurde der Brief mit der Nachricht vom Tode seiner Mutter beim Morgenessen übergeben; er bekümmerte sich nicht wenig, aber er mußte es Gott empfehlen. Der andere Domherr, Graf Gottfried Christoph, war auch in Stiftsgeschäften verreist; er wußte von nichts und hatte sich vorgenommen, nach Beendigung seiner Geschäfte seine Frau Mutter zu besuchen. Wie er eines Morgens um acht Uhr, ungefähr vier oder fünf Tage nach ihrem Tode nach Seedorf kam, schickte er die Rosse und Diener ins Wirtshaus, er aber ging über die äußere und innere Brücke und klopfte ans Tor, in dessen Höhlung er sich verbarg, daß man ihn im Schloß nicht sehen konnte; denn er wollte ganz plötzlich zu seiner Frau Mutter in die Stube treten, zu einer Zeit, da sie gar nicht an ihn dachte. Nun war ihm gerade kein Bekannter begegnet, der ihm berichtete, wie es stünde; und auch unterwegs und im Kinzigtal wollte es ihm niemand sagen. Wie also die Mägde im Schloß das Klopfen gehört und den Riegel aufgezogen hatten, schlich der gute Herr zum Tor hinein und geschwind die Stiege hinauf seiner Frau Mutter selig Stube zu, da meinte er sie gewißlich zu finden. Wie er aber die Tür auftat, sah er keinen Tisch mehr in der Stube, alles war öde, die Mägde saßen traurig da in ihrem weißen Überwurf. Was soll ich sagen? Es war ein erbärmlicher Anblick, dessen sich der Graf nicht versehen gehabt.

Aber er ahnte, wie es wohl stünde, deshalb ging er stillschweigend, wie er gekommen war, wieder aus dem Schloß und geschwind aufs Roß und davon.

Die Haushaltung zu Seedorf ist dann noch einige Zeit weitergeführt worden. Die beiden Domherren wurden bald darauf nochmals auf einen anberaumten Tag geladen, und als sie kamen, wurde alles, was vorhanden war, geöffnet. Weil nun der Vertrag bestimmte, daß das ganze mütterliche Erbe unter sie verteilt werden sollte, so wurde aller Hausrat, das Silbergeschirr und alles, was da war, in drei Teile geteilt. Bei dieser Teilung ließ der weltliche Bruder den beiden geistlichen allen Vorteil, was sie gewollt, haben sie genommen, was sie nicht wollten, haben sie ihm gelassen, der es dankbar von ihnen annahm; er begnügte sich damit, daß ihm Land und Leute, Renten und Zinsen bleiben mußten. Nach dieser Teilung kam der Domdechant nur noch einmal in unsere Landschaft. Die Haushaltung zu Seedorf wurde bald darauf aufgelöst, das Gesinde entlassen; und weil das leere Schloß in großem Verfall und nur mit großen Kosten wiederherzustellen war, so schloß man es ab und ließ es also öde stehen. Denn Graf Johannes Werners Angelegenheiten standen zur Zeit seines Todes — worauf er es ja auch angelegt hatte — nicht so glänzend, daß sich jemand hätte unterstehen dürfen, von seinem Nachlaß Schlösser zu bauen. Außerdem hatte er vor Jahren Schußlöcher und Fenster in die Nebentürme brechen lassen, so daß sich die Mauern spalteten und ganz von Grund auf hätten neu gebaut werden müssen. Ebenso hat er auch das Gebäude zu Falkenstein an der Donau durchbrochen und verderbt. Dadurch kam das Schloß in Verfall, so daß man sogar das Dach aus Gefahr des Einsturzes abtragen mußte. Außerdem hatte das Gespenst, das viele Jahre darin hauste, den Dienstleuten soviel Verdruß getan, daß niemand gern darin diente. Oft hat man, seit das Schloß leer gestanden, manchmal eine halbe, auch eine ganze Nacht lang Lichter in der Stube gesehen, oder man meinte wenigstens es seien Lichter drin, so hell war es.

Die Nachbarn hörten oft ein großes Gerumpel, konnten aber nicht wissen, was es war. Ich bin manchmal selbst darin über Nacht gewesen und habe einen Diener in der Kammer, dazu ein Nachtlicht gehabt. Viel seltsame Dinge hab ich gehört, gleichwohl mir, Gott lob! nie etwas Unheimliches vor Augen gekommen. Wie oft aber ist mir gewesen, als ob lauter Geißen im Haus herumlaufen, auch manchmal die Stiege hinab in den Hof springen! Ich bin auch einmal dorthin gekommen und gleich nach dem Nachtessen schlafen gegangen. Um Mitternacht erwachte ich und hörte unter mir, wo der Roßstall war, ein Getöse und Schlagen, gerade als ob die Rosse frei wären, sich bissen und schlügen, dann wieder, als ob sie ganz frei und ledig im Hof herumliefen, wie am hellen Tag. Ich weckte den Diener, hieß Enderle Scheffer, ein unverzagter Mann. Der hörte auch das Stampfen und Umsichschlagen, stand eilends auf, zog sich an, nahm sein Schwert und lief mit einem Licht hinab in den Stall. Er kam gleich wieder, hatte den Stall beschlossen gefunden und die Rosse auf der Streu ruhig schlafend. Trotzdem sah er keinem Menschen ähnlich. Ich weiß nicht, was er gesehen oder gehört, denn er wollte mir auf meine Fragen nicht viel Antwort geben, sondern legte sich gleich wieder nieder. Am andern Morgen wollte ich ihn auch nicht weiter darum fragen, denn ich habe oft gehört, was solches Gespenst und Teufelswerk vermag, wenn man zur Unzeit davon redet. Von vielem anderen, was mir dort begegnete, will ich schweigen, es wäre sonst ein besonderes Kapitel darüber zu schreiben. Graf Johann Werner gab nichts darum, fluchte dem Gespenst und ließ es sein Gepolter und Wesen treiben, nahm sich nichts darum an. Wahrscheinlich hat ihn das Gespenst seiner überaus zornigen und wunderseltsamen Weise halber ungeschoren gelassen und nicht geplagt.

Der Doktor, der vielmals von Rottweil zu der Gräfin gen Seedorf kam, war erst vor wenigen Jahren von Heidelberg heraufgezogen. Seinem Weible gefiel das Waschen gar nicht, wie es in Rottweil Sitte war. Sondern wie sie dort in der Au waschen, auf etlichen Brettern oder Brücken im Neckar, stellte sich die Doktorin zu ihnen auf ein Brett und sagte: „Also wäscht man zu Heidelberg". Dabei lockerte sich aber das Brett und sie fiel in den Neckar zum großen Gelächter aller Zuschauer. Die Weiber wateten zu ihr ins Wasser und zogen sie samt ihrem weißen neuen Unterpelz wieder heraus. Sie wollte hernach nicht wieder waschen nach Heidelbergischer Art, denn sonst hätte sie jedesmal einen neuen Pelz haben müssen; den hätte ihr vielleicht der Doktor nicht gekauft.

Damals war auch ein Apotheker in Rottweil, der stand in dem Ruf, als sei er nicht recht gesund unter dem Hütlein. Der war nun einmal ausgeritten und bekam von dem Herumreisen schmutzige Stiefel; die wollte er säubern. Er stieg darum vom Roß, führte es am Zügel und ging so durch den Neckar. Nun glaubte er aber nicht, daß der Neckar so tief sei. Wie er aber hineinkam, fiel er ins Wasser bis an die Weiche und hatte also nicht nur die wüsten Stiefel, sondern noch das Gesäß dazu gesäubert und gewaschen. Ich glaube, wenn ihn das Bürgerrecht zu Rottweil nicht salviert, so wäre er vor das Schemmengericht nach Meringen zitiert worden. Ob er dann seinen Handel genugsam verteidigen könnte, das wäre bei Meister und Gesellen gestanden.

In diesem Jahr 1549, als die Gräfin von Zimmern zu Seedorf starb, ist ein Bauer zu Heudorf bei Meßkirch, genannt Baschion Heidlauf, in einem verbotenen Holz, genannt das Heiligenhölzlein, beim Holzhauen von einem reisigen Knecht namens Hörg Braun ergriffen worden. Dieser Knecht hatte Befehl, auf die Hölzer acht zu geben; weil er aber den

Meier so geschwind überschlich, daß er ihn nicht wahrnahm, bis er ganz nahe bei ihm war, erschrak der so übel, daß er gleich darauf heimging, sich zu Bett legte und in wenigen Tagen darnach starb. Er soll auf dem Totenbett gesagt haben, es habe ihm sonst nichts gefehlt, bloß an dem Schreck müsse er sterben. Viele meinten, der Jörg habe das Unglück, das er später hatte, an diesem Meier verdient. Gott weiß es. Er ist dann später Stadtknecht zu Rottenburg geworden, wo er, wie man sagt, seines unmäßigen Trinkens halber erlahmte und in die äußerste Armut kam; schließlich ist er auch samt Weib und Kindern im Elend gestorben. Vor Jahren ist er oft mit Graf Froben Christoph über Land geritten. Wenn dann dem Herrn in den Städten der Wein verehrt wurde, so trank der Knecht nicht anders, als ob er sich ertränken wollte, sprechend, es geschehe nicht von Durst oder Notdurft wegen, sondern damit dem Wirt der Wein nicht bliebe, denn er gönne ihn ihm nicht. Abgesehen von dem Trinken war er allerdings ein rechtschaffener Reisiger und ein guter Reiter. Seine Völlerei brachte ihn aber von allen Diensten und schließlich noch um sein Leben dazu. Der Allmächtige verzeihe ihm und uns allen!

Graf Froben Christoph hatte nun seine Gemahlin, die Gräfin von Eberstein fünf Jahre gehabt und in der Zeit drei Töchter aber keinen Sohn von ihr bekommen, obwohl seine Frau Mutter sich mehrmals hören ließ, sie wisse, er werde zwei Söhne bekommen, denn sie vertraute Gott und hatte es um ihn erworben; freilich erlebte sie die Freude nicht, daß der Sohn zu ihren Lebzeiten geboren wurde, sondern sie ist etliche Monate davor mit Tod abgegangen. Graf Gottfried Werner kümmerte sich sehr darüber und meinte nicht anders, als es wäre aus mit dem Geschlecht und es werde kein Sohn mehr nachkommen; deshalb hielt er auch nicht besser Haus und wollte nicht für den künftigen Tochtermann sparen. Jedoch wurde bei den Ärzten und ande-

ren, die sich auf solche Sachen verstehen, viel Rats gepflogen. Unser Herrgott gab die Gnade, daß die Gräfin im Jahr 1549 schwanger ward. Nun hatte aber Graf Froben Christoph die österreichischen Lehen nach dem Tode seines Vaters von der Regierung in Innsbruck gefordert und um Wiederverleihung nachgesucht; deshalb wurde er im Juni desselben Jahres nach Innsbruck beschieden. Während er nun von Innsbruck auf dem Heimweg war, gebar seine Gemahlin einen Sohn, auf den siebzehnten Tag des Monats Juni, am Montag nach Trinitatis, zwischen vier und fünf Uhr vormittags; geschah zu Meßkirch im Schloß. Dieser Sohn wurde noch an demselben Tag zu St. Martin getauft und Wilhelm genannt. Es war das vierte Kind in der Reihe. Gevatter waren der Probst von Beuron an der Donau, namens Wilhelm Arnsberger, ist später Abt von Kreuzlingen geworden, und die Äbtissin von Waldt, eine Edle von Rottenstein aus dem Allgäu, genannt Anna. Graf Froben Christoph nahm, als er seine Geschäfte in Innsbruck verrichtet hatte, seinen Weg über den Arlberg gen Feldkirch und Sargans, über den Walensee gen Wesen und von dort zu unser lieben Frau gen Einsiedeln, von dort auf Zürich und Meßkirch zu, so daß er nicht wissen konnte, ob seine Gemahlin genesen oder nicht und wie es daheim stand. Wie er nun auf gute Hoffnung der Heimat zureiste und auf die Höhe bei Meßkirch kam, genannt bei der Tannen, da kamen ihm etliche Hirten, junge und alte, entgegen, die verkündeten ihm die Freude und daß er einen Sohn zu Hause finden werde. Diese Botschaft der Hirten wurde von vielen Verständigen für ein besonders glückliches Omen gehalten. Der junge Graf Wilhelm hatte ein rotes Mal am rechten Schenkel, ähnlich wie eine Erdbeere, mit sich auf die Welt gebracht, das auch nimmer wegging, gerade so wie bei seinen älteren Schwestern, Fräulein Anna und Fräulein Johanna.

Kaiser Maximilian hatte einen Koch, den man Meister Hans nannte; der war seinem alten Herrn ein getreuer und fleißiger Diener und erhielt ihm durch seine Sorgfalt und Achtsamkeit mehrmals das Leben. Ich hörte einst von einem Vornehmen in den Niederlanden, war des Herrn Egmont Ferry von Moriarsart Vater, daß er selbst sah, wie dieser Meister Hans oft hinter seinem Herrn, dem Kaiser stand und den Truchsessen kleine Schüsselchen mit Speisen zureichte, denn es ist ja bekannt, daß dem Kaiser vielmals, besonders in den Niederlanden, nach dem Leben getrachtet wurde. Als er nun einmal im Frühling in einer kleinen Stadt in Flandern übernachtete, da hätte er gern Morachen gegessen. Zufällig sieht er eine arme Frau einen Korb mit frischen Morachen dahertragen, den ließ er ihr abkaufen und schickte die Morachen dem Meister Hans, er solle sie zubereiten. Meister Hans nahm die Morachen und entbot dem Kaiser, er werde sie nicht zubereiten. Der Kaiser ärgerte sich und ließ ihm seinen Befehl wiederholen, fragte auch, welchen Mangel er an den Morachen fände. Meister Hans schüttete sie zum Fenster hinaus, ging zum Kaiser, den er damals allein und von den Geschäften ledig wußte, und sagte: „Herr, wie könnt ihr ein solcher Lappenhäuser sein? Und was meint ihr mit den Morachen, daß ihr sie essen wollt und wißt nicht, woher sie kommen? Erinnert ihr euch nicht daran, wie oft euch, wenn nicht der Allmächtige und ich davor gewesen, in dergleichen Gift gegeben worden wäre? Und ich werde sie nicht kochen, habe sie schon zum Fenster hinausgeschüttet." Der fromme Kaiser besann sich und mußte selbst merken, daß ihm der Koch die Wahrheit gesagt und daß ihm schon etliche Male auf diese Weise nachgestellt worden. Darum war er zufrieden und ließ den Meister Hans wieder hinziehen. Dergleichen Sachen hat Meister Hans viel mit dem Kaiser gehabt; woraus zu ersehen, daß der Kaiser einen hohen Verstand hatte und wohl unterscheiden konnte, wer ihm treu war oder nicht. Hat auch mit sich in

Spaß und Ernst reden lassen, worin er mich sehr an den großmächtigen Kaiser Augustus gemahnt.

in Jahr darauf, als der junge Graf Wilhelm geboren worden, nämlich anno 1550, begab sich eine schreckliche, des Gedächtnisses würdige Geschichte in der Herrschaft Meßkirch. Es saß damals ein Handwerker, ein Schneider zu Rohrdorf, der hatte ein paar Jahre vorher ein Verhältnis mit einer guten Dirne im Dorf angefangen, die man nur den Hudel nannte. Dieser Hudel soll nun dem Schneider, wie man sagt, Gift gegeben haben, ob nun aus Liebe oder aus Neid; denn er wurde wahnsinnig und lebte in dieser unsinnigen Weise mehrere Jahre, so daß ihn jedermann mied. Die Bauern fürchteten, er möchte vielleicht Feuer anlegen, oder sie sonst schädigen. Oft hörte ich, daß seine Nachbarn vermuteten, es sei ihm von dem Hudel Katzenhirn zu essen gegeben worden. Inzwischen hielt sich der Hudel so unehrbar im Dorf, daß es die Obrigkeit nicht länger dulden konnte. Sie zog ins Elsaß und in den Breisgau, wie denn diese Länder solchen unnützen Volkes letzte Zuflucht sind, wo sie sich mit Müßiggang und faulem Leben ernähren, zu Zeiten auch noch mehr Unglück anstiften. Aber der Schneider blieb trotzdem in Rohrdorf und führte dort, namentlich wenn der Mond oder das Wetter wechselte, seine seltsame Weise weiter. Schließlich trieb er es aber so grob, daß die Bauern gemeinsam bei ihrem alten Herrn, Graf Gottfried Werner, vorstellig wurden, ihm ihr Anliegen klagten und Rat begehrten. Der Graf befahl, man solle ihn einlegen und, damit niemand beschädigt werde, in Eisen verwahrt halten, jedoch ihm sonst nichts mangeln lassen und abwarten, ob er sich vielleicht bessere oder was weiter zu tun sei. Also ergriffen ihn die Bauern und legten ihn in das Meßnerhaus, ganz nahe bei der Kirche, in die Eisen; bei Tag und Nacht wurde er von zweien bewacht. Diese Wache ging unter den Bauern und Taglöhnern um und es wurde abge-

wechselt. Das dauerte fast ein halbes Jahr. Manchmal kam er zu ziemlicher Vernunft, so daß er seinen Mangel erkannte, auch die Freiheit nicht begehrte, sondern betete und Gott treulich anrief um Verzeihung und Gnade in seinem Elend. Aber dieser Verstand blieb nicht und wechselte gleich wieder, so daß man ihm nicht trauen durfte. Wie nun die Bauern sahen, daß große Unkosten aufliefen und daß es viel Mühe machte, einen solchen unbesinnten Mann zu versorgen, da fingen sie an, der Sache müd zu werden. Aber zurück konnten sie nicht mehr, denn sie durften ihn nicht ledig lassen.

Nun begab sichs, daß in der Donnerstag-Nacht vor Weihnachten der Schneider wieder einmal, wenigstens wie seine Wächter glaubten, zu gutem Verstand kam. Er lag auf einem kleinen Bettlein in Eisen und begehrte, man solle ihm ein brennendes Wachslichtlein geben; dabei wolle er beten. Weil nun die Wächter meinten, er sei bei Verstand, und ihm auch früher dergleichen nicht verweigert hatten, so gaben sie ihm das Licht. Sobald er es bekam, klebte er es an die Wand und begann dabei zu beten. Die Wächter besorgten nichts weiter und ließen ihn ruhig machen. Nun hatte aber die hölzerne Wand, an der er mit einer starken Kette lag, ein Astloch. Durch dieses Astloch schob er das brennende Wachslichtlein und warf es in die Tenne hinab, wo viel Stroh und unausgedroschene Fruchtsgarben lagen. Die Wächter sahen es nicht, befürchteten auch nichts dergleichen. Das brennende Lichtlein fiel also auf das Stroh und zündete es an, so daß die Tenne und das Haus gleich mit aller Macht zu brennen anfingen. Die zwei Wächter aber und die Hausleute wußten nichts davon, denn es war um neun Uhr in der Nacht, als diese mit den Kindern bereits schliefen; die beiden Wächter aber spielten, dieweil das Haus schon in hellen Flammen stand, und merkten von nichts. Über eine gute Weile hernach geht der eine zur Stube hinaus und wie er die Stiege hinab will, sieht er das Haus und alles voll Feuer. Deshalb ging er schleunigst wieder zurück

und schlug Lärm. Seine Gesellen und die Hausleute konnten nicht mehr anders aus dem Haus und aus der Brunst kommen, als daß sie zu den Fenstern auf den Kirchhof, wo es nicht besonders hoch war, hinabsprangen. Ein Teil lief der Kirche zu und fing an Sturm zu läuten, die andern im Dorf umher, machten ein großes Geschrei und weckten die Leute auf zur Rettung. Der arme Schneider mußte im Haus bleiben, denn er lag an der Kette, von der er sich nicht selbst losmachen konnte. Er wartete alle Augenblicke auf Rettung, denn er war nahe am Verbrennen. Im Schloß zu Meßkirch sah man die Feuersbrunst eben so bald, wie man sie im Dorf wahrnahm; deshalb ließ der alte Herr auch Sturm läuten und etliche von den Bürgern und vom gemeinen Pöbel mit ledernen Kübeln und anderem hinaus in das Dorf laufen. Man hatte große Mühe, um die Kirche und andere Häuser vor der Feuersbrunst zu bewahren; aber das brennende Haus konnte nicht gerettet werden, so sehr hatte das Feuer überhand genommen; man mußte es eben brennen lassen. Ich hörte Wunder sagen, wie übel sich der Schneider gehub, als ihm das Feuer nahekam, wie treulich er jedermann um Verzeihung und Befreiung bat, auch Gott so inniglich um Gnade und Barmherzigkeit anrief; daneben sei er gesprungen, um der Hitze zu entweichen, daß es alle Zuseher erbarmte. Wie man glaublich sagt und wie ich auch glaube, hätten ihm die Bauern anfangs, als man zu dem Feuer kam, wohl mit dem Leben davonhelfen können, wenn sie gewollt, aber sie wären ihn so wie so gern losgeworden und es dauerten sie die Unkosten und die Mühe, die seine beständige Verwahrung verursachten. Zudem war männiglich über ihn so sehr erzürnt, daß er selbst der Brandstifter gewesen war. Man sagt, daß etliche Rohrdorfer, als man ihn an der Kette springen sah, geschrieen haben: „Laßt den unsinnigen Bösewicht brennen, der sich selbst und uns alle hat wollen verbrennen!“ Man konnte freilich später nicht herausbringen, wer so geschrieen, denn man hätte es ihnen sonst nicht hingehen lassen. Jedenfalls ist soviel sicher, daß damals alle Ge-

legenheit versäumt wurde, dem armen Mann zu helfen, und als die Meßkircher und andere Nachbarn dazu kamen, hatte das Feuer bereits so um sich gegriffen, daß an keine Rettung mehr zu denken war. Also mußte man den lieben Gott walten lassen und vor ihrer aller Augen mußte er elendiglich ersticken und verbrennen. Die Hitze dörrte ihn so aus, daß der Leib gerade wie gebraten aussah. Als er schließlich mit einer verbrannten hölzernen Säule herabfiel, schleifte man ihn gleich beiseite und bedeckte ihn mit Stroh. Aber während man damit beschäftigt war, die Kirche und die umliegenden Häuser zu retten, konnte der Leichnam vor den Hunden nicht bewahrt werden, vielleicht auch, weil der Allmächtige nicht wollte, daß ein solches Wunderwerk verborgen bliebe; denn als die Hunde aus ihm gefressen, sah man, wie eine tote und ebenso wie der Körper gebratene Kröte ihm aus dem Leib fiel. Das haben viel ehrlicher, wahrhaftiger Leute gesehen, die dabei gewesen. Der Leib ist begraben worden. Wie ihm die Kröte in den Leib kam, und ob es wirklich eine war, das weiß der Allmächtige, dem nichts verborgen ist. Als das Feuer gestillt war, das sich doch bis nach Mitternacht hinzog, ließ der alte Herr viele Nachforschungen anstellen, wer an der unmenschlichen Tat schuld war, daß man den armen unvernünftigen Mann so elend verderben ließ, dem man doch wohl anfangs hätte helfen können. Aber es wurde vertuscht und niemand wollte die Schuld haben. Also blieb es dabei und niemand wurde dafür gestraft. Es stand aber hernach nicht über acht Monate an, so kam das Sterben nach Rohrdorf, auf den Herbst anno 1551; das währte fast ein ganzes Jahr. Es starben über hundert Personen, denen man nicht helfen konnte. Meßkirch und alle anderen umliegenden Flecken blieben von der Krankheit frei, daß niemand krank wurde, geschweige denn gestorben wäre. Männiglich hielt es für ein Wunderwerk und eine besondere Strafe von Gott, daß er die ungetreuen und unmenschlichen Leute allein als die, die Strafe verdienten, heimsuchen wollte. Graf Gottfried Werner und seine

Amtleute sorgten soviel als möglich dafür, daß die Rohrdorfer in ihrem Dorf bleiben mußten, auch sollte niemand zu ihnen gehen. Darum wurden täglich einige Leute verordnet, die auf der Höhe gen Rohrdorf zur bestimmten Zeit warten sollten; denen sollten die Rohrdorfer, damit sie nicht in die Stadt müßten, ihre Angelegenheiten vortragen. Ebenso wurde ihnen ein Priester, ein geborener Meßkircher, Herr Christoph Schauzmann, verordnet. Der zog mit seiner Mutter und Schwester nach Rohrdorf, und ward, so lange das Sterben dauerte, ihr Pfarrer und Seelsorger. Die Mutter und die Schwester starben auch allda, aber der Pfaffe kam davon. Gott verzeihe ihnen und uns allen, was wir wider ihn oder unsern Nächsten handeln!

Zu Anfang des Jahres 1552, den 30ten Januarii, am Samstag nach St. Pauls Bekehrung, um acht Uhr vormittags wurde Fräulein Kunigunde von Zimmern zu Meßkirch geboren. Zu Gevatter waren gebeten Herr Hans Schwarzach, genannt Spindler, Kaplan bei St. Martin, Anna Weiglin, geborene Hippin von Rottenburg und Anna Müllerin, des alten Sebastian Heckers Wittib. Gleich im folgenden Frühling brach der Fürstenkrieg aus, in dem sich Herzog Moritz von Sachsen und andere Fürsten in Dienst und Bündnis König Heinrichs von Frankreich begaben. Herzog Moritz hatte Herzog Albrecht von Bayern auch für das Bündnis gewinnen wollen und ihm dabei zwei Perlen, eine rote und eine weiße vorgelegt, eine daraus zu nehmen, die rote sei kaiserlich, die weiße königlich. Herzog Albrecht aber war geschwind, nahm sie beide und sagte: „Rot und weiß ist österreichisch, das bin ich auch, ich würde wider meinen Herrn nicht handeln.“ Man sagt, Herzog Moritz habe sich über diese Rede nicht wenig entsetzt, und fürwahr, es war dem Hause Österreich gut, daß Bayern Farbe hielt und beständig blieb im schmalkaldischen, auch im Fürstenkrieg, es wäre sonst vielleicht nicht alles so schnell ausgegangen. Kaiser

Karl und sein Bruder, der römische König, wurden von den aufrührerischen Fürsten zu Innsbruck überfallen, die Klause Ehrenberg, obwohl sie befestigt war, eingenommen, und wenn sich Kaiser und König nicht kurz zuvor davongemacht, so wären sie von den Feinden ergriffen worden. Man sagt, als Kaiser Karl die Eroberung der Klause gemeldet wurde, habe er eine gute Weile still geschwiegen und dann zu den Umstehenden in französischer Sprache gesagt: „Fürwahr, ich bin jetzt der ärmste Fürst in dieser Welt." Was sich nun in jenem Krieg weiter zugetragen, das ist hier nicht dienstlich zu berichten, sondern wird von Sleidanus und anderen ausführlich beschrieben. Dieweil man sich aber in dieser Fehde in unseren Landen großer Unruhen versah, wie sich auch später bewahrheitete, so wurde von einigen Grafen und Herren, auch Kloster- und Edelleuten, großes Gut zu Graf Gottfried Werner nach Wildenstein geflüchtet; man schätzte den Wert auf über hunderttausend Gulden, was den Feinden nicht verborgen war. Als sie nun vor Ulm lagen und das Geschrei kam, sie würden einen Streifzug an den Bodensee unternehmen, da ließ Graf Gottfried Werner das Schloß Wildenstein verproviantieren und mit allem Notwendigen versehen. Der Streifzug geschah aber so schnell, daß die Feinde schon im Lande waren, ehe noch jemand daran dachte. Sobald das Graf Gottfried Werner merkte, machte er sich in der Stille, mit seinem Vetter, Graf Froben Christoph und dessen Weib und Kindern davon und kam noch bei guter Zeit gen Wildenstein. Zu allem Glück oder Unglück fügte es sich, daß Tags zuvor der junge Graf Wilhelm, der damals ungefähr drittehalb Jahre alt war, an der roten Sucht erkrankte; also konnte man ihn großer Gefahr halber nicht an die Luft nehmen, sondern mußte ihn bei dem Entweichen in Meßkirch lassen. Er wurde der alten Heckerin, von der schon oben berichtet wurde, anvertraut. Die nahm ihn heimlich zu sich ins Haus, so daß nur wenige darum wußten, bis sich in einigen Tagen sein Zustand besserte; dann brachte man ihn auch gen Wildenstein und der alte Herr ließ ihn von

zwanzig Hackenschützen hinausbegleiten. Die Feinde hatten sich inzwischen im Anmarsch auf alle Orte ausgebreitet; Ablach und Geggingen wurden an Rossen, Vieh, Weißzeug und Viktualien gänzlich geplündert, und wie es hernach die armen Leute selber schätzten, ist ihnen für über zwölfhundert Gulden Werts Schaden geschehen. Sie haben sich in vielen Jahren von diesem Verlust nur kümmerlich erholen können. Wie sie im Hegau und hernach am Bodensee umherzogen und großen Schaden anrichteten, das ist hier unnötig zu melden; ich will nur die Ursache des Streifzugs in unsere Landschaft berichten. Sie lag nur darin, daß König Heinrich von Frankreich den Fürsten und ihrem Kriegsvolk die Bezahlung für etliche Monate schuldig war. Weil sie nun dem Kriegsvolk auch nicht geschickt werden konnte, weil alle Straßen an der Grenze von den Kaiserlichen verlegt waren und zudem die Fürsten von Ulm aufbrachen, so nahm Herr Hans von Haideck die Gelegenheit wahr, sich die Bezahlung in Schaffhausen mit Gewalt zu holen. Mit ihm zog der junge Landgraf von Hessen und der Herzog Mechelburg mit dem halben Haufen alles Kriegsvolks; die erhoben das Geld. Mit welchem Schaden und Nachteil der ganzen Landschaft das geschehen, kann man sich wohl denken und man hätte ihnen viel lieber das Geld bis nach Augsburg nachgeführt. Obwohl der Streifzug in der Hauptsache des Geldes wegen unternommen wurde, so steckte doch noch etwas dahinter. Graf Wilhelm von Fürstenberg hatte nämlich vor Jahren seinem Schwager, Herrn Hans von Haideck, den Burgstall Schenkenzell mit seiner Zugehörde, auch seinen Hof in Straßburg bei der Judengasse vermacht. Als nun Graf Wilhelm gestorben war und sein Bruder, Graf Friedrich, die Herrschaft im Kinzigtal eingenommen hatte, wollte er Herrn Hans von Haideck dieses Vermächtnis nicht herausgeben. Wie nun Herr Hans mit seinen Reitern und Landsknechten an den Bodensee kam, wollte er Heiligenberg einnehmen. Graf Friedrich war über See, Bregenz zu und hatte sich aus dem Staub gemacht. Seine Gemahlin, die Gräfin von Werdenberg war mit den Kindern

zu Überlingen, weshalb Herr Hans alle Gelegenheit hatte, sich nach seinem Gefallen in der Grafschaft zu lagern. Sein Kriegsvolk kam in den Vorhof zu Heiligenberg. Wie sie dort hausten, kann man sich wohl vorstellen. Was sie nicht verzehren oder davonbringen konnten, das verschütteten und verdarben sie; hätte wenig gefehlt, so wären sie in das innere Schloß gekommen; aber sicherlich hat es der Allmächtige der frommen Gräfin erhalten wollen und es nicht zugelassen; denn Graf Ludwig von Öttingen kam zu dem Haufen und versöhnte beide Teile im Guten. Also nahm Herr Hans von Haideck zehntausend Taler in Geld und ließ es dabei bewenden. Gleich darauf zogen sie vom Bodensee dem Allgäu zu. Es wäre Graf Friedrich nützlicher gewesen, er hätte sich schon früher mit dem von Haideck verglichen, ebenso auch dem Abt von Salem, daß er ein paar Tausend Taler dranrückte, damit sie ihm nur nicht ins Kloster kamen; denn so lange der Haufe um Überlingen lag und die Fürstenbergischen Verhandlungen währten, ist der Abt Wirt gewesen und ich glaube, daß er und seine Untertanen den Schaden und Kosten noch nicht ganz verwunden haben. Also kann manchmal aus einer kleinen, geringfügigen Ursache nicht bloß einem Geschlecht, sondern sogar einer ganzen Landschaft unsäglicher Schaden begegnen. Denn wie ich es mehrmals überschlagen hörte, hat Graf Friedrich von Fürstenberg diese haideckische Geschichte mehr als 16000 Gulden gekostet, und wenn er auf das vielfältige Ansuchen und Anhalten, das Herr Hans Lang vor dieser Fehde getan, in gutem eingegangen wäre, so wäre er billiger als um die Hälfte davon gekommen und des Spottes und aller Nachrede verschont geblieben. Als der Haufe am Bodensee und im Hegau lag, riet Graf Friedrich von Kastell, man solle das Schloß Wildenstein mit wenig Kriegsvolk belagern und zur Kapitulation auffordern und meinte, der Graf würde sich und seine Landschaft nicht verderben lassen, um des fremden Gutes willen, das dorthin geflüchtet war; das könnte ihm schon mit der Drohung und mit geringen Kosten abgenötigt wer-

den. Ich habe nun nicht erfahren können, was diesen Anschlag verhinderte. Jedenfalls war er kaum ausgeheckt, so wurde Graf Gottfried Werner heimlich davon unterrichtet. In welchen Ängsten und Nöten der alte Herr damals war, ist leicht abzunehmen; er wurde so schwermütig, daß ich glaube, es hat dann seinen Tod beschleunigt. Des Nachts konnte er nicht mehr schlafen und sagte manchmal zu seinen Vertrauten: „Ach Gott, muß ich erst in meinen alten Tagen entweder zu einem Bösewicht werden oder aber verderben und die Ursache sein, daß meine armen Untertanen auch verderbt werden." Kurz, er versah sich einer Belagerung. Wie das Haus damals mit Leuten und anderem versehen war, das weiß Gott, und welche seltsamen, wunderbarlichen Anschläge gemacht wurden, das weiß ich auch noch wohl. Die meisten von der Besatzung waren zudem nur widerwillig da, wären lieber bei Weib und Kindern gewesen. Dabei zeigte sichs wieder, daß es für einen, der ein wehrhaftes Haus bauen will, nicht die geringste Befestigung wäre, wenn er auch fromme und standhafte Kriegsleute hineinbauen könnte. In diesem Tumult war er auch in großen Sorgen für seine Tochter zu Unzkofen, denn er befürchtete, da sich die Feinde beharrlich ins Land gelagert, so würde hin und wieder gestreift, auch die Klöster umgestürzt und die Klosterfrauen verjagt. Um dem zuvorzukommen, nahm sich der alte Herr vor, die Tochter aus dem Kloster holen zu lassen und bis das Wetter vorüber, in Wildenstein zu behalten. Davon ließ er sie durch Mittelspersonen benachrichtigen. Aber sie lehnte es ab, ließ ihrem Herrn Vater höchlich danken für das väterlich treue Angedenken, aber sie wäre nicht willens, ihr Leben lang aus dem Kloster zu kommen, es wäre gleich um welcher Ursache es geschehen möchte, denn sie hätte bei ihrem Eintritt Gott und allen Heiligen einen Eid geschworen, nicht daraus zu weichen; den wolle sie halten. Darüber ärgerte sich der alte Herr nicht wenig und hielt es für Verstiegenheit; aber es blieb dabei.

In der größten Not und Gefahr zu Wildenstein kam

es dahin, daß der alte Herr neben andern Vorsichtsmaßregeln sein bestes Geld samt Kleinoden in eine Tasche tat. Die gab er seines jungen Vetters Gemahlin, der Gräfin von Eberstein, zu behalten, denn er glaubte, sie sei bei einem Weibsbild sicherer, man würde sie dort weniger suchen. Wie aber nun die Gefahr und die Sorge aufs höchste gestiegen war, da schwenkte der von Haideck mit seinem Kriegsvolk plötzlich ab und brach nach dem Algäu auf. Also wurde der alte Herr wider alle seine Hoffnung von der Gefahr befreit. Graf Friedrich von Kastell wurde später einer von König Heinrichs Hauptleuten und wurde im dreißigsten Jahr seines Alters in einem Scharmützel vor Diedenhofen den 15. Septembris im 1552. Jahr erschossen. Liegt zu Metz begraben.

Nichtsdestoweniger blieb Graf Gottfried Werner nach des von Haideck Abzug noch den ganzen Sommer und Herbst mit seiner ganzen Haushaltung zu Wildenstein. Damals war Herr Jakob Dreher dort Pfarrer. Der kam alle Feiertage und las die Messe allda; die Predigt hatte er aber immer auf einen Zettel geschrieben und rezitierte sie nach dem Manuskript. Wie das ein paar merkten, wurde ihm einmal der Zettel versteckt. Wie er nun den nach dem Offertorium nicht fand, aber doch predigen sollte, sagte er: „Ich sollt euch heute predigen, nun ist es aber so heiß draußen, da läßt sich nicht studieren; darum laßt uns den Allmächtigen bitten“ usw. Es ward heimlich ein großes Gelächter daraus. Derselbe Pfaffe war auch gewohnt, seine Schuldner zu mahnen, wenn sie zum Opfer an den Altar kamen. Auch sonst begaben sich zu Wildenstein viel seltsame Händel. Der alte Herr war in seiner großen Sorge in eine solche Unordnung in Essen und Trinken gekommen, daß er und alle es hernach an der Gesundheit entgelten mußten. Es mochte des Morgens bloß sieben Uhr oder spätestens acht schlagen, so wollte er den Imbiß essen; und

wenn auch niemand Lust dazu hatte, so mußte man doch ihm zu Gefallen essen. Nach dem Essen rief er einen von den Schreibern; mit dem zechte er, und während der Zeche machte er Reime von dem Berner und den Riesen, wie denn dieses Buch, mit dem er viel Mühe und Arbeit gehabt, noch zu Wildenstein vorhanden. Nach zwei Uhr nachmittags begann er mit dem Nachtmahl, das währte ungefähr bis um vier Uhr. Nachts um neun Uhr oder hernach, da hätte jedermann erst gern gegessen. Zu der Zeit aber, da man sich schlafen legen sollte, da fing man erst an zu pokulieren. Das währte dann etliche Stunden in die Nacht. Mit solcher Unordnung wurde der Sommer und auch der darauffolgende Herbst zum größten Teil verbracht; es kam dahin, daß schließlich keiner eine beständige Gesundheit mehr hatte. Obwohl die Feinde aus dem Land waren, so wollte doch der alte Herr dem Wetter nicht gleich trauen oder so bald von Wildenstein weichen, er wollte auch niemand unnütz und wenn es nicht sonders Not täte, aus dem Haus lassen. Darauf gab er besondere Achtung, so daß die Tore nicht leicht geöffnet werden konnten. Nun war viel junges Gesinde da, dem ward die Weile lang, weil sie nicht aus dem Haus durften. Man hatte nur drei Beschäftigungen im Schloß: entweder immer essen und trinken und nimmer nüchtern werden, oder schlafen, oder vom Buchsbaum und Velbinger singen. Und wie andere Leute sich in das Holz legen, so lagen sie in den Felsen oder Steinen.

Auf Martini 1552 zog der alte Herr mit der ganzen Haushaltung wieder nach Meßkirch. Beim Auszug aus Wildenstein war er ganz traurig und schwermütig und sagte, er wisse wohl, daß er lebendig nimmermehr dahin kommen werde, wie auch hernach geschah; denn er starb im andern Jahr darauf, Anno 1554, nach Ostern. Beim Wegreiten nahm er so rührenden Abschied von Wildenstein, daß einem die Augen übergehen konnten.

Im Jahr 1552 ist dem Bürger Lorenz Steinhauer zu Meßkirch ein Sohn, namens Bastion, krank geworden. Die Krankheit nahm so heftig zu, daß er (wenigstens wie Vater und Mutter und alle die dabei waren glaubten) verschied und ohne alle Empfindlichkeit dalag. Also hat man ihn, wie gebräuchlich, eingenäht und ganz zum Begräbnis hergerichtet und zugedeckt. Wie man ihn nun hinaus auf den Gottesacker tragen wollte, gab seine Mutter, der wie natürlich die Sache am nächsten ging, acht und merkte, daß sich noch etwas an ihm bewege. Und wie man nun noch eine Weile wartete, so kam er wieder zu sich. Seine Mutter und die Großmutter, die alte Heckerin, banden ihn mit großen Freuden wieder auf, und also blieb er am Leben. Er ist Bäcker und treibt sein Handwerk heute noch in Meßkirch. Dergleichen Dinge haben sich früher vielmals begeben, obwohl es meistens in den großen Landsterben vorkommt.

Kurz nachdem der alte Herr wieder gen Meßkirch gezogen war, entstand aus Liederlichkeit eine große Gefahr im Schloß. Der junge Herr hatte nämlich einmal eine Gesellschaft eingeladen, so daß man, als der alte Herr schlafen gegangen, Fische sieden und anderes kochen wollte. Nun war aber das Feuer in der obern Küche so unsorgsam und groß angemacht worden, daß das Kamin zu brennen anfing; und dieweil es sonst eine finstere Nacht, so wurde es gleich in der oberen Stadt gesehen, und es entstand ein großer Auflauf. Das geschah gerade als man bei Tische saß. Der junge Herr wurde heimlich davon unterrichtet und man dämmte das Feuer noch beizeiten ein. Es war ein Knecht im Schloß, hieß Rudolf Friedrich, der stieg mit einer Wasserspritze in das Kamin, blieb aber drin stecken, so daß er weder hinter sich noch vor sich kommen konnte; und wenn man ihn nicht so geschwind wieder an den Füßen herabgezogen, so hätte er ersticken müssen; man konnte ihn

nur mit größter Mühe davon bringen. Aber wie seltsam auch der alte Herr sonst war, als man ihm die Wahrheit erzählt hatte und wie es zugegangen, gab er sich gegen aller Erwarten damit zufrieden.

Im nächsten Jahr, 1553, auf den Sonntag der Herrenfastnacht, den zweiten Tag des Monats Februarii, gebar Graf Froben Christophs Gemahlin zu Meßkirch abermals eine Tochter, des Morgens zwischen vier und fünf, war das sechste Kind in der Reihe. Sie wurde Katharina genannt. Gevatter waren Herr Jakob Dieher, Verweser der Pfarre zu Meßkirch und Heinrich Weiglins Weib, die Anna Hippin. Das Fräulein lebte aber nicht länger als fünfzehn Tage, da starb es am 27. des Monats Februarii an der Schwindsucht. Es wird wohl durch den Unfleiß oder das Übelverhalten der Amme dahin gekommen sein. Zu Meßkirch wurde es in das Zimmernsche Begräbnis gelegt. Auf den Tag, als das Fräulein geboren wurde, ward ein Tanz zu Meßkirch auf dem Rathaus gehalten, wie es gebräuchlich ist. Bei diesem Tanz nun wurde eine junge Dirn, eine Dienstmagd von denen, die so ungestüm tanzen nach dem deutschen, gemeinen, bösen Brauch, dermaßen umgestoßen, daß sie anfangs ohnmächtig wurde, dann aber nach einigen Tagen daran sterben mußte. Das ward von vielen für ein böses Omen geachtet. Graf Johann Christoph von Zimmern brachte einmal einen Franzosen mit heraus, namens Johann Gorcier. Wie der das unzüchtige Tanzen zu Straßburg sah, meinte er die Leute wären unsinnig und hätten den Veitstanz. Hätte er erst die Tänze zu Rottweil auf dem Markt gesehen, bei den Hochzeiten, wenn jeder nach seiner eigenen Manier tanzt, was würde er dann gesagt haben?

Im Fürstenkrieg mußte Graf Wilhelm Werner von Speyer weichen mit den meisten andern Kammergerichtspersonen, denn König Heinrich war mit Heeresmacht über

die Furst gekommen in der Hoffnung man werde ihm Tür und Tor überall auftun. Der Allmächtige hatte ihm aber in seiner Güte die Augen so verblendet, daß er ein kleines für ein Großes wählte, nämlich die Reichsstadt Metz mit List einnahm und den jungen Herzog von Lothringen raubte, gegen alles Zusagen und königlichen Versprechungen. Als er den Straßburgern in Sicht kam und meinte, alles sei richtig, schlossen die ihre Stadt und ließen den König zu Elsaß-Zabern und am Gebirg umher terminieren. Da reute ihn erst die Unternehmung, aber der Hase war im Pfeffer, kam nicht gleich so heraus, wie er wollte. Deshalb zog er sich nach Weißenburg und Landau, Speyer zu. Herzog Moritz von Sachsen hatte ihm das Maul und den Seckel aufgesperrt, wie das der König hernach selbst mehrmals sagte. Jedoch, als er sah, daß ihn niemand in deutschen Landen als Herrn erkennen oder annehmen wollte, und er mit der Stadt Metz gewitzigt war, schickte er vertraulich eine Botschaft zu dem Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich und zu Herzog Christoph von Württemberg und ließ um Rat fragen, ob er über den Rhein solle oder nicht. Außerdem zeigten sich die Schweizer auch unruhig. Die beiden Fürsten rieten ihm in getreuer Freundschaft, er solle sich gleich wenden und nach Frankreich zurückziehen. Gleichwohl entzog er dem Reich die drei Erzstifte Metz, Toul und Verdun, und hätte er sich nicht abschrecken lassen, so hätte er nicht nur den Teil Deutschlands jenseits des Rheins, sondern auch ein gutes Stück auf unserer Seite in seine Gewalt gebracht. Aber Gott hat ihm die Hand nicht zu lang sein lassen. Freilich haben wir eine Feder oder drei fallen lassen müssen, deren wir heute noch entraten.

er damals in Speyer fliehen konnte, der tats. Graf Wilhelm Werner, der Kammerrichter, hielt sich während der Zeit in Zimmern auf. Nach dem Abzug König Heinrichs kam Markgraf Albrecht von Brandenburg mit sei-

nem Kriegsvolk an den Rhein und fügte den Stiften Mainz, Trier, Speyer, Worms unsäglichen Schaden zu, brandschatzte dabei die Untertanen dermaßen, daß man meinte, die Stifte und ihre Untertanen könnten es in vielen Jahren nicht verwinden. Zu Aschaffenburg verbrannte er die herrliche alte Reichskanzlei, die nimmer restauriert werden kann und ist nur schade, daß ihm deshalb sein schändliches Haupt nicht mit einem Brett abgestoßen wurde. Wie aber sonst durch den Markgrafen und sein Kriegsvolk zu Speyer in der Stadt gehaust wurde, im Dom, in der Domherren Häuser und sonst, davon wäre ein besonderer Traktat zu schreiben. Aber wie dieser unnütze Markgraf lebte, so ist er auch hernach gestorben. Er soll mehrmals gesagt haben, wenn er sterbe, so wolle er seine Seele auf einen Zaunstecken setzen und Christus und den bösen Geist darum zanken lassen; wem sie werde und bleibe, der solle sie behalten. Er ist schließlich von allem vertrieben worden, daß er sich mit wenigen Reitern bei seinem Schwager, Markgraf Karl von Baden, zu Pforzheim aufhielt. So hat er seine übrigen Tage elendiglich und mit einem bösen Gewissen verzehrt und ist Anno 1557 daselbst gestorben und begraben worden. Sein Küraß, Schwert, Dolch und seine gewöhnliche Büchse und Gewehr wurden mit ihm begraben. Nun hatte er aber einen Edelknaben, der gehub sich übel und sagte, er habe unredlich an seinem Herrn gehandelt und könne es nicht verantworten. Als man ihn fragte, was es sei, sagte er, man habe zwei Büchsen mit ihm begraben, ohne daß er sie zuvor gespannt. Ein viehisches und heidnisches Wesen ist bei dem Herrn und bei den Dienern gewesen, so daß nicht unbillig ein Geschrei von ihm ausging und öffentlich geredet wurde, er habe einen Geist, einen succubus, in Weibes Gestalt bei sich, die auch manchmal neben ihm an der Seite saß und von seinen geheimen Dienern also gesehen wurde. Gott weiß die Wahrheit und den Grund; eine unchristliche und unfürstliche Tat! Mit seinem Vertun und Übelhausen konnte er nirgends Bestand haben. Nach dem Schmalkaldischen Krieg lag

er zu Brüssel am Hof und hatte ein großes Bankettieren, ließ auch sich und sein Gesinde kostbar kleiden, weshalb Herr Heinrich Has nicht unbillig zu ihm sagte: „Herr seht Euch vor! es hälts nicht lange aus, auf deutsch essen und auf welsch sich kleiden." Das geschah auch. Ähnlich sagte einst Herr Raimundus Fugger: „Es mangelt den großen Herren und den Edelleuten keine andere Kunst, als daß sie wohl rechnen könnten, und daß sie ihre Einnahmen und Ausgaben beizeiten überschlagen und sich nach der Decke strecken." Wäre gut gewesen, er hätte seinen Söhnen diese Lehre eines Teils auch ernstlich vorgehalten. Im Jahr 1553 wurde im März der große Fürstentag zu Heidelberg gehalten, zwischen den Bischöfen von Bamberg und Würzburg und dem Markgraf Albrecht von Brandenburg; aber die Verhandlungen zwischen den streitigen Fürsten zerschlugen sich schließlich und der Markgraf wollte unter allen Umständen an Seele, Ehre, Leib und Gut verderben. Daran half nichts und war ihm kein Sattel gerecht. Während der Verhandlungen entsandte der Markgraf seinen Vetter, Herzog Friedrich von Simmern, der damals die Kurwürde inne hatte, ferner Landgraf Jörg von Leuchtenberg und Graf Philipp Franz den Rheingrafen nach Speyer, mit dem Begehren, der Kammerrichter und seine Beisitzer sollten die Prozesse gegen den Markgrafen niederschlagen. Das wurde mit allem Glimpf abgelehnt und so entschuldigt, daß sie doch zufrieden sein mußten; hatten aber wenig genug ausgerichtet. Während sie in Speyer weilten, lud sie der Kammerrichter zu Gast und war fröhlich mit ihnen. Des andern Tags luden sie ihn wieder; da es aber Fasttag war, so ließen sie Fische und Fleisch kochen und aß ein jeder, wonach ihm gelüstete. Die Fürsten hatten den markgräflichen Prokurator auch geladen, war ein Doktor namens Anastasius Gremeisen. Weil nun unter andern Gerichten auch gebratene Vögel und anderes Wildbret da waren, hätte der gern gegessen, besonders weil ihm die Fürsten stets vorlegten. Weil aber der Kammerrichter zugegen war, so mußte er es wohl oder übel sein

lassen. Wäre ihm verdienstlicher gewesen, er hätte sich dessen mit gutem Willen enthalten. Wenige Jahre darauf ist der neue Glaube so eingerissen, daß die Assessoren und Prokuratoren ohne Unterschied angenommen wurden, sie seien gleich welches Glaubens sie wollten. Aber wie man sagt, so können sie sich ziemlich wohl miteinander vergleichen, es läßt einer den andern bleiben und glaubt jeder was er will und verantworten kann. Die andern treiben ihr Gespött damit und sagen: „Die Katholischen essen mit uns das Fleisch und wir feiern mit ihnen." Also findet man allenthalben Epikuros, hätte schier gesagt, atheos oder impios, die aus dem, was von unsern Altvordern so gottesfürchtig, christlich und löblich angesehen wurde, ein reines Fastnachtsspiel machen. Aber man muß einen jeden das Seine verantworten lassen. Damals warnte der Kammerrichter seinen Schwager, Landgraf Jörg, sich nicht in solche gefährliche Sachen mit dem Markgraf einzulassen; sagte ihm auch, was daraus folgen könne, wie auch kurze Zeit darauf geschah. Er kam mit dem Markgrafen in den Handel mit den Bischöfen, unter denen der von Würzburg sein Lehensherr war; und als die Schanze umschlug, daß der unnütze Markgraf verdorben und vertrieben wurde, da wurde er von dem Bischof, seinem Lehensherrn, auch gestriegelt und ihm schier alles genommen, was er hatte. Man sagt, es seien wenig Fürsten im Reich gewesen, die einen solchen Vorrat an Wein und Früchten gehabt. Auch an Hausrat, Silbergeschirr, Kleinoden und Tapisserien war Überfluß da. Das alles ist mit einer beträchtlichen Barschaft dahingegangen. Graf Wilhelm Werner schickte kurz vorher des Landgrafen Gemahlin, einer geborenen Markgräfin von Brandenburg, einen von den schönen großen Papageien von allerlei Farben. Wie der präsentiert ward und ihn die Landgräfin zu sich nahm, ergriff er ein schönes Kleinod von über hundert Gulden Wert, das die Fürstin am Hals trug; das zerbiß er und zermahlte die besten Steine darin zu Trümmern. Das wurde für ein Unglückszeichen erachtet. Das alte Herkommen der edeln

Landgrafen von Leuchtenberg geht zu unsern Zeiten auch dahin. Landgraf Jörg hinterließ einen einzigen Sohn, Ludwig; dem fand der Vater vielleicht kein Weib in süddeutschen Landen und vermählte ihn deshalb mit einer Niederländerin, einer Gräfin von Arnburg. Diese schenkt ihm kein Kind. Und also ist auf Erden nichts Beständiges. Zuzeiten der Regierung der drei Kaiser Otto waren sie in großem Ansehen und Vermögen, und von dem dritten Otto wurden sie unter die vier Landgrafen eingesetzt; später aber kamen sie in solchen Abgang, daß sie den Fürstenstand verließen und nur wie andere Grafen geachtet wurden.

Damit ich aber wieder auf Graf Wilhelm Werners Sachen komme, so ist zu wissen, daß er damals das beste Silbergeschirr und anderes in Truhen und Fässer verpacken und der größeren Sicherheit wegen den Rhein hinauf nach Straßburg führen ließ. Von dort brachte man sie durch das Kinzigtal nach Zimmern; aber bei einem Unfall und durch die Liederlichkeit der Fuhrleute fiel der eine Wagen mit den Fässern und dem andern Plunder in die Kinzig und blieb auch so lange darin, bis die Fuhrleute aus den nächsten Dörfern Bauern geholt hatten, mit deren Hilfe sie den Wagen herauszogen. Auf diesen Wagen waren zu allem Unglück zwei große Fässer geladen, in denen des Grafen beste geschriebene Bücher und Collectanea, die er von Jugend auf, hier und dort mit großer Mühe zusammengebracht hatte, dabei auch einige Autoren, die man heute gar nicht mehr findet und viele Nachrichten von den meisten Grafen- und Herrengeschlechtern der deutschen Nation, von Geburt, Herkommen und Linien; kurz, es war ein Schatz von Historien, der nicht leicht wieder so zusammengebracht werden konnte. Weil aber nun die Fässer eine Zeitlang in der Kinzig gelegen waren, so war das Wasser hineingedrungen. Die blieben in diesem Zustand ungetrocknet und ungeöffnet etliche Monate stehen, bis der Graf selbst heim kam. Als

nun die Fässer geöffnet wurden, waren die herrlichen Bücher und alten geschriebenen Monumente zum größten Teil verfault und verdorben; nicht der dritte Teil davon konnte noch gebraucht werden, um es zu lesen oder abzuschreiben. Aber sintemalen auf Erden nichts wahrhaft oder beständig, sondern auch Himmel und Erde zergehen müssen, wie das die Schrift bezeugt, ist es da zu verwundern, daß schon solche alte Denkmäler und Schriften verloren werden?

raf Johann Christoph von Zimmern bekam schon in seiner Jugend eine Anwartschaft auf eine Präbende im Stift zu Konstanz. Diese Anwartschaft hatte er nun viele Jahre gehabt, ohne zu einer Präbende kommen zu können, denn die Prokuratoren, die ihm halfen, waren ihren Freunden mehr zugetan als ihm. Zudem hatte der Papst für bestimmte Monate das Besetzungsrecht, und die Fürsten griffen manchmal auch ein. Daß die Domherren einander selbst oft Schwierigkeiten in den Weg legten, davon will ich schweigen. Nachdem aber Graf Johann Christoph bei Herzog Christoph von Württemberg zu Hof und zu Ansehen gekommen war und der Herzog ihm aus besonderen Gnaden die vornehme Propstei zu Backnang verliehen hatte, da haben die Dompfaffen zu Konstanz bedacht, wofern sie ihn weiter wie bisher aufhalten möchten, würde ihnen das vielleicht bei Württemberg, in welchem Fürstentum nicht der geringste Teil ihrer Einnahmen lag, zu kleinen Gnaden gereichen. Als deshalb wieder einmal ein Kanonikat ledig wurde, haben sie ihn doch zu diesem zugelassen. Dieweil er aber vorher schon mit drei Präbenden überladen war, auf den hohen Stiften Köln, Straßburg und Speyer, und nicht mehr als zwei residieren konnte, so gab er das Kanonikat zu Köln auf und begnügte sich mit den Stiften Straßburg und Speyer. Das Kanonikat in Konstanz aber, das ihm jetzt ganz wider Erwarten zugefallen war, wurde durch Unterhandlung Doktor Johannes Tuschalins seinem Bruder Graf Gottfried Chri-

stoph übertragen. Ist geschehen Anno 1553. Ich denke, der Anteil von den Wertheimer Zinsen, den Graf Gottfried Christoph vom Erbe seiner Mutter bekam, wird das Rößlein auch haben laufen machen und daß ihm der Domdechant die Präbende deshalb um so lieber übertrug; denn ich weiß wohl, daß sich Doktor Peter Villenbach erbot, dem Domdechant für das Kanonikat siebenhundert Gulden bar als Verehrung zu erlegen. Sobald Graf Gottfried Christoph die Präbende bekam, zog er hinauf nach Konstanz; den Doktor Tuschalin nahm er mit sich. Obwohl er die Reise soviel als möglich beschleunigte, fehlten doch einige Tage, so daß ihn die andern Kapitularen nicht mehr zur vollständigen Nutzung in dem Jahr zulassen wollten, sondern ihm den Anteil am Wein, der nicht den geringsten Teil der Einnahmen ausmacht, entzogen. Darin mußte er ihnen nachgeben. Dafür gab ihm Bischof Christoph einen Hof zu Konstanz; hatte vor etlichen Jahren Doktor Johann Botzains gehört, der ihn erbaute. Er war bequem gelegen, bei den Predigern und am Rhein, nur dadurch, daß die Domherren etliche Jahre nicht dort gewohnt, in Verfall gekommen. Graf Gottfried Christoph richtete ihn stattlich wieder her, und obwohl er dann den schönsten Domherrenhof in Tausch dafür hätte haben können, so wollte er ihn doch nicht in andere Hände kommen lassen. Auf die erste Residenz brachte er den Doktor Peter Villenbach mit sich nach Konstanz; er behielt ihn einen Monat oder länger bei sich und gebrauchte ihn als kurzweiligen Rat. Welche wunderbarlichen Händel sein Bruder, der Domdechant, und er mit diesem Doktor gehabt, davon wäre ein eigenes Buch zu machen. Der hatte in seiner Jugend zu Tübingen studiert; alsdann wurde er von seinem Vater gen Bourges nach Frankreich geschickt, wo er den Alciatus hörte. Wie er aber wieder nach Deutschland kam, ist er nach dem Absterben seines Herrn Vaters nach Italien gezogen, dort zum Doktor promoviert worden und bald darauf, beladen mit Sprachenkunde, Kenntnissen und Rechtswissenschaft wieder zurückgekehrt, wie eine Sau mit Baumwolle. Neben seinem

väterlichen Erbgut hatte er in Straßburg ein Vikariat auf dem hohen Stift, mit dem hatte er keine Arbeit oder Mühe, als für seinen Bauch zu sorgen. Dieweil er dem Domdechant, Graf Johann Christoph von Zimmern in Frankreich wohl bekannt war, so wurde er, weil das Domkapital damals gerade vielerlei Verhandlungen in Rom hatte, als bevollmächtigter Prokurator dorthin gesandt. Was er allda Gutes schaffte, das merken die Domherren noch. Ich habe selbst mehrmals von ihnen gehört, daß er ihnen etliche hundert Gulden vertan und wenig genug ausgerichtet, außer daß er die Kurtisanen zu Rom und anderswo visitierte.

Als Graf Gottfried Christoph später wieder einmal nach Konstanz reiste, nahm er auch den Doktor wieder mit. Was er damals für Affenspiel mit ihm trieb, würde ein eigenes Kapitel erfordern. Der Doktor war erst kurze Zeit in der Stadt, da war er schon bekannt und wurde geradeso wie in Straßburg veriert. Alle Tage auf den Abend wollte er reiten und Abschied nehmen, des Morgens aber ließ er sich wieder erbitten, daß er blieb. Keiner konnte ihn zu Konstanz mehr aufbringen als Reinhard von Homburg, der zu Steißlingen saß, aber viel in die Stadt kam. Von dem konnte und wollte der Doktor nichts ertragen. Dieser Reinhard machte ihn oft so zornig, daß er sich selbst vergaß und nicht wußte, was er tat, oder womit er umging. Als es nun mit seinem Abschied Ernst wurde und er nicht länger bleiben konnte, wollte er sich mit dem Grafen am Nachtessen letzen und am Schlaftrunk. Nun hatte aber der Doktor den starken Meersburger so wohl versucht, daß er den Verstand verlor und anfing zu sauledern und unflätig zu sein. Darüber ärgerte sich der Graf so, daß er im Zorn eine zinnene Flasche erwischte; die schlug er ihm an den Kopf, daß ihm das Blut herabrann. Die Diener führten den vollen Doktor, der das trunkene Elend weinte und sich übel gehub, zu Bett. Man schickte gleich nach einem Barbier, der mußte ihn verbinden. In der Nacht, als der Graf den Wein ausgeschlafen hatte, fiel ihm ein, daß er den Doktor so geschlagen hatte;

deshalb ließ er eilends sein Hausgesinde zusammenrufen. Denen allen befahl er, dem Doktor zu sagen, wie gefährlich er am Abend vorher die Stiege hinuntergefallen sei. Morgens in aller Frühe erwachte der Doktor und befand sich übel. Er fragte die, die bei ihm in der Kammer lagen, was ihm geschehen sei und wer ihm diese Wunde ins Haupt geschlagen habe. Da wurde er von allen und später auch noch von dem Grafen selber dahin beredet, daß er nicht anders glaubte oder wußte, als er wäre so gefallen. Dieser Wunde wegen blieb er noch einen Tag oder etliche in Konstanz. Alsdann nahm er Abschied. In demselben Jahr ist er gestorben und erfuhr nie den wahren Grund, woher ihm diese Wunde kam. Die spanische Räude hatte ihn so angegriffen, daß er doch schließlich daran hätte sterben müssen. Ob seinem Absterben ist dem Domdechant und seinem Bruder zu Konstanz, auch vielen andern guten Herren und Gesellen ganz Leid geschehen. Gott verleihe ihm und uns allen seine Gnade!

In des Grafen Behausung zu Konstanz ließ sich vielmals ein Gespenst hören, zu Zeiten auch sehen, was dem Grafen nicht wenig lästig war. Besonders wurde das Gesinde oft von ihm erschreckt; denn es trieb mit Poltern und Getümmel eine wilde Weise. Wenn es sich sehen ließ, so hatte es eine lange, weiße und außerhalb des Kopfes unmenschliche Form, einem weißen Brett oder Tuch vergleichbar. Dabei war der Graf in seiner Kammer nicht sicher; ja einmal, als er schlief und nur einen Diener bei sich hatte, kam der Geist an sein Bett und weckte ihn, worüber er über die Maßen übel erschrocken; denn weil er ein Nachtlicht brennen hatte und es ganz hell war, so sah er den Geist ganz zu allernächst bei seinem Kopf, wie er ihn gerade mit seinem Haupt berührte. Er trug ein weißes Leinelaken, so wie die Verstorbenen gewöhnlich eingenäht werden, hatte ein weißes Gesicht und grüne, glotzende Augen, als ob es grüne

helle Gläslein wären, die brannten. Den Mund tat er auf und zu, gerade so als ob er lachte, und begann etwas Unverständliches zu reden und mit den Zähnen zu klappern. Aber der Graf, der aus dem ersten Schlaf geweckt wurde und den Geist so unversehens bei sich sah, erschrak dermaßen, daß er ihm nicht zuhören wollte, sondern im Bett in die Höhe fuhr und dem Diener im andern Bett zuschrie. Der schlief aber so fest, oder konnte auch vielleicht nicht erwachen, so daß er trotz des vielen Schreiens und Rufens nichts hörte. Bei diesem Geschrei stand der Geist langsam auf und tat dergleichen, als ob er jetzt schneller rede; dabei gebärdete er sich schrecklich. Wie er aber schließlich doch weichen mußte, sah er den Grafen gräßlich und scheußlich an und stieß einen großen Seufzer aus. Damit verschwand er und es sah gerade so aus, als ob er durch die Diele vor dem Bett hindurchgefallen wäre. Man wird wohl glauben, daß der Graf in jener Nacht wenig mehr geschlafen hat. Weil er nun meinte, es sei vielleicht eine Seele, die zu ihrer Buße nur eine Zeitlang so umginge, so ließ er sich mit Almosen geben, Messen und Vigilien keine Kosten gereuen, in der Hoffnung, es möchte das Gespenst dadurch vielleicht nachlassen. Weil aber die Unruhen kein Ende nahmen, so schickte er nach einem Schwarzkünstler im Turgau, namens Jakob Holzer, um den Geist beschwören zu lassen und zu erfahren, wer er sei, auch warum er da umgehe und wie ihm geholfen werden könne. Also wohnte der Jakob etliche Zeit im Hof, erkundigte sich nach allen Umständen und fand schließlich heraus, daß er in einem kleinen Kämmerle am Roßstall besonders sein Wesen trieb. Er versah sich also mit geweihten Lichtern, Wasser und andern Materialien, die zur Beschwörung eines Geistes gehören, und erforderte bei nächtlicher Weile, ungefähr um elf Uhr, den Geist mit vielen Beschwörungen in das Kämmerle. Der erschien in rechter, menschlicher Gestalt, hatte graues Haar und sah aus wie ein Priester in einer Albe. Der Jakob fragte ihn, wer er sei, warum er da umginge und die Leute beunruhige, auch wie ihm zu helfen sei; item, wie lang er

noch also umgehen und büßen müsse. Hierauf antwortete der Geist mit heller und verständlicher Stimme, daß es die Diener allernächst dabei im Roßstall zum Teil hören und vernehmen konnten: „Ich bin Graf Hans von Lupfen und habe diese meine Pein verschuldet des Stiftes halber allhier, sintemalen es durch mich und Doktor Botzhaim höchlich benachteiligt und in Abgang gebracht wurde. Zudem haben wir beide Gott höchlich erzürnt mit unserm unlautern und verhurten Wesen, das wir lange Zeit getrieben und viel frommer Leute ehrliche Kinder und junge Töchter verführten. Auch Doktor Botzhaim wird gepeinigt, der muß bis zu seiner Zeit an einem andern Ort büßen. Mir kann auch jetzt noch niemand helfen, muß meine Schuld hier und in meiner Behausung zu Engen abbüßen und in diesen beiden Häusern zu meiner Pein umgehen; und begehre niemand etwas zuleide zu tun, sondern in sechs oder acht Jahren gebüßt zu haben und wieder zur Seligkeit zu kommen." Als er diese Worte geredet hatte, beschwor ihn der Jakob abermals und dann zum dritten Mal. Er wiederholte immer wieder seine Worte, aber je länger er redete, desto heiserer und undeutlicher wurde seine Stimme. Der Jakob rief den Knechten, die im Stall zu allernächst standen, ob sie den Geist sehen wollten, der sie so in Schrecken gesetzt; aber es begehrte ihn keiner zu sehen. Alsdann schickte man eilends einen Diener zu dem Grafen, um ihm des Geistes Bekenntnis mitzuteilen und weiter zu erfahren, ob der Schwarzkünstler ihn aus dem Hof an einen andern Ort verbannen oder wie er sich sonst halten solle. Graf Gottfried Christoph ließ ihm sagen, sintemalen es mit dem Geist diese Gestalt habe, wolle er ihn nicht vertreiben oder ihm seinen zur Buße bestimmten Ort verwehren, sondern weil er ihm nicht helfen könne, so wolle er ihn Gott befehlen, der solle ihm gnädig und barmherzig sein. Daraufhin wollte der Jakob den Geist auch nicht weiter aufhalten, sondern erlaubte ihm, zu entweichen. Er wich auch späterhin nicht aus dem Hof und trieb sein Wesen wie früher, obwohl das Gesinde so daran

gewöhnt war, daß es seiner nicht mehr achtete. Ich habe ihn selbst gehört bei nächtlicher Weile und ganz spät zu ungewöhnlicher Zeit den Brunnen ausschöpfen und mit der Kette ein lautes Gepolter machen. Vorher sind schon seltsame Reden umgegangen, daß nämlich Kindergebeine unter einer Stiege im Hof ausgegraben worden seien; obwohl das ungewiß ist und das Gerücht gleich wieder vertuscht wurde. Was aber die beiden Domherren, Graf Hans und Doktor Botzhaim, die zwei Schwestern zu Konkubinen hatten, für Hantierung und Haushalten zu Konstanz und sonst trieben, das ist noch wohl bewußt. Man maß ihnen nicht die geringste Schuld zu an dem großen Verlust, der dem löblichen Stift zu Beginn der Lutherei von der Stadt Konstanz zugefügt wurde. Der Allmächtige wolle ihnen und uns allen gnädiglich verzeihen!

Dem Grafen Gottfried Christoph ist mit solchen Geistern und Gespenstern viel begegnet, wie denn der eine solche unheimliche Dinge mehr sieht und hört, als der andere. Als er noch jung war und erst vom Studium aus Frankreich kam, nahm ihn sein Herr Vater, Graf Johannes Werner, eine Zeitlang zu sich nach Seedorf. Wie nun schon seit vielen und unvordenklichen Jahren sich ein Gespenst im Schloß gezeigt hatte, besonders in der Kapelle, manchmal in der Gestalt eines langen Weibes mit weißem Überwurf und schwarzem Mantel, manchmal auch als Priester in der Albe — so kam dieser Geist auch einmal in der Nacht zu dem Grafen in die Kammer, weckte ihn und sagte ihm viele Dinge ins Ohr; obwohl erschrocken, so hörte und verstand er doch alles und dachte auch, zu welchem großen Nutzen ihm die Rede gereichen könne. Kaum aber war der Geist von ihm geschieden, so hatte er alles vergessen und konnte sich an kein Wort mehr erinnern; weiß auch noch heutigen Tags nichts davon, obwohl es ihn bedünkt, der Geist habe ihm etwas von einem Keller und einem Stall gesagt. Seit vielen Jahren war

es eine Sage, es sei ein Schatz im Schloß zu Seedorf vergraben, was vielleicht sein mag oder auch nicht. Der, dem nichts verborgen, weiß dieses und anderes. Man hat manchmal gesucht, konnte aber nichts finden oder erfahren. Vielleicht ist die Zeit noch nicht gekommen und der noch nicht geboren, dem solches bestimmt ist.

Unter dem römischen König Adolf, anno domini 1295, begab sich eine wunderbare Geschichte im Sachsenland. An einem hohen Berg, heißt der Windberg, hatte ein Edelmann seine Wohnung. Obwohl er an Gut nicht sehr reich war, so war er doch ein kecker, unverzagter Mann, der seiner Lebtage sich in Kriegshändeln wohl bewährt hatte. Wie der des Nachts einmal in seinem Bette lag, kam eine Stimme zu ihm, die sprach: „Wachst du?" Er sagte: „Ja". Da sprach die Stimme weiter: „Ich weiß um deine Verhältnisse, und wenn du Geld begehrst und brauchst, so stehe eilends auf, gehe auf die und die Seite des Berges, dann wirst du ein Zeichen finden dergestalt. Daselbst grabe nach und du wirst einen großen Schatz gewinnen, dazu will ich dir helfen." Obwohl der Edelmann ein unerschrockener Mann war, so blieb er doch liegen, bekreuzigte sich und wollte sich nicht aus dem Bett locken lassen. In der nächsten Nacht kam die Stimme abermals zu ihm und wollte ihn bereden; aber die Furcht verhinderte ihn abermals, daß er nicht aufstehen wollte, sondern er ließ das Gespenst ungeachtet seiner vielen Bitten und Vorstellungen wieder hinziehen. In der dritten Nacht kam die Stimme wieder und machte ihm dieselben Versprechungen, verhieß ihm auch, daß ihm an Leib und Seele nichts geschehen werde. Dadurch ließ sich der Edelmann schließlich überreden, stand auf und da die Stelle ganz nahe an seiner Behausung lag, so nahm er Hacke, Schaufel, Lichter und was dazu gehörte, mit, ging im Namen Gottes hinaus an den bezeichneten Ort und fing an zu graben. Da hörte er eine freundliche und liebliche Stimme, die sprach: „Hilf, Helfer! hilf!" Der Edelmann grub noch weiter und stieß bald auf eine Höhle im Berg, und dieweil es hell war, sah er

die Gestalt eines großen langen Mannes auf dem Rücken liegen, der mit einer Kette gebunden war; auf seinem Leib lag ein langes Schwert, das reichte ihm vom Angesicht bis zu den Füßen. Die Gestalt sagte: „Ach, teurer Ritter, nimm dieses Schwert von mir, und erlöse mich aus dem grausamen und unerhörten Gefängnis, in dem ich jetzt gehalten werde!" Der Ritter sprach: „Wer bist du? Hast du die Taufe empfangen und bist ein Christenmensch?" Der Gefangene erwiderte: „Ach frag nicht, wer ich sei, sondern nimm das Schwert und erlöse mich! Dafür sollst du ein großes Gut zur Vergeltung von mir empfangen." Das wollte aber der Ritter nicht tun, und nach langem Gespräch sagte schließlich das gefangene Gespenst: „So wisse, daß ich ein böser Geist bin, der lange Zeit allen Unfrieden und Krieg, auch Jammer und Not in dieser Landschaft angestiftet; darum hat mich durch die Fügung und Erlaubnis des allmächtigen Gottes St. Michael mit einer großen Anzahl seiner Engel überwunden und gefangen, auch hierher gebannt; ich leide große Pein und kann nicht erlöst werden, als durch einen Christenmenschen, und dich habe ich dazu erwählt, daß du mich erledigen sollst. Dafür will ich dir großes Gut geben, auch dich und dein Geschlecht reich machen." Wie der gute Ritter diese Worte hörte, antwortete er nicht, sondern scharrte das ausgegrabene Erdreich wieder zu und wollte den bösen Geist weder um Gold noch um Silber erledigen. Wie er noch in derselben Nacht wieder in sein Haus kam, war er ganz krank und diese Krankheit dauerte lange Zeit. Schließlich erlangte er die Gesundheit wieder, bekam aber an seinem ganzen Leib eine gelbe Farbe, die ihm auch blieb so lang er lebte; er ist auch fürderhin Zeit seines Lebens nur der gelbe Ritter genannt worden.

Graf Wilhelm Werner von Zimmern blieb nur wenige Jahre am Kammergericht. Die Ursachen aber, daß er sein Kammerrichteramt Kaiser Karl wieder aufsagte, waren vornehmlich die: Nachdem einige Visitationen aller-

hand Ungelegenheiten halber unterblieben waren, erwuchs daraus soviel Unordnung, Widerwärtigkeiten und Ungehorsam samt dem großen Unfleiß und andern Mängeln, die täglich einrissen, daß man eine völlige Zerrüttung und Zertrennung befürchten mußte. Zweitens waren die ältesten und vornehmsten Beisitzer deshalb vom Gericht weg. Drittens war bei den jungen Assessoren kein Gehorsam, es wollte auch weder Strafe noch Unterweisung fruchten. Viertens war auch sonst allerhand Ungehorsam im Reich und des Markgrafen Albrecht wegen große Unsicherheit. Zum fünften war Doktor Matheus Neser, ein frommer und gelehrter Assessor, kurz vorher zu Tübingen mit Tod abgegangen, mit dessen Rat der Kammerrichter das ganze Kammergericht im Zaum gehalten hatte, während jetzt keiner dem andern mehr trauen und sich auf ihn verlassen durfte.

Als nun Graf Wilhelm Werner wieder nach Hause kam, hielt er ganz einsam und mit wenig Gesinde zu Zimmern Haus und blieb dort die meiste Zeit und diente Gott. Sobald er morgens aufstand, und ehe er schlafen ging, es sei gleich Sommers oder Winters Zeiten, ging er für eine Stunde in die Kapelle und verrichtete sein Gebet; alsdann ging er entweder zu den Bauleuten und sah ihnen zu oder beschäftigte sich mit seinen historischen Studien. An seinem Gebet hinderte ihn keine Kälte, gegen die er ganz unempfindlich war. Von den Armen, besonders von den Herrschaftsleuten hatte er großen Zulauf; denn jeder, der glaubte unbilligerweise beschwert zu sein, der kam zu ihm und klagte ihm sein Anliegen. Er hörte alle gnädiglich an und ließ sie dann mit väterlichem und gütigem Rat wieder abscheiden. Nun kam auch einmal einer zu ihm, der war Zimmermann zu Oberndorf und hieß der Cusi. Der bat ihn, sein getreuer Fürsprech zu sein bei seinem Herrn, Graf Froben Christoph, wegen Nachlassung einiger Schulden und anderem. Nun stand aber zufällig des Grafen Vetter, des Cusis Herr

dabei; davon wußte der aber nichts und erkannte seinen eigenen Herrn nicht. Also redete ihm der alte Herr ganz getreulich das Wort bei seinem Vetter. Der Cusi hielt seinen Herrn für einen Meßkircher Amtmann, zog aus dem Ärmel ein paar dicke Bratwürste, die schenkte er dem alten Herrn aus Dankbarkeit. Der Graf erschrak, nahm aber die Würste und entschuldigte sich dabei gegen seinen Vetter, damit er nicht glaube, er ließe sich von den Bauern bestechen. Wie nun der Cusi merkte, daß sein Herr zugegen war, schlich er sich davon, worüber unter den Herren ein großes Gelächter entstand. Jedenfalls haben diesem Cusi aber die Bratwürste soviel geholfen, daß ihm auf die Fürbitte Graf Wilhelm Werners zwölf Malter an Früchten nachgelassen wurden, weil er nach seiner Angabe vordem den Zehnten zu Oberndorf viel zu hoch bezahlt und sich übersehen habe. Aber die Würste halfen ihm, wie gehört, wieder dazu. — Niemand ist je unberaten von dem Grafen gegangen, wodurch er viel Gunst und guten Willen bei jedermann, auch bei solchen, die nicht seiner Religion waren, erlangte und bis an sein Ende behielt. Seine Kleidung war ganz schlicht und auf die alte Manier; wenn er zu Hause war, trug er meistens einen grauen Rock oder einen langen grauen Pelz. Deshalb, wie einmal der Kurfürst von Mainz einen Boten zu Johannes Basilius Herold, dem Historiker, der damals zu Oberndorf wohnte, schickte und der den Herold zu Zimmern antraf, hielt er den Grafen seines langen Pelzrocks wegen für einen Mönch, und als sie miteinander auf dem Weg waren, sagte er zu dem Herold: „Ach, mein Herr, wie kommts, daß dieser alte Mönch ein solch schönes Schloß haben soll?“ Als das dem alten Herrn zu Ohren gekommen, hat es ihm wohlgefallen und er mochte wohl darüber lachen.

Graf Gottfried Werner von Zimmern hatte vor Jahren einen Vogt zu Wildenstein, war von Gutenstein gebürtig, hatte auch etliche Jahre vorher den Forst versehen und hieß Hans Huckle. Nach dessen Absterben bekam er einen

andern Vogt, einen frommen, ehrlichen Mann, hieß Hans Butsch. Er hatte ihm auch schon etliche Jahre treulich und wohl gedient. Nach dem Schmalkaldischen Krieg aber nahm er ihn von Wildenstein weg und übergab ihm das Kelleramt im Schloß zu Meßkirch. Darin blieb er nicht über zwei Jahre, denn der alte Herr und der Butsch konnten sich nimmer miteinander vertragen. Der alte Herr war wunderbarlich und seltsam, der Butsch war alt, verdrießlich und verdrossen; der alte Herr wollte aber haben, er solle ihm schöne Reden halten, während der weder Lust noch Sinn dazu hatte. Ich habe gesehen, daß dieser alte Mann auf der Schloßbrücke mehr als eine Stunde oder zwei barhaupt hat stehen müssen und zu dem alten Herrn hinauf sprechen, in aller Kälte, Regen oder Schnee. In dieser seltsamen Weise hat er eine gute Zeit lang viel leiden müssen. Er kam schließlich in solchen Kummer und Jammer, daß er ganz verzweifelte und ihm die Rede verging. Viele meinten, es habe ihn die Gewalt Gottes so getroffen, daß er nicht mehr reden konnte. Das mag nun sein oder nicht, ich aber bin immer und aus verschiedenen Gründen der Ansicht gewesen, daß er einen Daemonium mutum bei sich hatte, der ihm die Rede verhielt. Zu Zeiten, aber nur ganz selten, sprach er mit seinem Weib und wurde dann zu Meßkirch im Spital erhalten. Er war noch kein Vierteljahr darin, so starb er, und hat, wie man sagt, einen harten, grausamen Tod gehabt. Und obwohl er alles, was man redete, verstand, so wollte er doch, als man ihn ermahnte, zu beichten und, wenn er das mit Worten nicht tun könnte, seine Sünden zu bereuen und sich mit den heiligen Sakramenten versehen zu lassen, kein Zeichen von sich geben. Man begrub ihn zu unser Frauen jenseits der Ablach. Der Allmächtige sei ihm gnädig und barmherzig! denn er war ein ehrlicher frommer Mann Zeit seines Lebens und hat seinem Herrn getreulich gedient. Man sagt, es sei in der Nacht nach seinem Tod und seinem Begräbnis um und bei seinem Grab ein schreckliches Geschrei gewesen, als ob ein Mensch schrie: „O weh! o weh! o weh!" Viele meinen,

es sei durch die seltsame, wunderliche Weise des alten Herrn so weit mit ihm gekommen. Gott verzeihe ihnen beiden! Daß es aber glaublich ist, daß sich der alte Mann darüber so bekümmert hat, dafür will ich nur zwei Begebenheiten erzählen, aus denen der Jähzorn des alten Herrn wohl hervorgeht. Etliche Jahre hatte er den Brauch, vier Corales im Schloß zu halten; die mußten im Tag zweimal zur Kirche gehen, die Ämter und Horas singen helfen, daneben bei Tisch aufwarten. Nun begab es sich manchmal, daß einer der Knaben einen Deckel oder einen Becher fallen ließ oder sonst eine Ungeschicklichkeit beging; darüber ärgerte sich dann der alte Herr über alle Maßen. Einmal hatten sich auch wieder zwei etwas bei Tisch zu schulden kommen lassen; darüber ergrimmte er so, daß er eilends von seinem Sessel aufstand, im Zorn die beiden Knaben bei den Haaren erwischte und wohl eine halbe Elle vom Boden in die Höhe hob. Mit denen tanzte er so in der Stube auf und ab, ein- zweimal und sang dazu. Alsdann warf er sie in die Stube hinaus. Das haben damals viele mit angesehen. Ein anderes Mal, als er auf dem Saal seinen Imbiß aß, sollte ihm einer dieser Knaben einschenken; denn wenn kein Fremder dabei war, so ließ er sich aus Mißtrauen gewöhnlich einschenken, daß ers sah. Aber der Knabe versah sich vor großen Ängsten und schüttete dem Herrn den Wein auf die Hand und auf die Ärmel, wodurch er dermaßen erzürnt wurde, daß er ihm gleich nach den Haaren griff. Der Knabe merkte, wo es hinaus wollte, setzte die Kanne eilends nieder und davon. Der alte Herr im Sessel auf und hinterdrein. Nun hatte der Knabe gar lange, wirre Haare, danach griff der Herr. Er war aber zu schnell und schoß vor ihm her, daß ihm das Haar in die Höhe stob. Es war ganz lächerlich anzusehen, für die, die es nichts anging. Zuletzt geriet dem alten Herrn aber doch ein Griff, so daß er den Knaben mit der einen Hand beim Kittel erwischte; wie er aber mit der andern Hand nach dem Strubbelhaar griff, konnte der Knabe noch gerade den Nestel aufreißen, mit dem ihm der Kittel am Hals hing. Der

blieb ihm in der Hand, der Knabe sprang davon und die Schneckentreppe hinab. Und das war ihm gut; denn hätte er den Nestel verfehlt, der alte Herr würde ihn nicht gefehlt haben. Der warf ihm den Kittel nach, ging wieder zu Tisch und mochte wohl darüber lachen, als ihm der Zorn vergangen war. Und fürwahr, er hatte eine solche Art an sich, daß er mit einemmal ganz jähzornig ward; in aller Schnelligkeit aber war es wieder dahin und dann mußte man wieder fröhlich sein und nicht mehr an den Zorn oder das, was geschehen war, denken. Ich habe wohl gesehen, daß er sich auch, als sein Bruder, Graf Wilhelm Werner, zu ihm kam, seines Zorns und seiner seltsamen Weise nicht enthalten konnte. Und weil nun des Grafen Wilhelm Manier war, bei Tisch fröhlich zu sein und sich keiner Schwermut anzunehmen, so hat er sich oft über diese seltsame Weise hoch entsetzt. Wenn dann der alte Herr bei Tisch sprach: „Wohlan, Herr Kammerrichter, seid fröhlich! es ist schon alles hin, wir wollen des Dinges nicht mehr gedenken, es sind ungeschickte Leute, wir wollen jetzt guter Dinge sein," so mochte oder konnte sich der Kammerrichter nicht sobald wieder erholen. Solcher Tischlärme begaben sich viel in der Woche. Von wegen des wohl und ordentlich Redens, das er von seinen Knaben, Dienern und männiglich haben wollte, kam auch viel Unruhe; denn wie er selbst trefflich beredt war, daß er seine Reden in solcher Hut hatte, daß ihm nie ein falsches Wort entschlüpfte, so wollte er auch die Seinen dahin gewöhnen, daß sie nicht nur behutsam, sondern auch zierlich redeten. Das konnte nun nicht wohl jedermanns Sache sein, denn nicht jedermann hatte die Gabe. Deshalb hatte er viel Mühe, den Leuten die Worte zu korrigieren, und redete sich damit ganz müde. Sein Bruder kam einmal zu ihm nach Wildenstein. Nun waren die beiden Brüder noch nicht eine Viertelstunde beisammen gewesen, da fragte der alte Herr, was für neue Zeitung vom Kaiser da sei und wo er wäre. Graf Wilhelm antwortete: „Ich lass mir sagen, Se. Majestät sei jetzt im Niederland und sollen alle Sachen, Gott

lob! friedlich sein." Diese Redensart „ich lass mir sagen" konnte er nun nicht unberedet lassen und sagte: „Ei, ich wollt mirs aber nicht sagen lassen, ich wüßte denn, daß es gewiß wäre." Dergleichen Dinge sind unzählige vorgegangen und fürwahr, wenn er sich seinen übermäßigen Zorn und seine seltsame Weise mit dem Reden abgewöhnt hätte, so hätte er noch viele und lange Jahre in guter Gesundheit und aller Rüstigkeit wohl leben können. Aber wer ist der, so ohne Mangel? Oder der jedesmal und in allen Stücken alles das, was ihm nützlich und gut wäre, ohne die besondere Gnade Gottes vollbringen kann? Keiner ist ohne Mangel. Aber so dieses gleichwohl seltsamen Grafen Tugenden und Mängel gegeneinander verglichen werden, so befindet sich unwidersprechlich, daß er von Gott in vielen Stücken höchlich und vor vielen andern begnadet war, und daß seine Tugenden die Mängel um ein Weites übertroffen haben. Gott gnade ihm und allen christgläubigen Menschen!

amals haben sich zu Meßkirch und in der Herrschaft viel seltsame Händel begeben. Der Wolf Spick, ein Müller zu Drettenfurt, hatte einen Knecht, einen guten frommen Gesellen. Der stand eines Tags nach Georgi, wenn die Tage anfangen sich zu strecken, ganz früh auf, als man kaum den Morgen grauen sah, um die Mühle zu beschütten, denn es schien ihm, als ob sie leer ginge. Ob er sich nun beim Aufstehen gesegnet oder nicht, ist nicht bekannt. Wie er nun die Mühle seines Erachtens wohl beschüttet hatte und wieder zu Bett gehen wollte, hörte er etwas vor der Mühle rufen. Obwohl er nun nicht bekleidet war und nur das Hemd anhatte, so ging er doch vor die Mühle hinaus. Dort sah er zwei schwarze, lange Mannspersonen, die saßen auf der Scheiterbeuge; plötzlich aber waren sie, ohne daß er sie gehen sah, ganz zunächst bei ihm, faßten den Erschrockenen unter die Arme und gingen, obwohl er sich sträubte, mit ihm davon. Dabei redeten sie aber mit ihm und begehrten, er solle ihnen den Weg gen Mengen zeigen; führ-

ten ihn also mit Gewalt und gegen seinen Willen bis auf das Brückle bei Igelswies. Da hat er den Allmächtigen so treulich angerufen und gebeten, daß er ihn nicht verlassen, sondern von dem Gespenst väterlich erlösen wolle. Da begegneten ihnen zwei junge Frauen, die er nicht kannte, mit ganz weißen Kleidern angetan. Die redeten und verhandelten mit den beiden Mannspersonen so viel, daß sie ihn schließlich, wenn auch ungern, von der Hand und auf dem Brücklein ledig ließen. Und damit sind die Weiber und die Mannspersonen augenblicklich verschwunden, so daß er nicht wußte, wohin sie gekommen. Indem aber das Gespenst von ihm schied, hörte er auf der Igelswieser Höhe ein solches grausam lautes Poltern und Getöse, daß ihn nicht anders bedeuchte, als ob die Bäume daselbst darnieder und durcheinander gefallen wären. Der gute Geselle kehrte um und kam kümmerlich und mit großer Mühe wieder an die Mühle und glich einem Toten viel mehr als einem Lebendigen. Bei vierzehn Tagen lag er so krank, daß er mit allen Sakramenten versehen wurde und männiglich sich seines Absterbens versah. Aber durch die Gnade des Allmächtigen ist er wieder aufgekommen und lebt noch in diesem 1566. Jahr.

Auf und zunächst dem Brückle zu Igelswies ist es viele Jahre nicht geheuer gewesen, wie das viel gute ehrliche Leute erfahren haben, namentlich anno 1562. Da wollten der Meßner von Crummbach und sein Schwiegervater von Menningen eines Abends gen Crumbach gehen; sie hatten sich aber verspätet. Wie nun der Meßner über das Brückle gehen will, während sein Schwiegervater schon drüben war, kommt etwas Unsichtbares an ihn und zieht ihm mit Gewalt den Rock aus. Er bekannte darnach, er habe sich nicht wehren können, und es sei ihm nicht anders zumut gewesen, als ob man ihn hängen wolle. Jedoch rief er den Allmächtigen also an, daß ihn schließlich das Gespenst doch verlassen mußte. Der gute Mann war ganz verwirrt, wußte nicht, wo er war; er ging die ganze Nacht bis Tagesanbruch im Feld umher bei Meßkirch und wußte nichts von sich oder was er tat.

Gleich im darauffolgenden Winter begab sich eine wunderbarliche Sache zu Meßkirch in St. Martins Pfarrkirche. Wie es dort gebräuchlich ist, daß man in aller Frühe, namentlich zur Winterszeit, wenn es noch ganz dunkel ist, die Mette singt, so kamen auch einmal eines Morgens der alte Meßner Hans Schlampp und der älteste Kaplan, Herr Jakob Dreher, in die Kirche, der eine, um zur Mette zu läuten, der andere um seine Horas bei St. Martins Lichtern zu beten. Wie nun der Meßner aufgeschlossen hatte und beide hineingingen, sahen sie eine Mannsperson in weißem Kleid auf der Kanzel und etliche Leute unten in der Kirche, die alle in weißen Kleidern dasaßen, wie man in der Predigt pflegt zu sitzen. Dabei hörten sie auch den Mann auf der Kanzel etwas murmeln. Aber sobald sie durch die Tür in die Kirche kamen, ist es alles mit einem Mal verschwunden und nicht anders gewesen, als ob es nur ein Traum. Solches ist gewißlich also geschehen, denn der Kaplan und der Meßner waren Ehrenleute, wofür sie immer gehalten worden. Ähnliches hat sich auch nicht nur zu Meßkirch begeben, sondern auch bereits zwei Jahre vorher zu Stockach in der Pfarrkirche. Auch hörten einmal die Scharwächter zu Zürich vor wenigen Jahren um Mitternacht ein herrliches Amt im Frauenmünster singen, wie sie dünkte mit Orgel und Saitenspiel, und sie sahen, daß die Kirche hell und voll angezündeter Lichter war, obwohl sie sonst beschlossen und öde dastand. Als es am Morgen der Obrigkeit gemeldet ward, legte man ihnen Stillschweigen auf. Wer diese Predikanten und ihre Zuhörer waren, wie auch die, die zu Zürich das Amt im Frauenmünster sangen, das weiß der Allmächtige, dem nichts verborgen ist.

Es gemahnt mich das fast an eine Geschichte, die sich zu meinen Zeiten unterhalb Schloß Eberstein zutrug. Während Eberstein im Murgtal auf einem hohen Felsen liegt, steht unten im Tal allernächst der Murg eine Ka-

pelle am Weg, heißt der Klingel; dabei ist eine kleine Behausung, in der seit vielen Jahren eine Klausnerin oder sonst eine alte ehrbare Frau wohnt, die die Kapelle des Morgens öffnet und zur Nachtzeit wieder schließt. Nun war zu Zeiten des frommen Grafen Bernhard von Eberstein eine gar andächtige, ehrbare Frau im Klingel, die der Kapelle wartete. Im Jahr 1517 nun begab sichs, daß, als die gute Frau schlafen gegangen, beinahe um Mitternacht etwas an ihre Behausung kam und anklopfte. Sie stand auf, ging an das Fenster und fragte, wer da sei. Da sah sie einen alten Mann, wie einen Ordensmann in einem langen weißen Rock, der hatte einen weißen Bart bis auf den Gürtel herab, um ihn und hinter ihm waren bei acht oder zehn Personen, kleine kurze Leutle, ihres Erachtens Weibsbilder, die trugen alle schwarze Kleider wie Klosterfrauen, und jedes hatte eine Laterne in der Hand mit einem brennenden Licht. Der alte Mann bat die Frau, sie solle ihnen unbesorgt die Kapelle öffnen, das wollten sie ihr lohnen. Die Frau zog sich an, ging herab zu ihnen und öffnete die Kapelle. Sie redete mit dem alten Mann, der gab ihr auch Antwort; aber die kleinen Weiblein haben nichts geredet. Der alte Mann ging zuerst in die Kapelle; dort las er in einem Buch, das er unter dem Arm mitgebracht hatte; die andern gingen ihm alle nach, zu zwei und zwei, und während der alte Mann in dem Buche betete, legten sie sich in Kreuzform in die Kirche. Die alte Frau sah ihnen neugierig zu, was doch schließlich daraus werden wolle. Als das ungefähr eine Stunde gewährt hatte, gingen sie wieder aus der Kapelle, der alte Mann voraus, die andern paarweise hinterdrein. Der alte Mann schenkte der Frau für ihre Mühe einen Goldgulden, und damit sind sie abgeschieden, so daß die Frau nicht sagen konnte, wo sie hinkamen; sie sah nur, wie sie den Karrenweg am Ebersteiner Berg hinaufgingen, als ob sie in das Schloß wollten. Als der alte Mann der Frau den Goldgulden schenkte, sagte er: „Liebe Frau, laßt euch diesen Gulden lieb sein und behaltet ihn wohl, denn ihr werdet ihn noch

notwendig brauchen!" Das tat die Frau, und noch in demselben Jahr kam eine so jähe Teuerung über das Murgtal und die nächstliegenden Gegenden, daß viele unter den Armen großen Mangel und Hunger leiden mußten. Wie nun die Frau ihr ganzes Geld für Brot und andere Viktualien ausgegeben hatte und sonst nichts mehr besaß, da gab sie den alten Gulden, den sie bekommen hatte, zu Gernsbach auf dem Wochenmarkt aus. Es war aber dieses Stück Gold eines so alten Schlags oder Gepräges, daß man es nicht erkennen konnte. Und wie dergleichen oft vorkommt, wie die Sache an den Vogt und Rat zu Gernsbach kam, meinten sie, die Frau habe vielleicht einen Schatz gefunden, denn sie wußten wohl, daß sie eine arme Frau war und solche Gulden nicht ererbt haben konnte. Deshalb wurde sie ernstlich befragt, woher ihr das Stück Gold gekommen. Da eröffnete sie ihnen die Wahrheit, wie sich alles zugetragen, und verhielt ihnen nichts. Also ließ man die gute Frau wieder abscheiden, doch wurde ihr bei höchster Strafe befohlen, falls sich die Gesellschaft wieder zeige, sofort in die Stadt zu eilen und einigen in der Vorstadt, die dazu besonders bestimmt wurden, es anzuzeigen; die sollten dann erkundigen, was es mit den Leuten für eine Bewandtnis habe. Aber sie ließen sich nicht mehr auf dem Klingel sehen und blieben so lange aus, daß mittlerweile die alte Frau starb und eine andere dahin verordnet wurde. Es ist also bis in die fünfundzwanzig Jahre angestanden, ohne daß man von der Gesellschaft wieder etwas hörte. Aber im Jahr nach Christi Geburt 1542, als der große Türkenzug anging, in dem doch leider nicht viel ausgerichtet wurde, war Graf Wilhelm von Eberstein des schwäbischen Kreises Obrist. Während er in Ungarn weilte, da kamen sie abermals auf den Klingel. Der alte Mann kam um Mitternacht an das Haus, klopfte an und begehrte, man solle ihm die Kapelle auftun. Das tat die Frau. Sie sah den Alten in aller Gestalt und Kleidung, wie zuvor auch die andere Frau. Drei Paar kurze Menschlein gingen ihm nach, immer eine Mannsperson und ein Weib, und die waren

nicht in geistlicher Kleidung wie vormals, sondern in weltlicher; eine aber war geschmückt wie eine Braut. Sie gingen in die Kapelle, aber zwei Männer, die ihnen zuletzt nachfolgten und jeder eine Leier trugen, blieben vor der Tür. Als sie hineinkamen, zog der alte Mann sein Buch hervor und las darin, und solang er las, lagen die drei Paare in Kreuzform auf dem Boden. Dann standen sie wieder auf, der Greis ging zu ihnen, und die Klingelfrau sah, wie er zweien unter ihnen die Hände zusammenfügte und etwas dazu redete, das sie aber nicht verstand, geradeso wie wenn man zwei Eheleute zusammengibt. Als das geschehen war, gingen sie wieder aus der Kapelle. Da setzte sich der alte Mann auf einen Klotz, der draußen stand, die zwei mit den Leiern aber spielten zum Tanz auf. Da tanzten die drei Paare ganz züchtiglich miteinander, und immer zwischen zwei Paaren liefen zwei kleine Tierlein, in der Größe und Gestalt wie Schafe; die waren rot und hatten Zimbeln an den Hälsen hängen. Wenn sich nun der Tanz veränderte und die Menschen sich gegeneinander bückten und verneigten, so standen die kleinen Tierle auch voreinander und verneigten sich. Dieser Tanz währte nun eine gute Weile, während der Greis und die Klingelfrau zusahen. Nachdem nun der Tanz sein Ende erreicht, gingen sie wieder miteinander in derselben Reihenfolge, wie sie gekommen waren davon und schlugen abermals den Weg ein wie zuvor, als ob sie auf Eberstein wollten. Damals gaben sie der Frau kein Geld mehr, der alte Mann redete auch nicht mit ihr, sondern sie zogen stillschweigend davon. Etliche Zeit darauf kam Graf Wilhelm von Eberstein wieder aus Ungarn; dem berichtete man, daß die unbekannte Gesellschaft wieder dagewesen sei. Der Frau wurde befohlen, falls sie wiederkämen, solle sie es anzeigen, auch wurde verordnet, daß man wachen und besonders darauf achten solle. Aber dieser Befehl kam der Gesellschaft gleich zu Ohren, deshalb kam wenige Tage darauf der alte Mann am hellen Tag zu der Frau am Klingel. Er verwies ihr, daß sie ihre Ankunft eröffnet hatte, und sagte,

sie hätte ihnen damit großen Schaden zugefügt, und sie hätten dadurch bereits viele aus ihrer Gesellschaft verloren. Seitdem sind sie nie mehr gesehen worden, es hat auch in jener Landschaft nie mehr jemand etwas von ihnen gehört. Gott weiß, was es für Leute sind. Um Eberstein hat sich dergleichen einst viel begeben. Vor vielen Jahren kam des Nachts ein unerkannter Mann nach Gernsbach ans Tor, der begehrte eilends nach einer Hebamme. Also gab man ihm eine Hebamme, eine gute alte Frau mit. Die führte er zwei Stunden ungefähr in der Finsternis herum, daß sie nicht wußte, wohin sie kam. Schließlich führte er sie weit in einen hohlen Felsen und in einen Berg hinein. Da fand sie viele Lichter und viele kleinen Leute, unter denen eine schwangere Frau, die gebären sollte. Niemand redete mit ihr; in allem Stillschweigen vollbrachte sie bei der schwangeren Frau ihr Werk. Beim Abschied gab man ihr einen rheinischen Pfennig als Lohn. Darüber beschwerte sie sich mit dem Bericht, ihr gesetzter Lohn sei drei Batzen oder soviel Schillinge; sie sei eine arme Frau, die des Ihrigen selbst wohl bedürfe. Sie wollten ihr aber nicht mehr geben, sondern sagten, sie solle sich mit dem Pfennig begnügen; denn solange sie den habe, werde ihr Geld niemals zerrinnen, sondern sie würde allemal, wenn sie Geldes bedürfe, einen Pfennig weiter im Säckel finden. Mit dieser Vertröstung ist die gute Frau aus dem Berg geschieden. Der unerkannte Mann brachte sie noch vor Tagesanbruch wieder bis gen Gernsbach, so daß sie nicht wußte, woher sie gekommen, oder an welchem Ort sie gewesen. Hernach hat sich befunden, daß diese Hebamme ihr Lebenlang Geld zu ihrem Gebrauch genug hatte. Wär gut, daß wir derselbigen Münz in unsrerer Landschaft auch hätten.

Wir haben auch eine alte Geschichte, die sich bei dem Wachtelbronnen in der Grafschaft Eberstein begab. Im Jahre 1518, als das große Landsterben fast in allen deutschen Landen umging, wohnte der fromme Graf

Bernhard mit seiner Gemahlin, der Gräfin von Sonnenberg, auf Eberstein. Er hatte einen Meister Koch, hieß der Marcell, der stand einmal des Nachts beim Mondschein auf und sah nach dem Wachtelbronnen, der Stadt Gernsbach zu. Da sah er viele Personen, Weiber und Männer, die einander bei den Händen faßten und den Weg vom Wachtelbronnen dem Schloß zutanzten. Als sie zum Schloß heraufkamen, kannte er einige von der Gesellschaft und sah sogar sich selbst in seiner gewöhnlichen Kleidung, worüber er sich höchlich verwunderte. Er sah sie bei dem Schloß hinum tanzen, dem Viehhof zu, so daß er nicht wußte, wo sie hingekommen waren. Desselbigen Jahrs sind alle, die der Koch beim Tanze gesehen, gestorben, darunter auch der Koch. Solchen Totentanz darf sich niemand seltsam sein lassen, denn wir finden glaublich in den Schriften, daß solches ehemals auch geschehen, besonders aber um das Jahr 1300, während der Regierung des römischen Königs Albrecht. Damals war ein Domprobst zu Basel auf dem Stift, genannt Herr Diether von Speckbach, ein beständiger, freundlicher Mann, dabei ein Weltmann, der männiglich lieb und wert war. Der lebte wohl zu Lebzeiten und war prachtliebend nach der Welt Brauch in allen Dingen, denn er hatte viele Pfründen und geistlichen Benefizien. Unter anderem hatte er eine gute Pfarre auf dem Land, zu der er eine schöne Behausung baute, obwohl sie gerade neben dem Kirchhof lag. Wie es nun einmal zur Sommerszeit recht warm war und er der Hitze wegen nicht schlafen konnte, öffnete er um Mitternacht die Fenster in seiner Kammer, die auf den Kirchhof gingen. Da sah er ganz nahe einen Totentanz von vielen Personen hin und wieder tanzen mit Fackeln und Lichtern; die sangen mit ganz tiefer, heiserer Stimme:

„Wär' ich da zu Kerzheim,
Als ich bin zu Langheim,
So wollte ich vor meinem Ende
Gutes viel bewende
Und für mich hinsenden" usw.

Alle aber, die der Domprobst bei dem Totentanz sah und zu ihren Lebzeiten gekannt hatte, waren eines unrechten und unnatürlichen Todes gestorben oder umgebracht worden. Er konnte auch, wie er glaubte, augenscheinlich die Wunden und Male an ihren Leibern sehen. In demselben Jahr soll dieser Domprobst zu Basel auch gestorben sein. Bald darauf sah der Kustos oder Siegrist im Dom, ein ehrlicher frommer Mann, in einer Nacht ganz deutlich, wie die bösen Geister den Domprobst in aller Gestalt, als ob er noch lebte, auf dem Dach der Domprobstei umherzogen und gräßlich herumschleppten, hörte auch dabei, wie des Domprobsts Gestalt mit einer kläglichen niederen Stimme mehrmals schrie:

„Nos, qui sumus in aperto
Vox clamantis in deserto,
Nos desertum, nos deserti,
Nos de poenis sumus certi."

Dieses schreckliche Gesicht hat der Siegrist den Domherren und Kapitularen nicht verschwiegen. Gott tröste die armen Seelen und verleihe allen Christgläubigen die ewige Freude![21]

Daß aber solche Gespenste die Leute zu Zeiten auch warnen, dafür haben wir viele Beispiele. Wie man findet unter den sächsischen Geschichten, so hat sich eine ganz ähnliche Geschichte auch zu Lübeck im Jahr 1351 begeben, geschah auch in einem großen Landsterben, das durch ganz Deutschland wütete. Als alles schon schlief, wurde der Koch um Mitternacht geweckt dadurch, daß er viele Leute im Kloster zu hören glaubte; es war ihm auch, als käme einer zu ihm und spreche: „Koch, steh auf! Geh in die Küche und mach den wegfertigen Brüdern das Essen, denn sie können nicht lange warten!" Der Koch erschrak, konnte sich aber nicht erinnern, daß ihm der Prior am Abend vorher etwas davon gesagt oder befohlen hatte; darum wunderte er sich sehr, fragte aber doch: „Wer oder wieviele werden weggehen?" Der Vorige sprach: „Es werden der Brüder sechsunddreißig und zwei Fremde

mit ihnen davonreisen." Wiewohl nun dem guten Mann nicht geheuer bei der Sache war und er nichts Gutes ahnte, denn er merkte gleich, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, so schlug er sich doch das alles aus dem Sinn, stand auf und wollte sich zum Kochen rüsten. Wie er nun an dem Refektorium vorüberging und laut darin sprechen hörte, so wunderte er sich noch mehr. Darum schlich er sich noch näher hinzu und machte die Türe auf. Da sah er, daß es ganz hell darin war und so viele Mönche, als ihm der Vorige gesagt hatte, an der Tafel saßen. Sie waren alle in weißen Kleidern, das Angesicht aber war ihnen verhüllt, wie man den Toten zu tun pflegt. Dem guten Koch ging ein Grausen durch seinen ganzen Leib, denn er merkte wohl, daß es ein lauteres Gespenst. Darum zog er eilends die Tür wieder hinter sich zu, kehrte um und legte sich zu Bett. In gar wenigen Tagen hernach starben die sechsunddreißig Mönche geschwind nacheinander dahin, desgleichen auch zwei fremde Mönche mit ihnen, die waren als Gäste da und erst von Hamburg gekommen.

Im Jahr 1550 hat man das wütende Heer zu Meßkirch gehört. Das ist in einer Nacht zur Herbstzeit nach zehn Uhr vor dem Bannholz mit großem Ungestüm über die Ablach auf Mönchsgereut gefahren, und als es eine gute Weile dort umherterminiert, kam es die Herdgasse herab und neben dem Siechenhaus und unser Frauen über die Ablachbrücke, dem Bach nach an der Stadt, die Katzenstiege hinauf mit einem wunderlichen Getös, lautem Geschrei, Klingeln und Stürmen. Später fuhr es, daß es die Wächter auf den Türmen und die andern in der Stadt wohl hörten, aber der Finsternis und der weiten Entfernung wegen nicht sehen konnten, dem Herdlein zu und von dort an Rohrdorf vorbei ins Hardt; es ist auch in derselben Nacht gen Veringen an der Lauchard gekommen. Von dort trieb es sich von dem alten Burgstall hinab und durch das Städtlein zur großen

Furcht der Bürger und Zuhörer. Damals, wie das wütende Heer Veringen passierte, ging des Nachts um zwölf Uhr ungefähr ein Wächter auf der Gasse mit Namen Hans Dröscher; der wollte die Stunde ausrufen. Unterdessen ging das Geschell an und kam vom alten Schloß herab. Jemand auf dem Markt rief ihm zu: „Mano! mano!" Der gute Wächter aber fürchtete sich, merkte wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und wollte nicht gleich kommen oder antworten. Der andere aber trieb das Schreien und Rufen so lange, daß der Wächter doch schließlich zu ihm ging. Da fand er einen furchtsamen Mann, der war gekleidet wie ein Kriegsmann; dem war das Haupt in zwei Stücke bis an den Hals gespalten, so daß der eine Teil auf der Achsel lag. Dieser wunde Mann oder das Gespenst bat den Wächter, er solle ihm den Kopf wieder zusammenbinden, damit er dem andern Haufen folgen könne; dabei zog er eine Schnur aus dem Wamms oder Ärmel, mit der er ihn verbinden sollte. Der gute Wächter erschrak und entschuldigte sich, er könne ihn nicht verbinden, es sei nicht sein Handwerk; aber er wolle ihm gern einen Scherer oder Barbier holen; damit hoffte er ihn loszuwerden. Aber der andere wollte es nicht zulassen, sondern drängte darauf, so daß der Wächter ihn schließlich verbinden mußte. Er zeigte dem Wächter an, wie er von Veringen gebürtig sei und wie ihm im Krieg das Haupt gespalten worden; jetzt sei er auf der Reise mit dem wütenden Heer. Dankte ihm auch für das Verbinden und sprach, er solle ihm nicht nachsehen, denn es möchte ihm sonst nicht glücklich ergehen. Ich weiß nun nicht, ob der ihm nachsah oder nicht. Jedenfalls ging er heim, ward krank und legte sich nieder. An dieser Krankheit lag er sechzehn ganze Wochen zu Bett und konnte unterdessen weder wenig noch viel reden. Das ist also gewißlich geschehen, und der Wächter lebt noch heutigen Tags zu Veringen. Ich habe in meiner Jugend gehört, daß es Graf Eitel Friedrich von Zollern, der anno 1525 zu Pavia starb, im Kloster zu Kielberg begraben wurde, ähnlich ergangen. Dort wurde seit vielen Jahren manchmal ein Jäger

mit Hunden nachts beim Kloster gehört, und es war eine alte Sage, es sei ein Graf von Hohenberg, der da sein Gefährt triebe. Nun kam Graf Eitelfritz einmal gen Kilberg, der hörte auch nachts den Jäger nicht fern vom Kloster. Er rief ihn an, obwohl jener keine Antwort gab. Was geschah? Der Graf ward dieselbe Nacht krank, und es verschwoll ihm das Angesicht und der Hals so, daß sich männiglich seines Todes versah und er nur mit großer Mühe wieder zur Gesundheit gebracht werden konnte.

Das wütende Heer ist einst vor Jahren bei der frommen Welt viel umhergefahren und mehrmals zu Meßkirch gewesen; aber der langen Zeit und des Unfleißes unserer Vorfahren halber ist es in Vergessenheit geraten. Das Heer ließ sich nicht nur in der Nacht hören, sondern auch mehrmals am Morgen früh, sowie Abends und gegen die Nacht zu. Dafür haben wir eine glaubliche Historie, die sich noch bei Menschengedächtnis im Frankenland und im Kloster zu Maulbronn zutrug. Es wohnten zwei Adelige im Frankenland, von denen war der eine einer von Seckendorf, der andere des Geschlechts von Erlikom. Die waren einander so feind und fügten sich gegenseitig soviel Schaden und Verdruß zu, daß jeder dem andern nachstellte und ihm den Tod androhte; der Grund war, daß der eine mit des andern Eheweib zu heimlich und freundlich gewesen sein sollte. Wie sie nun wieder einmal gegeneinander zu Felde ritten, da reiste der Seckendorfer eines Abends in der Dämmerung durch einen Wald mit gespanntem Bogen. Als er nun tief im Holz war, kam er zu einer Kapelle am Wege, in der blieben sie über Nacht. Gegen Tag waren der Herr und der Diener in aller Frühe auf und ritten wieder nach ihrem Hinterhalt. Der Junker vergaß aber in der Eile seine beiden Handschuhe, die ließ er in der Kapelle auf einer Totenbahre liegen. Sobald er es merkte und die Blechhandschuhe vermißte, schickte er den Knecht zurück, sie zu holen. Wie der nun hinkam, war es noch immer dunkel und noch nicht recht Tag; er fand ein feuriges Gespenst auf der Totenbahre sitzen, das hatte die

Handschuhe angelegt und schlug sie gegeneinander.[22] Da lief dem Knecht die Katze den Rücken hinauf, und er wollte nicht länger bleiben; kehrte deshalb um und erzählte es seinem Junker. Der war übel zufrieden, schalt ihn wegen seiner Kleinmütigkeit und kehrte selbst um, um die Handschuhe zu holen. Unterdessen begann es zu tagen. Wie er einen kleinen Weg ins Holz ritt, hörte er ein wunderbarliches Geschrei, Getöse, Klingeln und Jammern mit einem großen Gepolter, als ob alle Bäume im Wald entzwei brächen und umfielen. Dem Seckendorfer war es dabei nicht geheuer, denn er konnte nicht wissen, was das für ein Wesen sei; doch hörte er wohl, daß es sich näherte. Er ritt deshalb auf die Seite und versteckte sich zwischen den Bäumen. Da sah er eine wunderliche Reiterei vorbeikommen, die einen hatten keinen Kopf, die andern nur einen Arm, die Rosse etwa nur zwei Füße, oder auch ohne Haupt; viele Fußgänger liefen mit, von denen hatte der eine nur einen Schenkel, ein anderer nur eine Hand, viele waren ohne Kopf, oder halb verbrannt, manche hatten auch bloße Schwerter durch den Leib. Kurz, es war da ein solches seltsames abenteuriges Gesindel beieinander, dergleichen er sein Leben lang nie gesehen hatte, von dem Getöse und Brausen ganz zu schweigen, das in der Luft umher und dem Haufen nachfuhr. Unter dem ganzen Haufen aber war nichts, worüber er sich mehr verwunderte als über einen reisigen Mann, der führte einen weißen, dürren magern und hinkenden Gaul an der Hand, trug ein schlechtes Kleid und war so verwundet, daß ihm die Gedärme aus dem Leib drangen und über das Kleid und das Roß bis hinab fast an den Boden hingen. Als nun das Gefährt ohne Schaden vorüber war (wie man denn sagt, daß von dem wütenden Heer niemand ein Nachteil begegne, wenn er aus dem Wege weicht), ritt er wieder auf die Straße. Da begegnete ihm noch einer zu Pferd, der auch zu der andern Gesellschaft gehörte; dieweil der nun allein war, so erkeckte er sich und fragte ihn, was das für ein Haufen Leute gewesen, die da vorbeigezogen. Der antwortete ihm, es sei das wütende

Heer. Darauf fragte er ihn, wer denn der sei, der das magere Roß an der Hand führe und dem die Gedärme aus dem Leib hingen. „Es gehört dem von Seckendorf," antwortete er und nannte dabei ihn, den Seckendorfer, bei seinem Taufnamen, „der soll von dem von Erlikom, seinem Feind, auf einem solchen weißen magern Rosse von heut übers Jahr gewißlich erschossen werden und ihm wird sein Gedärm also aus dem Leib über die Kleider und das Pferd herabhängen." Als der Seckendorfer sich nennen hörte und erfuhr, daß er also von seinem Todfeind jämmerlich umgebracht werden solle, erschrak er nicht wenig, und obwohl er gern noch mehr gefragt, so wollte doch der andere nicht länger bleiben und zog den andern nach. Der von Seckendorf hatte den Hasen im Busen und ritt wieder heim, ging in sich und nahm sich das Abenteuer so hoch zu Herzen, daß er alle Mittel und Wege ergreifen wollte, um einem solchen jämmerlichen Tod zu entgehen. Darum übergab er seinen nächsten Freunden seine Güter und nahm nur ein kleines Badgeld mit sich. Damit kam er gen Maulbronn ins Kloster und ward ein Laienbruder, wie man es nennt. Sintemalen er sich aber nicht zu erkennen gab, so wußte auch niemand, wer er war. Er blieb etliche Zeit im Kloster, und wenn jemand Fremder kam, so ließ er sich nicht sehen. Schließlich aber hoffte er, Erlikom wäre tot und hätte ihn vergessen, und wenn er gleich noch lebte, so würde er ihn doch, sonderlich in dem Habit und der Kleidung, nicht erkennen. Darum ward er je länger je kühner und ging oft aus dem Kloster. Aber der Erlikom hatte wohl vernommen, daß der Seckendorfer sich, um ihm zu entfliehen, in ein fernes Kloster begeben hatte. Deshalb reiste er von einem Kloster ins andere. Als nun ein Jahr herum war, daß der Seckendorfer unerkannt zu Maulbronn gewesen, da geschah es durch die Fügung Gottes, daß der Erlikom nach Maulbronn kam. Wie der dem Kloster nahte, sah er zufällig den Seckendorfer; der stand bekleidet wie ein Laienbruder da und las Spähne bei den Zimmerleuten. Sobald er ihn kannte, schrie er ihm

zu, jetzt habe er ihn, jetzt sei die Stunde gekommen, daß er daran müsse. Der Seckendorfer nahm die Flucht dem Kloster zu. Unterwegs sah er ein lediges weißes, ganz mageres Bauernroß; darauf sprang er eilends und wollte so entkommen. Wie er aber sah, daß das nicht sein konnte, kehrte er das Pferd um, erwischte eine Stange, dem Erlikomer zu begegnen und sich um sein Leben, so gut er konnte, zu wehren. Inzwischen hatte aber der seinen Bogen gespannt, schoß auf ihn ab und traf ihn mit einem Pfeil, daß ihm gleich die Eingeweide und die Gedärme über den Rock und über das Roß herabhingen, wie ihm zuvor geweisagt worden. Er hatte keine Kraft mehr, fiel vom Roß und starb und ist zu Maulbronn begraben worden. Der Erlikomer ist entritten. Wo er aber hingekommen, oder wie es ihm weiter ergangen, das ist nicht bewußt, aber wohl zu erachten, er habe hinfüro auch nicht viel Glück mehr gehabt und sei keines rechten Todes gestorben.

Wir haben oft gehört von den kleinen Leuten, die in den Klingel unterhalb Eberstein kamen, auch daß an jenen Orten Erdmännlein wohnten, die man sonst Wichtelmännlein nennt, und die sich vor Jahren den Menschen sichtbarlich zeigten, auch zu Zeiten redeten und allerhand Menschenarbeit gutwilliglich und ungebeten mit Treuen verrichteten. Diese Erdmännlein wohnten nicht nur in jener Gegend, sondern auch in andern Ländern deutscher Nation und erwiesen den Menschen, wenn man sich recht und gebührlich gegen sie erzeigte, viel Dienstbarkeit und Guttaten. Von denen hab ich einst in meinen Kinderjahren und von den Alten viel Wunders und seltsame Sachen hören sagen, deren ein Teil des Gedächtnisses wohl würdig ist. Vor vielen Jahren hat es solche Erdmännlein auch um Zimmern gehabt, die sich manchmal sehen ließen, zu den Bauersleuten kamen und mit ihnen redeten. An der Halde ob dem Scheurbronn, neben dem Schloß, haben sie viel Wohnung im

Berg gehabt, besonders um den Bronnen auf derselben Seite des Bergs, der noch bis auf den heutigen Tag genannt wird „des Erdmännleins Bronnen". Der Name ist geblieben, aber die Erdmännlein sind verschwunden, obwohl bei dem gemeinen Mann noch Geschichten bekannt sind, die von den Eltern überliefert wurden.

Ein Menschenalter lang hatten die Grafen von Ober-Eisenburg ein Erdmännlein bei oder in ihrem Schloß zu Büdingen. Das kam in der Regel nachts, wenn der Bäcker im Schloß, ein frommer andächtiger Mann, beim Backen war, in die Backstube; da half es ihm treulich. Sintemalen es aber den Grafen wunderte, wie der Bäcker eine solche Arbeit mit soviel Müßiggang vollbringen könnte und ihn deshalb fragte, da berichtete ihm der alles, nämlich fast alle Nacht, wenn er mit dem Teig und dem Backofen beschäftigt sei, käme ein kleines bärtiges Männlein, ungefähr eine Elle lang, das stelle sich in den Teig, knete den und mache Brot daraus, schieße es ein; er brauche dann bloß für den Ofen zu sorgen, damit recht eingeheizt werde. Also wurde ihm alles leichter, dazu noch das Brot besser, als wenn er selbst mit Hand anlegte. Um sich nun dem Erdmännlein dankbar zu beweisen, so ließ ihm der Graf ein kleines Röckle und eine Kappe mit Zotteln, wie damals Brauch war, aus rotem Tuch machen nach der Hoffarbe, alles in der Größe, die der Bäcker angab. Das wurde in der Backstube auf die Backmulde gelegt. Wie nun das Erdmännlein nach seinem alten Brauch wieder kam und das Hofkleid sah, nahm es das, bekleidete sich damit und, wie der Bäcker wahrhaftiglich anzeigte, der es gehört und dabeigewesen, sei es in dem Kleid ein paarmal in der Stube herumgesprungen und habe dazu nachfolgende Reime gesprochen:

„Sollt ich alle Nächte backen
Und mit Beschwerden wachen?"

Damit ging es wieder seine Wege, ohne daß der Bäcker wissen

konnte, wohin es gekommen; ist auch hernach weder von ihm noch von andern in Büdingen wieder gesehen oder gehört worden. Gott weiß die Ursache, warum es abgeschieden oder vielleicht abscheiden müssen. Der Graf hat sich über sein Ausbleiben sehr bekümmert, und es reute ihn, daß er es kleiden lassen. — Zu Freisingen in der Stadt wohnte einst ein frommes altes Tuchmacherehepaar; zu denen ist auch ein solches Erdmännlein gekommen. Wenn die guten Leute bei Tag von ihrer Arbeit müde geworden waren und nachts zur Ruhe gingen, so schaffte und spulte das Erdmännlein in der Werkstatt. Solches ist lange Zeit so geschehen und dem Tuchmacher dadurch seine Arbeit so gefördert worden, daß er sich wohl ernähren konnte. Schließlich ließ er ihm ein schwarzes Röcklein und ein paar Schuhe dazu machen. Das hat das Erdmännlein dankbarlich angenommen. Unlängst danach hat sich der Tuchmacher noch mehr verdient machen wollen und kaufte ihm noch ein rotes Barettle. Das nahm es, freilich mit Unwillen, an, zog damit davon und kehrte nimmermehr wieder. Man sagt, sie könnten die rote Farbe nicht leiden und würden dadurch vertrieben.

Dergestalt ist es auch vor Jahren zu Stuttgart zugegangen. Ehe Herzog Ulrich von Württemberg ans Regiment kam, hatte er einen Hofschuhmacher, genannt der Kinsbach. Dessen Hausfrau lag einmal im Wochenbett, und wie sie gerade allein im Haus, kam ein solches kleines Erdmännlein zu ihr; das trug einen kupfernen Kessel auf dem Kopf, redete das Weib an und wollte ihr im Namen seines Meisters den Kessel ins Wochenbett schenken. Aber die gute Frau erschrak ob ihm so übel, daß sie sich nicht halten konnte, sondern überlaut zu schreien anfing. Darüber erzürnte das Erdmännlein und sprach: „Wohlan, Frau, wollt ihr meines Meisters Gabe und Geschenk nicht dankbar annehmen, so trag ich den Kessel wieder davon." Damit ist er mit seinem Kessel wieder hingezogen. Die Frau war so erschrocken, daß sie nicht sah, was in dem Kessel lag; und haben damals viel erfahrener und verständiger Leute nicht

anders vermeint, als es sei viel Geld oder Geldeswert darin gewesen, oder aber der Kessel habe eine wunderbarliche Eigenschaft an sich gehabt.

ischof Philipp von Freisingen, seiner Herkunft ein Pfalzgraf bei Rhein, hatte auf dem Schloß Werdenfels, der Luisa in Tirol, einen bayrischen Adeligen namens Parcifal als Oberamtmann; unter dessen Amtsverwaltung saß zu Farchant ein frommer alter Bauersmann, genannt der Rauch. Der hatte einen Sohn von ungefähr zehn oder zwölf Jahren, der wanderte einmal zur Sommerszeit im Gebirg umher, um Rausch für seinen Vater zu suchen, was eine Farbe ist, mit der man schwarze Tücher färbt und teuer verkauft. Wie er nun schon lange umhergegangen war, kam in einer Schlucht oder in einem finstern Tal ein Erdmännlein zu ihm mit einem langen grauen Bart; es sprach den Knaben freundlich an und bewog ihn, mit ihm in den Berg zu gehen. Den Jungen deuchte, es sei eine große Höhle im Berg, darin glitzere es wie klares Gold. Wie nun das Männlein den Knaben eine gute Weile im Berg herumgeführt hatte, schenkte es ihm schließlich etliche alte und unbekannte Goldstücke und sagte, er solle des andern Tags wieder an den Berg kommen, aber niemand, er sei wer er wolle, sagen, wo er gewesen oder was er gesehen; denn wenn er das übersehe, werde er gewißlich sterben müssen. Gleichwohl möge er das Geld seinem Vater geben, doch nicht sagen, woher es komme. Und damit ließ das Erdmännlein den Knaben wieder ohne allen Nachteil von sich abscheiden. Wie er nun heimkam und seinem alten Vater die Goldstücke brachte, freute der sich, aber er wollte wissen, woher ihm das Geld komme und meinte, er habe es vielleicht ungebeten entlehnt. Aber der Knabe war so standhaft und bedächtig, daß er es dem Vater verschwieg. Des andern Tags ging er, wie ihn das Erdmännlein geheißen, wieder an den bestimmten Ort. Dort fand er das Männlein abermals, das

ihn wieder durch den Berg führte. Bis zum dritten Tag blieb der Knabe darin, während ihm das Erdmännlein zu essen und zu trinken gab, ihn auch sonst wohl hielt, daneben den Knaben berichtete, wenn er das drittemal in den Berg komme, so werde es aus dem Berg erlöst und zu Gnade, auch ewiger Freude kommen. Dabei hielt es dem Knaben abermals die große Gefahr vor, die ihnen beiden drohe, wenn er vor der gebührlichen Zeit davon spräche; denn ihm koste es den höchsten Schatz, die Seligkeit, und dem Knaben das Leben. Damit ließ er den Knaben am dritten Tag wieder von sich und gab ihm dabei wieder einige alte Goldstücke, wie vordem. Weil der Knabe solange ausgeblieben war, hatte ihn sein Vater schon verloren geglaubt und gemeint, die wilden Tiere im Gebirg hätten ihn umgebracht. Inzwischen hatte er aber ein paar Stücke, von dem unbekannten Geld, das sein Sohn das erstemal mitgebracht, für seinen Unterhalt ausgegeben. Dadurch entstand gleich ein Gemurmel, woher dieser Bauersmann so altes, unbekanntes Geld habe. Es kam gleich vor die Ohren des geldhungrigen Amtmanns im Schloß, der meinte, der Bauer habe einen Schatz gefunden, von dem der Obrigkeit und ihm auch ihr Teil werden müsse. Deshalb ließ er ihn eilends festnehmen und gefänglich einziehen. Aber wie hoch der Amtmann auch den Bauern bedrohte, so konnte er doch nicht mehr aus ihm herausbringen, als daß sein junger Sohn ihm das Geld gebracht. Deshalb, damit ihm der Raub nicht entginge, ließ er auch den Knaben gleich gefänglich einlegen, und als er das Bekenntnis weder mit guten noch mit Drohworten herausbringen konnte, bedrängte und nötigte er den armen Knaben dermaßen, daß er alles bekennen und eröffnen mußte, obwohl der Junge ihn aufs höchste und um Gottes willen bat, er wolle ihn verschonen, denn so er es sage, müsse er am dritten Tag darauf sterben. Aber der unbarmherzige, geizige Bayer wollte seiner Jugend nicht schonen und ihn trotzdem noch im Gefängnis behalten. Also ist der Knabe krank geworden, und wie er vorhergesagt hatte, am dritten

Tag gestorben. Welches Glück dem unmilden Amtmann, dem Parcifal, daraus entsprungen, ist daraus zu entnehmen, daß er kurz darauf in Ungnaden vom Amt kam. Hernach hat er die übrige Zeit seines Lebens wenig gesunder Stunden mehr gehabt, sondern blieb sein Leben lang bettlägerig; ist wunderbarlich von dem Podagra vexiert und geplagt worden und über etliche Jahre hernach zu Freisingen, wo er ein eigenes Haus gekauft hatte, gestorben. Alles Unglück hat er an diesem armen Knaben, den er durch seinen Geiz zu Tode drängte, verschuldet, zuversichtlich, es wären sonst große Wunderwerke Gottes hierdurch an den Tag gekommen.

Aber die älteste Erinnerung an die Erdmännlein findet sich vor etlichen hundert Jahren bei den Pfalzgrafen von Tübingen. Es liegt noch ein Dorf auf dem Schwarzwald, genannt Pfalzgrafenweiler; dort stand eine Burg, von der noch heutigentags die Gräben zu sehen sind; sonst ist es der Länge der Zeit halber so in Abgang gekommen und mit Bäumen verwachsen, daß es schier keinem Burgstall mehr gleicht. In diesem Schloß und Weiler wohnte einst ein Graf von Tübingen, der pflegte unter anderer Kurzweil vor allem der Jagd, wie denn die alten Deutschen, unsere Vorfahren, sich des Weidwerkes viel beflissen, wie auch Cäsar schreibt. Nun war der Graf eines Tages auch wieder einmal ins Holz gezogen, da kam ihm im Walde ein wunderkleines Jägerlein entgegen, das führte zwei Jagdhündlein mit sich an einer Koppel. Das Männlein nannte sich Meister Epp und seine Hündlein das eine Will, das andere Wall; woher sie aber kamen, das findet man nicht geschrieben. Der Graf hatte ob dem Jägerlein Meister Epp und seinen zwei Hündlein soviel Gefallen, daß er sie mit heimnahm gen Pfalzgrafenweiler und behielt sie dort lange Zeit bei sich; wenn der Graf dann mit Meister Epp und den Hündlein in den Wald zog, fing er immer Wildbret und kam nie mit leeren Händen heim. Zudem ging es dem Grafen, solange

er das Jägerlein bei sich hatte, glücklich und wohl an Leib und Gut und an all dem, was er sich vornahm. Eines Tages nun zog der Graf wieder einmal mit dem Meister Epp und den Hündlein Will und Wall auf die Jagd in den Weilerwald, allernächst hinter Feherbach dem Schloß. Wie sie nun in den Wald kamen, brachten die Hunde einen mächtigen Haupthirsch, der nicht aus diesen Ländern war, auf die Füße. Der Hirsch ergriff die Flucht gen Horb der Stadt zu, gen Tübingen, Gmünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Böhmerwald bis gen Prag. Der Graf und sein Jägermeister Epp zogen mit den Hunden Will und Wall immer nach; am Abend lagerten sie sich und waren dann des Morgens früh wieder auf. So kamen sie bis nach Prag und an die Burg, in der der König von Böhmen Hof hielt mit seinem Hofgesinde. Wie der Graf mit dem Jäger und den Hunden an die Pforte kam, war die geschlossen. Die beiden Hündlein Will und Wall schlugen aber so an, daß sich männiglich darüber verwunderte. Dem König wurde alles berichtet, und er hieß sie einzulassen. Da zog der Graf mit seinem Jäger und den Hündlein bis in des Königs Saal; in dem hingen über hundert Hirschgeweihe. Wie nun die beiden Hündlein unter das Geweih des Hirschs kamen, den sie gejagt hatten, da sahen sie in die Höhe und schlugen wieder so an, daß der König und alles Hofgesinde sich darüber wunderte. Auf Befehl des Königs wurden die Geweihe, die von den zuletzt gefangenen Tieren stammten, herabgenommen und vor die beiden Jagdhündlein gelegt, die, als sie an das rechte Geweih kamen, darüber herfielen, gerade so wie die Hunde tun, die einen Hirsch stellen. Des Königs Jäger sagte, daß dieser Hirsch erst am Tag zuvor gefangen worden sei, woraus sie wohl erkennen konnten, daß es der Hirsch war, den sie am Weilerwald bei Feherbach auf die Beine gebracht hatten. Der König von Böhmen wunderte sich sehr und wollte wissen, was es damit für eine Bewandtnis habe. Also erzählte der Graf dem König alles von Anfang bis Ende. Als nun der König solche Abenteuer

vernahm und den Namen des Grafen hörte, da kannte er ihn wohl und fand seine Namen in etlichen Briefen geschrieben, aus denen hervorging, daß er des Königs von Böhmen offener und abgesagter Feind war. Darüber erschrak der Graf nicht wenig. Der König aber sprach, er solle nicht erschrecken, denn er wäre Leibes und Gutes sicher. Die Herren und das andere Hofgesinde, so dabei war, redete auch soviel dazu, daß der König und der Graf sich freundlich und in allen Stücken vertrugen, und der König ließ alle Ungnade fallen. Etliche Zeit darauf, als der Graf mit seinem Jägerlein, Meister Epp, und den beiden Jagdhündlein Will und Wall Abschied nehmen wollte, bat ihn der König so ernstlich um die beiden Hündlein, mit Vermelden, wenn er ihm die schenke, wolle er ihm nichts versagen, worum er ihn auch bitte, wofern es nur ziemlich wäre. Der Graf bedachte sich und unterredete sich mit Meister Epp deshalb. Der widerriet dem Grafen, es zu tun, während jener dem König ungern seine Bitte abschlug. Als er nun so in langen Zweifeln gestanden, gab er schließlich doch nach und schenkte dem König die Hündlein. Sobald das geschehen, wollte sich das Jägerlein, Meister Epp, von seinen lieben Jagdhündlein, Will und Wall, auch nicht trennen und blieb bei dem König in Prag. Bald darauf rüstete der König von Böhmen den Grafen von Tübingen mit Knechten und Pferden, auch andern Geschenken, nach königlichen Ehren aus und ließ ihn in allen Gnaden abscheiden. Der Graf reiste wieder heim gen Pfalzgrafenweiler; aber bald danach packte ihn die Sehnsucht nach seinem Meister Epp und den Jagdhündlein. Diese Sehnsucht steigerte sich so sehr, daß er anfing, an Leib und Gut abzunehmen, auch bald darauf starb. Seine Nachkommen haben den Sitz Pfalzgrafenweiler verlassen, obwohl dem Ort der Namen blieb; die Herrschaft ist auch von den Grafen von Tübingen in fremde Hand übergegangen.

Welche Angst und Sorge Graf Gottfried Werner im Fürstenkrieg erlitt, ist oben gemeldet worden. Als nun dieser Krieg gegen den Winter zu Ende ging und Kaiser Karl vor Metz zog, wollte Graf Gottfried Werner seinen Gottesdienst zu Meßkirch nicht mehr länger vermissen, sondern begab sich mit der ganzen Haushaltung wieder nach Meßkirch; geschah an St. Katharinen-Abend im Jahr 1552. Als er von Wildenstein schied, ging er zuvor in die Kapelle, wo er vor dem Altar ganz andächtig betete; dann nahm er Abschied vom Hause Wildenstein, indem er zu den Umstehenden sagte, daß sein Ende sich nähere und er lebendig nimmer in das Haus kommen werde. Es war erbärmlich anzuhören, aber er redete es mit einer herzhaften und unbeweglichen Stimme. Dann setzte er sich in den Wagen und fuhr davon. Als er gen Meßkirch kam, wollte er nicht ins Schloß, sondern ging zuvor zu St. Martin in seinen gewöhnlichen Betstuhl; da verrichtete er sein Gebet ganz andächtiglich. Darauf ging er ins Schloß und war den darauffolgenden Sommer und Herbst bei guter Gesundheit. Weil er nun von Jugend auf an Höfen erzogen worden und ein guter Reiter war, so nahm er sich vor, vor seinem Ende wieder schöne und gute Pferde zu halten. Er ließ sich also acht Braune von der Messe in Frankfurt bringen, von einer Farbe und Größe; die wurden mit schönen Sätteln und Zeugen geziert. An diesen Pferden hatte der alte Herr im Sommer und folgenden Herbst seine große Freude; er ließ sie oft untertags aus dem Stall ziehen, auch manchmal im Hof bereiten. Unter seinem Gesind war auch ein reisiger Knecht, namens Hans Kolb, ein seltsames Männle. Der und Graf Gottfried Werner konnten sich weder in der Reiterei noch sonst in andern Sachen miteinander vertragen; wenns der alte Herr so haben wollte, so mißfiels dem Knechtle, wollte es auf eine andere Art haben, namentlich mit den Pferden. Aber der alte Herr ließ es seine eigensinnige, seltsame Weise nicht entgelten; einem andern Diener

wäre es nicht so hingegangen. Und wenn auch dem streitigen Männle seines Widerspruchs wegen abends manchmal der Abschied erteilt wurde, so war am Morgen der Krieg wieder geschlichtet, und es brauchte niemand einen Spieß auf die Uneinigkeit zu kaufen. Der alte Herr und sein älterer Bruder, Graf Johannes Werner, hatten eben das Männle von Jugend auf im Stall auferzogen, und es hatte ihnen beiden hernach viele Jahre gedient; deshalb wurde ihm soviel übersehen, was einem andern vielleicht nicht hingegangen wäre.

ls Graf Froben Christoph einst von einem Tag zu Zell, wohin er von Graf Friedrich von Fürstenberg Unterhandlungen wegen berufen worden war, zurückkehrte, fand er seinen alten Vetter etwas alteriert und schwach, und war doch anfangs kein anderes Anzeichen einer Krankheit da, als die Röte, die ihm den einen Schenkel überzogen hatte. Woher nun das gekommen, dafür wäre wohl keine gründliche Ursache zu finden; der Grund war eben das Alter, und daß er nicht mehr lange leben sollte. Anfangs blieb er in dieser Krankheit in seinem Gemach und kam nicht an die Luft. Weil ihn aber sein Gebrechen am Gottesdienst verhinderte, und er nicht mehr nach seiner Gewohnheit zur Kirche gehen konnte, wie es doch sein Gebrauch war, daß er das ganze Jahr weder Amt noch Vesper ohne genügenden Grund versäumte, so wollte er der Krankheit nicht weiter nachgeben und ging trotzdem, obwohl es ihm von den Ärzten heftig untersagt und widerraten wurde, zur Kirche. Wie andächtiglich er jedesmal betete und den Allmächtigen um Verzeihung und Nachlassung seiner begangenen Sünden anrief, auch Gott besonders um ein seliges Ende und daß er ohne Schmerzen und Anfechtungen des bösen Feinds entschlafen möge, bat, das hätte einem jeden, der es hörte, zum guten Vorbild und Exempel dienstlich sein mögen. Etliche Jahre zuvor hatte er ein neues Begräbnis zu St. Martin machen

lassen, nämlich im Chor zwischen den beiden Gestühlen. Er selbst begehrte immer, hinter dem Fronaltar begraben zu werden und nicht in dem rechten Begräbnis, unangesehen, daß sein Bruder, Graf Johannes Werner und seine Gemahlin, die Gräfin von Henneberg, schon etliche Jahre in diesem Gewölbe ruhten. Zu Nürnberg hatte er sich selbst ein Epitaph aus Messing gießen lassen mit Schild und Helm, auch großen messingenen Leuchtern. Die Nürnberger verspotteten ihn deshalb viel, nannten ihn nur den großen Äpfelkunzen, namentlich der Stadt Werkmeister, Kaspar Bronner, obwohl es doch ein ansehnliches Werk ist. Man widerriet ihm, das Epitaph von Messing oder aus anderem Metall machen zu lassen, denn so es von Marmor gemacht werde, so würde es um so länger halten und bleiben, auch bei Durchzügen oder ungeratenen Erben desto sicherer sein, weil sonst die Epitaphe von Metall oft aus Geiz oder Habsucht zerschlagen und verändert würden. Aber der alte Herr wollte es so haben. Etliche Jahre vor seinem Tod hatte er viel Unruhe mit den Uhren zu Meßkirch; die mußten schlagen nach seinem Gefallen. Je nachdem er gern lange wachte oder lange schlief mußten sie gehen, und die Meßner hatten viel Mühe mit dem Uhrenrichten, mit dem Zurück- oder Vorstellen. Einmal ward der Meßnerdienst frei; den hätte nun gern ein Bürger zu Meßkirch gehabt, hieß Hans Rot und war ein Seiler. Um aber um so sicherer dazuzukommen, weil auch andere danach liefen und um den Dienst baten, so schenkte er dem Uhrmacher, hieß Meister Michael Weiß, dieweil der in besonderen Gnaden bei dem alten Herrn stand, ein Kalb, um seine Bewerbung zu unterstützen. Das Kalb half soviel, daß er den Dienst erlangte. Es stand nicht zwei Monate an, so war er einmal betrunken und vergaß, die Uhr nach dem Befehl zu richten; deshalb erzürnte der alte Herr und ließ ihn über Nacht ins Gefängnis legen. Da begannen ihm erst die Augen aufzugehen, und es reute ihn gar übel, daß er den Dienst angenommen; konnte wohl merken, daß es mit dieser Disziplin nicht aufhören werde. Um

also wieder in Ehren und Gnaden vom Dienst zu kommen, sprach er den Meister Michel wieder an und verehrte ihm eine Kuh, damit er ihm wieder davonhalf. — Dieser Meister Michel war ganz arm von Rottweil nach Meßkirch gekommen. Er kaufte ein Häusle allda auf dem Markt ob dem Bach und baute einen Stall hinein, aber er mußte das Haus schuldenhalber wieder verkaufen und bekam auch nie Vieh hinein. Aber nachgehends trat er dann in die Dienste der Herrschaft, und erlangte bei dem alten Herrn soviel Gnade, daß er seine Verhältnisse verbesserte und hernach auch eine schöne Herberge bekam.

Graf Gottfried Werner hatte vor seinem Absterben viel Kurzweil und Freude mit großen elfenbeinernen Kompassen. Die ließ er sich zu Nürnberg zurichten und sparte daran nichts. Den Michel Weiß schickte er viel nach Nürnberg der Kompasse, auch anderer Sachen wegen. Der mußte ihm eine große Glocke zu Nürnberg von 300 Zentner Gewicht bestellen; die wäre auf 1500 Gulden gekommen. Er wollte sie St. Martin zu Meßkirch vor seinem Ende schenken. Man überschlug, daß die Glocke für zweihundert Gulden schwerlich nach Meßkirch gebracht werden könne; viele meinten, man würde die übergroße Last überhaupt nicht von der Stelle bringen, außerdem hätte ein neuer Glockenstuhl auf den Turm aufgesetzt werden müssen, das ganze Dach abgebrochen und wieder zugerichtet, was doch alles mit großen Kosten und unsäglicher Mühe verbunden war. Es wäre auch zweifelhaft gewesen, ob der Turm die große Last mit der Bewegung tragen könnte. Als man also fand, daß das Vorhaben nicht rätlich und tunlich, wurde es von allen, die ihm redlich dienten, in Nürnberg aufgehalten. Er schickte den Michel Weiß mehrmals dahin, nicht nur der Glocke oder der Kompasse wegen, sondern er hatte auch einen Plan, wenn ihm Gott wieder aufhelfe, wolle er zu Nürnberg ein Haus kaufen und die übrige Zeit seines Lebens dort ruhiglich verzehren.

Zu Zeiten nahm er sich auch vor, wenn er wieder gesund werde, wolle er zu Venedig wohnen, wo er beim Meerwind wohl schlafen könnte. Schließlich machte er sich einen Plan, sein Leben auf dem St. Gotthard, in St. Bernhards Kloster, zu beschließen. Es schickte aber der Allmächtige alles anders und konnte männiglich dabei spüren, daß solche Gedanken Vorboten des Todes waren, obwohl weder er noch sonst jemand sich dessen versah. In der Weihnacht wollte er die Christmette nicht versäumen, obwohl ihm das in Anbetracht der großen Kälte getreulich widerraten wurde. Aber er beharrte auf seinem Vorhaben und kam elendiglich in die Pfarrkirche und wieder heraus.

Gleich nach Neujahr begannen sich seine Anliegen zu mehren, so daß er auf Rat seines Beichtvaters, Herrn Jakob Drehers, Pfarrverweser zu Meßkirch, auch anderen von der Priesterschaft, nicht mehr nach St. Martin kam, sondern er ließ sich zu Zeiten in seinem Gemach Messe lesen; es war ihm ein großer Kummer, aber er mußte es dulden und durfte nicht mehr an die Luft kommen. Das ging nun so etliche Wochen, bis auf den neunten Tag des Märzen im 1554. Jahr. An diesem Tag wurde er nachmittags zwischen sechs sieben Uhr von dem kleineren Schlag, Paralysis genannt, getroffen, so daß er ohne alle Schmerzen den Gebrauch der linken Körperhälfte verlor. Er ließ sogleich seinen Beichtvater rufen und griff mit der rechten Hand in den linken Ärmel; daraus nahm er einen Säckel, der die Schlüssel zu den Briefen und dem andern, was ihm lieb war, enthielt. Den Säckel samt den Schlüsseln gab er seinem Vetter, Graf Froben Christoph, angesichts des Beichtvaters und der andern Umstehenden, mit den Worten: „Wohlan, lieber Vetter, meine Sachen haben sich aus Ordnung Gottes dahin gerichtet, daß an meinem Leben oder Gesundheit kein Bestand mehr sein wird, sondern muß den Weg wandeln meiner Vordern, dazu ich meinen Schöpfer ohne Unterlaß bitten will, mir seine Gnade und Barmherzigkeit zu verleihen, derhalben ich hinfüro meiner zeitlichen Geschäfte mich entschlagen. Dieweil

denn du die Zeit, da du bei mir gewesen, dich bewährt, darob ich ein Begnügen und Gefallen, darum dich anders nie, als ob du mein leiblicher Sohn gehalten, so weiß ich jetzt niemand auf Erden, dem ich meine Güter lieber als dir und deinen Kindern gönnen will, und darum übergebe ich hiermit mit diesem Säckel und diesen Schlüsseln dir und deinen Kindern all mein Hab und Gut, wie ich schon lange wollte, daß ihr meine Erben seid. Darum hab Sorg und halt wohl Haus, weil es dich und deine Kinder hinfüro berühren wird! Zu dem ich dir und deinen Kindern von Gott dem Allmächtigen, dem ich mich, solange ich noch zu leben habe, befehlen und ergeben will, viel Glück und alles, was gut und sein göttlicher Wille ist, wünsche." Als er diese Worte ganz unerschrocken und mit fester Stimme gesprochen hatte, nahm Graf Froben Christoph die Übergabe auf seinen Befehl mit Dank an. Die Umstehenden trösteten den Grafen, wie üblich; aber es blieb dabei, er entschlug sich künftig aller Geschäfte. Er befahl allen abzutreten und beichtete; und als er ausgebeichtet hatte, da kam ihm plötzlich die Kraft in der lahmen Seite wieder, so daß er ohne Hilfe wieder gehen und den lahmen Arm und die Hand nach Belieben wieder brauchen konnte. Gleichwohl befand er sich sonst nicht recht wohl, aber in derselben Nacht schlief er ziemlich. Des andern Tags schickte er den Jakob Maienbronn gen Überlingen zu Doktor Jörg Hahn; der lag aber damals gerade auch schwerkrank darnieder und hatte das Podagra. Als nun Jakob Maienbronn mit dem Wasser und dem notwendigen Bericht abgefertigt war, begab es sich aus Unfall auf dem Weg, daß er das Harnglas zerbrach. In großer Angst und Furcht kehrte er wieder zurück und sagte die Wahrheit, wie es mit dem Wasser ergangen. Dem Grafen gefiel das sehr, er bot ihm die Hand und sprach, dieweil er so redlich gehandelt und ihm die Wahrheit gesagt, wolle er ihm das im Guten nicht vergessen, während jedermann geglaubt hatte, er werde über die Ungeschicklichkeit des Maienbronn in großen Zorn geraten. Also wurde der Jakob am folgenden Tag wieder

zu dem Doktor abgefertigt. Er empfing aber von dem Doktor Hahn nur schlechte Hilfe, denn die Schlaganfälle waren beständig zu befürchten. Sein Vetter hatte, ohne daß er es wußte, mancherlei Wasser, Pulver, Präservativmittel und anderes bereiten lassen, um im Falle der Not, wenn sich eine Paralysis oder Apoplexia einstellte, gleich etwas zur Hand zu haben. Nun war seine Tochter, die Gräfin von Zollern, zeitig von seiner Krankheit unterrichtet worden; die kam wenige Tage vor der Karwoche und wollte ihn besuchen, auch vor seinem Ende, dessen sich jedermann versah, nochmals sprechen, worüber er eine besondere Freude hatte. Als er nun am Ostermontag in seinem Gemach zu Morgen aß und sich ziemlich wohl befand, schickte er nach seiner Tochter, und als sie kam, war er ganz fröhlich, fragte sie nach ihres Herrn Gebäuden und anderen Sachen. Unterdessen, urplötzlich, in der Rede traf ihn abermals ein Schlag, der traf ihm die Zunge, daß er kein Wort mehr sprechen konnte. Nun war gerade damals niemand, außer seiner Tochter, bei ihm, denn sein Vetter war Geschäfte und fremder Leute halber in der Kanzlei. Der wurde eilends geholt. Sobald ihn der alte Herr sah, gingen ihm die Augen über, denn er konnte nicht reden; deshalb deutete er auf die Zunge. Alsdann griff er an sein Herz und warf die Arme in die Höhe, denn er meinte, der Mangel wäre allein an der Zunge, aber das Herz noch frisch. Hierauf sagte ihm sein Vetter, er solle sich über den Anfall nicht ängstigen, denn es sei gewisse und gute Hilfe vorhanden. Damit holte er die Wasser, Pulver und anderes, die schon lange bereitet waren, und obwohl Graf Gottfried sich zum Einnehmen nicht recht verstehen wollte, so wurde er doch von seinem Vetter und dessen Gemahlin, auch seiner Tochter, beredet, daß er folgte. Und es ist wunderbarlich zu hören: sobald er ein wenig eingenommen und die Zunge mit dem präparierten Elektuarium gerieben hatte, kam die Rede wieder, so daß er ohne Fehler alle Worte verständlich wie vorher aussprechen konnte. Und obwohl ihm der Anfall großen Kummer und Schrecken be-

reitete, so wurde ihm doch solches, soviel als möglich ausgeredet. Doktor Jörg Hahn von Überlingen schickte ihm einen gelehrten jungen Medikus, hieß Doktor Valentin Butzlin, kam von Ingolstadt. Der tat, was er konnte, aber der Lauf der Natur war nun einmal so weit gekommen, daß nichts mehr anschlug. Wie er also sah, daß er nicht viel ausrichten könne, nahm er glimpflichen Abschied und zog wieder davon. Des andern Tags, als Graf Gottfried Werner in seinem Gemach zu Morgen aß, kam ein Geist und schürte ihm das Feuer im Ofen und klopfte an die Tür, ohne daß er es hörte; es war dabei gar kein Feuer im Ofen. Über eine Weile klopfte er ihm drei Streiche an einen Kasten in der Stube, wo man in ein Briefgewölb hinabging. Das geschah so hell und deutlich, daß sein Vetter, auch die Diener und Knaben, die ihm aufwarteten, sich ansahen und erschraken. Alles gab acht, ob es der alte Herr gehört habe. Man konnte aber nicht am geringsten Zeichen wahrnehmen, daß er es gehört, wie denn oft geschieht, daß der eine etwas hört oder sieht, was dem andern verborgen ist.

Am dritten Tage, nachdem Graf Gottfried Werner versehen worden, zeigte sich der Geist in sichtbarer Gestalt am hellen Tage. Graf Froben Christoph sah ihn um neun Uhr vormittags vor seines Herrn Vetters Gemach auf und ab gehen; es war eine lange Person und hatte einen schwarzen Hut auf, dabei ein schwarzes, langes, fliegendes Kleid, wie ein Kittel; das Angesicht konnte er nicht sehen, obwohl der Geist nicht über zehn Schritte von ihm war. Sobald er vortrat, verschwand er. Am selbigen Tag kam auch zur Mittagszeit eine große Anzahl Raben; die saßen auf allen Türmen und Mauern im Schloß, hatten ein wildes Geschrei und Beißen. Das währte fast den ganzen Tag bis gegen Abend, besonders aber auf dem Turm, in dem sein, Graf Gottfried Werners Gemach war, obwohl der nicht darauf achtete oder es vielleicht nicht hörte. Lange vor seinem Absterben pflegte

er manchmal zu sagen, er besorge, sintemalen die Welt so geschwind und spitzfindig und in allen Künsten täglich weiterkomme, so werde man auch die Kunst gegen den Tod, daß man nicht sterben müsse oder noch länger lebe, noch erfinden, aber leider erst nach seinem Absterben, so daß er es nicht mehr nützen könne. Und wiewohl er viele Jahre vor seinem Abgang den Tod so heftig fürchtete und einen solchen Abscheu vor ihm hatte, daß er von keinem Sterben sagen hören wollte, viel weniger dergleichen Gemälde um sich haben, so hatte sich das in seinen letzten Zeiten ganz geändert. Die vom Rat zu Meßkirch, auch andere hätten ihn gern in seiner Krankheit besucht, aber er wollte sich um niemand mehr kümmern, sondern allein den Tod und seine Befreiung erwarten. Mehrmals pflegte er den Spruch Pauli zu sagen: „Cupio, domine, dissolvi et esse cum Christo.“ Auch andere tröstliche Sprüche Pauli und der Propheten ließ er sich viel vorlesen und unter anderem, was er von seinem Vetter begehrte, war auch, daß er nach seinem Absterben die Pfarre zu St. Martin mit einem gelehrten und tauglichen Pfarrer versehen, auch das Stift zu St. Martin samt dem Gottesdienst unverändert erhalten solle. Bis dahin hatte er sich nicht legen wollen, sondern sich meistens im Sessel gehalten. Aber er fing an, von Tag zu Tag schwächer zu werden, daß er sich schließlich doch legen mußte. Danach lebte er nicht mehr länger als bis an den dritten Tag. Während der Zeit nahm er dermaßen im Angesicht wie auch am ganzen Leib ab, daß er fast nicht mehr zu erkennen war. Denn während er vorher eine gerade, starke Person und von großen Gliedern, so war in den zwei Tagen alles ganz eingeschrumpft. Er pflegte wenig mehr zu reden, sondern als er mit der heiligen Ölung versehen war, lag er dann im Bett und betete. Es kam dahin, daß er so an Verstand und Vernunft abnahm, daß er ohne alle Ordnung betete, bald den Anfang, bald das Ende, bis er schließlich gar nicht mehr reden konnte. Also wie er Zeit seines Lebens um sein seliges Ende gebetet hatte, auch daß er ohne Anfechtung

sterbe, das geschah; denn er verschied, als ob er entschlafen, des Morgens um fünf Uhr, den zweiten Tag des Monats Aprilis im Jahr 1554, als er siebzig Jahre und etliche Monate alt war. Der Allmächtige sei ihm und allen christgläubigen Seelen gnädig und barmherzig! Noch an demselben Tag gegen Abend um drei Uhr wurde er zu Grabe getragen; das geschah von sechsen vom Rat. Ihn begleiteten sein Vetter, auch das Frauengemach, samt dem jungen Herrn und den Fräulein, auch der ganzen Bürgerschaft. Er wurde nicht in das Zimmernsche Begräbnis gelegt, sondern wegen der Enge des Raumes überzwerch hinter den Fronaltar, neben seiner Frau Mutter selig, gerade vor seinem Epitaph. Das hatte er von seinem Vetter wenige Tage vor seinem Absterben also begehrt. Es ward ihm auch gehalten, obwohl die Priester und andere dawider redeten, mit dem Vermelden, es wäre ungebräuchlich, auch möchte es lange Zeit später vielleicht gar nicht für ein christliches Begräbnis gehalten werden. Die Opfer, das siebte und dreißigste, wurden nach alter christlicher Ordnung gehalten. Die wurden von allen benachbarten Prälaten, Grafen, Herren und Städten durch ihre verordneten Gesandten, auch von denen vom Adel stattlich besucht.

Graf Gottfried Werner ist ein vornehmer, teurer Herr gewesen, eines hohen Verstandes, wofern er ihn nur zu seiner und seines Geschlechtes Wohlfahrt und Nutzen hätte gebrauchen wollen. Durch sein feines Reden und Schreiben zeichnete er sich vor vielen andern aus, weshalb auch der Kaiser und der römische König Ferdinand ihn gern beim Reichsregiment oder bei der Regierung in Innsbruck gesehen hätten; dort hätte er seinem Stamm und Namen viel nützen und ihn mit zeitlichen Gütern und Ehren hoch erheben können. Aber es sollte vielleicht nicht sein, oder es steht zu vermuten, wofern ihm nur Gott einen oder mehrere eheliche Söhne hätte vergönnen wollen, so würde er von dieser Gnade

reichlich Gebrauch gemacht haben. Oft hörte ich von ihm die Erzählung, wie es seinem Herrn Vater einst im Fürstendienst ergangen, und wie er darob von allem verjagt und vertrieben worden; beschloß dann seine Rede mit nachfolgenden Reimen:

„Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauengemüt und Rosenblätter,
Roß, Würfel und Federspiel,
Verkehren sich oft, wers merken will."

adurch, daß Graf Gottfried Werner alle Tage zweimal zur Kirche ging in das Amt und in die Vesper, wurde der Gottesdienst durch die Priester auch gewissenhaft und ordentlich versehen. Wenige Jahre vor seinem Absterben verordnete er, daß alle Freitag das Tenebrae und Media vita gesungen werde; dafür wurde den Priestern von der Herrschaft alle Jahr dreizehn Gulden gereicht. Er war immer wahrhaft und aufrichtig; was einmal zugesagt war, das mußte auch gehalten werden. Ich habe niemals gehört, daß er jemals von Jugend auf sich einer Lüge, oder wie man sonst die Weidsprüche nennen will, bediente, denn er war allen denen, die er nicht für wahrhaft hielt, von Grund seines Gemütes Feind, mochte auch nichts mit ihnen zu tun haben. Bei seinen Untertanen und männiglich hatte er ein solches Vertrauen, daß er, dem er etwas zugesagt hatte oder etwas schuldig war, keine Sorge darum hatte, wann die Schuld bezahlt werde, denn sie war ihm sicher. Dabei fürchteten ihn aber die Untertanen dermaßen, daß es fast nicht zu glauben ist, obwohl er keinem je Gewalt oder Unrecht antat, sondern ihn, wenn er etwas verschuldet, vor das gemeine Recht stellte; da konnte er sich dann aller Vorteile bedienen. Was ihm dann das Recht gab oder nahm, dabei blieb es. Ich habe oft gesehen, daß seine Untertanen zu Meßkirch ihre Hüte gegen seine Fenster im Schloß noch etliche Jahre nach seinem Absterben abzogen und sich ver-

neigten. In Malefizsachen, wenn es das Leben oder die Ehre galt, habe ich von keinem je gehört, der so viel Mitleid und Erbarmen mit den armen Leuten hatte. Vielmals, wenn es nicht Mord, Brand oder andere schwere Verbrechen betraf, ließ er die Missetäter mit seinem Wissen auskommen oder sonst heimlich verschicken. Keinen Dieb ließ er, ohne daß er etwas weiteres verschuldet, am Leben strafen, denn er sprach, es wäre nicht billig, daß einer am Leben eines geringen Gutes wegen, das er vielleicht aus Armut genommen, büßen solle; zudem wäre es abscheulich, einem um geringe Ursache das Leben zu nehmen, welches doch außer Gott sonst niemand nehmen und geben könne, abgesehen davon, daß man die kleinen Diebe hänge, die großen aber hoch hervorziehe und verehre. Kurz vor seinem Absterben gab er auch seinen Erben den Rat, in Malefizsachen nicht grausam, sondern gnädig und barmherzig zu sein, und wenn es je gefehlt sei, so wäre es viel besser, zu milde und barmherzig, als zu grausam zu verfahren. In Beleidigungssachen aber da erhielt er die beiden Parteien bei ihrer Ehre und wollte nicht zugeben, daß solches im rechtlichen Prozeß erörtert werde. Daneben aber war er ein wunderbarlicher, seltsamer Herr, der viel abenteuerliche Gebräuche und Manieren an sich hatte; so ließ er z. B. keinen Diener mit seinen Kleidern oder Baretten umgehen, auch sie von niemand anlegen oder anrühren. Wenn er zufällig erfuhr, daß jemand seine Röcke und Hüte angezogen oder aufgesetzt habe, so behielt er sie nicht, sondern gab sie weg. Deshalb wurden ihm viel Schalkheiten von seinen Dienern getan, die seine Manier kannten und auf diese Weise oft Kleider von ihm bekamen. Was er sich für einen Küraß, Schweinespieß, Schwert, Panzerhemd und andere Armaturen herrichten ließ, das findet man noch zu Wildenstein, wohin sie von seinen Erben gebracht wurden. Auf diese Wehren verwandte er zu Lebzeiten großen Fleiß, putzte, säuberte und wetzte sie selbst, denn es durfte sonst niemand damit umgehen. Das Schwert, das man einem halben Schlachtschwert vergleichen konnte, war ihm besonders

lieb. Hans Surg von Truchenwies hörte einst auch davon sagen, als er gerade wieder in seiner unbesinnten Weise war; deshalb kam er nach Meßkirch und begehrte es zu sehen. Graf Gottfried Werner ließ, obwohl es ihm bei dem Mann nicht geheuer war, doch, damit es ihm nicht als Unhöflichkeit oder Verzagtheit ausgelegt werde, das Schwert bringen, zog es aus der Scheide, gab es dem Surg in die Hand und sprach: „Lieber Nachbar Hans, du tust mir einen Gefallen, daß du es besiehst, und besehe es nur nach aller Gelegenheit." Das tat Hans Surg und besah es wohl, nahm es jetzt in die, dann in die andere Hand und hatte großes Wohlgefallen daran. Zuletzt verneigte er sich ganz höflich, gab dem Grafen das Schwert wieder und sagte: „Gnädiger Herr, ich soll es billig zu untertänigem Dank haben, daß Euer Gnaden mir, als deren geringen Diener, ein solches Schwert anvertrauen; um Euer Gnaden will ich's wieder verdienen und dabei nicht verschweigen: es ist ein solches Schwert, daß es um den, welcher damit getroffen, geschehen wäre, als ob er nie gewachsen." Graf Gottfried nahm das Schwert wieder von ihm, steckte es in die Scheide und ließ es durch einen Diener wegtragen. Während es aber der Surg besehen, hatte der Graf wohl acht, stand allernächst bei ihm, denn er mußte immer besorgen, es möchten ihm die zyprianischen Tauben fliegen und zu nichts Gutem verursachen. Aber der gute Surg hielt Farbe, denn er hat ohne Zweifel ein Zimmerisch Herz in seinem Leib bis an seinen Tod gehabt. Gott verzeihe ihm seine Sünden und auch uns, und verleihe ihm die ewige Freude!

Graf Gottfried Werner hinterließ auch einen sehr schönen Panzer, der ihm im Leben gar lieb war; er hatte auch viel gekostet. Einmal kam der alte Johann Uhl, der in der Herrschaft Zimmern vor Waldt Obervogt war, gen Meßkirch. Den ließ der alte Herr auch den Panzer sehen und lobte ihn hoch. Aber der Uhl meinte, der Graf wäre jetzt auf ein Alter gekommen, daß er des Panzers nicht mehr achten sollte, deshalb sprach er: „Ach, gnädiger Herr, was wollt ihr

mit dem Panzer? Hättet ihr einen guten Nachtpelz dafür!" Aber die beiden Alten nehmen sich nichts übel und kannten einander. — Graf Gottfried Werner war besonders gern zu Wildenstein, wo ihm viel Seltsames von Geistern und sonst begegnete. Über den tiefen, breiten Graben fielen ihm zwei Brücken hinab, ebenso wurden auch etliche zerschmettert. Er hat viele Jahre dort gebaut; was er im einen Jahr aufrichtete, brach er im nächsten, wenn es noch nicht von selber eingefallen war, wieder ab und machte es auf eine andere Manier. Er hat weit über 40000 Gulden am Schloß verbaut und am Graben verbrochen und mit welchem Nutzen, darüber mögen erfahrene Kriegsleute wohl urteilen, denn der Felsen wurde unter ihm so knapp behauen, daß zu besorgen ist, das Gebäude werde ein böses Alter und einen schlechten Halt haben. Alle Fenster, hoch und nieder, hatte er mit Gittern versehen lassen. Nun kam einmal sein Bruder, Graf Wilhelm zu ihm; wie aber eins von den Gerichten nicht nach seinem Gefallen zubereitet war, wollte er es im Zorn zum Fenster hinauswerfen. Aber er konnte es durch das Gitter nicht hinausbringen, mußte es deshalb stehen und bleiben lassen. Darüber gab es ein großes Gelächter.

Unter den Dienern, die der alte Herr hatte, war auch einer namens Enderle Schmidt; der war von Mengen und ein ausbündig guter Reiter. Nun begab sichs aber einmal, daß Graf Gottfried Werner einigen seiner Diener um eines Ungeschicks willen scharf zuredete. Wie das der Enderle hörte, ließ er sich vor allem Gesinde verlauten, wenn sein Herr also zu ihm rede, so wolle er das nicht hinnehmen, sondern ihm auch ein Latein aufgeben, daß er ihn ein andermal in Frieden lasse. Das kam dem Herrn bald darauf zu Ohren, und wiewohl er des Schmidts unnützes Maul wohl erkannte und sich deswegen auch nicht in Zorn bringen lassen wollte, so nahm er sich doch vor, die Drohworte dem Schmidt zu untersagen. Nun hatte er einen Kirchgang ge-

baut aus dem Schloß in die Pfarrkirche; der war auf dem Boden aus Holzwerk gemacht und gedeckt, aber die Riegel am Gang waren noch offen und nicht eingemauert. Es war der Brauch, daß alle seine Diener, wenn sie nichts anderes zu schaffen hatten, auf ihn, wenn er zur Kirche ging, warteten. Sie begleiteten ihn dann bis an das Tor, und wenn der Gottesdienst zu Ende war, so kamen sie wieder und geleiteten ihn ins Schloß. Das war so der tägliche Prozeß. Wie nun der alte Herr morgens zur Kirche ging und die Diener aufwarteten, kehrte er sich um und sprach: „Es langt mich an, euer ein Teil drohen mir und sagen, wenn ich ihnen nicht ihres Gefallens rede, so wollen sie mir ein Latein aufgeben, daß ich sie ein ander Mal zufrieden ließe. Nun möchte ich doch diesen greulichen, schrecklichen Mann gern sehen, was er für ein Antlitz hat, daß ich ihn so übel fürchten soll. Wo ist der Mann? Welcher ist es?" Wie er das sagte, erschraken alle, aber niemand wollte antworten. Da sprach der alte Herr: „Ich höre sagen, Schmidt, du seist derselbige und habest mir gedroht. Wohl her!" Damit zückte er sein Ärtlein, das er beständig mit in die Kirche nahm, und obwohl er den Knecht gar nicht schlagen oder schädigen wollte, so tat er doch zwei Schritte vor sich. Als die Knechte das sahen, wollten sie, namentlich der Schmidt und noch ein Knechtlein namens Bartlin, nicht mehr länger warten, sie fielen durch die offenen Riegel, gerade als ob sie der Hagel hindurchgeschlagen. Als sie in den Hof hinauskamen, war des Fallens kein Ende, sie hinderten sich selbst an ihren Schwertern, und es wurde ein solches Purzeln und ein lächerlicher Spaß daraus, daß der alte Herr selber darüber lachen mußte. Er ging der Kirche zu und sagte, man solle ihn fürderhin ungeschoren und einen alten erlebten Mann sein lassen; er wäre von Leuten höheren Standes geachtet worden und könne es darum so liederlichen Leuten und gar seinen Dienern nicht zugeben.

Noch eine Geschichte ereignete sich auf diesem Kirchgang. Weil die Hölzer sehr abgenommen hatten und die Meßkircher, auch andere Herrschaftsleute das Holzstehlen gewohnt waren, so mußte er notwendig ein Einsehen haben. Deshalb bestellte er heimliche und öffentliche Aufseher; wer ergriffen ward, der wurde unnachsichtlich darum gestraft. Nun war auch ein Bäcker zu Meßkirch namens Hans Mauk, der neben dem Birktor wohnte, gefaßt worden, der hatte eine gute Menge, namentlich aber junges Eichenholz abgehauen. Der alte Herr war deshalb über ihn sehr erzürnt. Nun ließ sich aber Heinrich Weiglin bereden, daß er mit dem Mauk zu dem Kirchgang kam, um für ihn zu bitten. Unterdessen kommt der alte Herr von der Kirche herab und sieht sie; er sprach sie an und fragte, was sie wollten. Darauf tat der Weiglin dem Mauk das Wort und wollte das Holzstehlen beschönigen. Der Weiglin hatte aber kaum angefangen zu reden, und der alte Herr hatte kaum verstanden, daß es den Mauk betraf, so fiel er ihm in die Rede und schalt den Mauk übel seines schändlichen Holzstehlens halber. Er redete sich dabei so in Zorn, daß er sein Äxtlein zückte und auf ihn schlagen wollte. Aber er schlug mit dem Äxtlein oben an, zudem stieß er unten an die Türschwelle mit dem einen Fuß, daß er samt dem Äxtlein zur Tür hinausfiel. Der Mauk floh davon, und die Diener halfen ihm mit dem Weiglin wieder auf. Er schämte sich der Sache gar übel, darum ließ er gleich des andern Tags die Riegelwand im Kirchgang einmauern.

Graf Gottfried pflegte zu sagen, es solle ein jeder seinen Beichtvater in guten Ehren halten, desgleichen auch den Arzt, den Scherer oder Wundarzt und den Apotheker, denn es seien vier Sorten Leute, die zu fürchten wären und die, wenn sie erzürnt, einem wohl etwas einträuken und sich höchlich rächen könnten. Und fürwahr, er blieb nicht bei der Rede, sondern er mied solche Leute und suchte sie, wo er nur konnte, sich zu verpflichten und zu begünstigen. Er hatte

den Brauch, jedesmal, wenn er beichtete, seinem Beichtvater einen rheinischen Gulden in Gold zu verehren, einen bayrischen Gulden, auf den unsere Frau geprägt war, und ein Ritter, der vor ihr kniete. Von diesen Gulden legte er sich Anno 1550 fünfundzwanzig Stück derselben Prägung in ein Säcklein und hoffte noch so lange zu leben, bis er sie verbeichtet hätte. Aber man spricht gewöhnlich, und es ist auch wahr: „Der Mensch nimmt sich vor, aber der Allmächtige ordnets und schaffts nach seinem Willen." Das geschah da auch, denn als er starb, fand man noch achtzehn rheinische Gulden.

Seine Bastardkinder, deren er von zwei Müttern, Anna Fritzin von Lübertingen und Anna Landauerin von Meßkirch, acht hinterließ, wurden alle ausgesteuert, unter denen waren auch zwei Söhne, die viel Geld auf den hohen Schulen und sonst kosteten. Der ältere, Gottfried, ist nach vielem Vertun im Niederland elendiglich umgekommen, sein Bruder Martin lebt noch, dient und behilft sich mit seinem jährlichen Leibgeding, das ihm auf die Herrschaft verschrieben ist. Der alte Herr gab ihnen bei Lebzeiten ein Wappen zu führen, nämlich eine aufrechte Streitaxt zwischen zwei gelben Hirschstangen im blauen Schild und dazu einen offenen Turnierhelm. Sie haben sich auch mit seinem Zulassen und Befehl bisher von Zimmern geschrieben, wie früher auch Junker Heinrich tat, obwohl das mit gutem Willen der Agnaten nicht geschehen. Aber es durfte ihm niemand widersprechen. Von etlichen wurde es in Zweifel gezogen, ob der alte Herr die Macht habe, solche Wappen mit Turnierhelmen, namentlich solchen Personen zu verleihen, und wenn er nicht so bald krank geworden wäre, so wäre ihm gewißlich deshalb ein Nasenspiel zugerüstet worden, wodurch diese erdichteten neuen adeligen Wappen wieder abgeschafft. Aber er hatte eine besondere Affektion und Liebe zu allen Bastarden, die favorisierte und begünstigte er vor andern Leuten, wo er konnte.

Noch an demselben Tag, da Graf Gottfried Werner ge-

ſtorben, ließ Graf Froben Chriſtoph die Meßkircher um die Erbhuldigung anſprechen. Man verhandelte in derſelben Nacht noch ſo viel, daß die Huldigung bewilligt und gleich am andern Tag vollzogen wurde. In den nachfolgenden Tagen wurde ebenſo die Pflicht von den Untertanen auf dem Lande genommen.

Anmerkungen

Anmerkungen

1) Zu deutsch: „Konrad von Lützenhard machte er zum Markgrafen von Ancona und Fürsten von Ravenna, eben den, den die Italiener nur „Vogel-unterm-Hut" nennen, weil er sich meistens wie ein Narr aufführte." Wörtlich bedeutet Musca in cerebro „Fliege im Kopf".

2) Konrad, als deutscher König der Vierte dieses Namens, folgte seinem Vater Friedrich II. 1250 in der Regierung, starb aber bereits vier Jahre darauf. Sein Sohn war der unglückliche Konradin.

3) Der durch Uhland berühmt gewordene Greiner oder Rauschebart.

4) Die Hussitenkriege Kaiser Siegismunds fallen in die Jahre 1419—1436. Wie früher die Ungarn, so waren jetzt die Böhmen unter dem schrecklichen Ziska, unter dem großen und dem kleinen Prokop für lange der Schrecken der deutschen Nachbargebiete.

5) Die Geschichte von dem edlen Möringer, unter dem eigentlich der Minnesinger Heinrich von Morungen zu verstehen ist, ist uns in unzähligen Variationen überliefert.

6) Der Raubritter Haman von Reischach zu Dietfurth bei Ulm wurde 1466 gefangen und enthauptet. Das Volkslied gibt davon Kunde:

„An einem Mentag es geschach,
Daß man Hammen von Reistett reiten sach
Durch einen grünen Walde,
Peter von Zeitenen begegnet ihm balde.

Als bald er Junkherr Hammen ersach:
„Ja, Hammen, Gott geb dir ein guten Tag
Und einen guten Morgen!
Du reitest in großen Sorgen.

Hammen, gib dich geduldig darein!
Der von Ulm mußt du Gefangner sein,
Wollteſt mir mein Hütlein rucken,
Das dein will ich dir zucken."

„Peter! mag es nit anders geſein
So bitt ich durch den Adel mein:
Zeuch aus dein ſcharfen Degen,
Nimm mir mein edles Leben!"

„Hammen, das enthun ich nit,
Dein edles Leben nimm ich dir nit,
Ich will dich weder hauen noch ſtechen,
Die von Ulm müſſen ſich rächen."

Sie bunden ihm Händ', ſie bunden ihm Füß'.
Und wurfen ihn auf ein hohes Roß,
Und eilten mit ihm ſehre.
Sie forchten viel Landsherrn.

Dem Fröulein von Oſterreich kamen die Mär,
Wie Hammen zu Ulm gefangen läg;
Es wollt nit länger beiten,
Gen Ulm wollt ſie bald reiten.

Da ſie gen Ulm eine reit,
Der Burgermeiſter ihr entgegenſchreit'
Nach adelichen Sitten:
„Wend ihr für Hammen von Reiſtett bitten?"

Das Fröulein auf das Rathaus trat,
Der Burgermeiſter neben ſie ſaß:
„Ihr ſeind mein gnädigen Herren,
Das Fröulein ſollen ihr ehren."

Dem Fröulein ward all ihr Bitt verziegen,
Der ganze Rath blieb verſchwiegen,
Das Urteil ward gegeben:
Hammen wär wäger Tod weder Leben.

Das Fröulein auf den Thurne trat:
„Ach Hammen, Gott geb dir ein guten Tag.
Und einen guten Morgen!
Du leiſt in großen Sorgen.

Hammen, gib dich gewillig darein?
Es gaht dir an das Leben dein,
Ich bin für den Rath getreten
Und hab für dich gebeten."

„Genaden mir, Frau von Oſterreich!
Der werthe Gott von Himmelreich
Bewahr euch eure Ehre,
Euch und andern Fröulein mehre!

Ach, werthe Frau von Österreich,
Bitten für mich also fleißiglich,
Daß man mich laß einmauren
So will ich schließen mein Leben so saure."

Das Fröulein die Red für d' Herren bracht,
Das Fröulin ward von ihnen veracht,
Kein Gnad mocht sie erwerben:
Junkherr Hamen muß sterben.

Da man Hammen aus dem Thurne führt,
Man leit ihm an ein grauen Rock,
Man zog ihm aus seine Schuhe,
Seine Sünd thäten ihm sehr reuen.

Da Hammen fürs Herren Marterbild kam,
Nun hören zu, was Hammen sprach!
Er fiel nieder auf seine Kniee,
Er bat die Gmein, daß man sollt verziehen.

„Meister, laß mir wol derweil,
Meister, ihr sollt mich nit übereiln!"
„Ich will euch ritterlichen halten,
Den werthen Gott lassen walten!"

Da man Hammen sein Haupt abschlug
Bald man ihm zu einem Boren trug,
Man leit ihn dahin mit Fleiße.
In zwei lilachen, waren weiße.

Man leit ihn auf einen hangenden Wagen,
Man thät ihn zu sein drei Schwestern tragen.
Durch einen grünen Walde
Zu seinen drei Schwestern balde.

Die jüngste Schwester das vernahm,
Daß ihrer todter Bruder kam,
In einer kurzen Stunden,
Dreimal war ihr geschwunden.

„Ihr Herren von Ulm, wie ist euch so gach!
Förchten ihr nit noch ein größre Schmach,
Die euch daraus möcht kummen
Ueber euch und eure Frummen?

Ihr Herren, wissen, was das bedeut:
Das Kindlein in der Wiegen leit,
Das noch kein Wort kann sprechen,
Sein Vater den muß es rächen!"

7) Gereimte Briefe zu schreiben, die sich freilich meistens in typischen Redewendungen bewegten, war ein in höfischen und adeligen Kreisen gern geübter Sport.

8) Zu Deutsch: „Nein Gottlose, nicht so, sondern die Barmherzigkeit Gottes will ich preisen in Ewigkeit."

9) Hadamar von Laber lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; wir haben von ihm ein allegorisches Liebesgedicht „Die Jagd".

10) Raimund und Anton Fugger, die Leiter der großen Augsburger Firma, wurden von Karl V. 1530 in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielten 1534 das Recht der Gold- und Silbermünzprägung. Ihr kinderloser Onkel Jakob Fugger begründete den Ruf der Familie als der Rothschilds der Renaissance; er war es, der dem Kaiser Maximilian gegen Verpfändung zweier Grafschaften siebzigtausend Goldgulden und zu dem Kriege gegen die Venediger eine Beisteuer von nicht weniger als hundertsiebzigtausend Dukaten verschaffte.

11) Diese Geschichte erinnert an den berühmtesten spanischen Schelmenroman, Lazarillo da Tormes, nur daß dort der Blinde durch den Sprung gegen eine Säule sein Leben einbüßt.

12) Das Raubritterwesen hatte seinen stärksten Rückhalt unzweifelhaft an manchen geldbedürftigen Duodezfürsten, die sich gar nicht scheuten, auch Anteile an der Beute unter allerlei verschleiernden Namen anzunehmen.

13) Als „Deponieren" bezeichnete der alte Studentenkomment das mit allerlei umständlichen Zeremonien verknüpfte Lossprechen vom Fuchskomment; Angehörige adeliger Geschlechter unterzogen sich dieser Prozedur in der Regel gleich im ersten Semester.

13) Die in unserer Chronik wiederholt erwähnten Reichstage sind folgende: 1521 zu Worms, 1526 und 1529 zu Speyer und 1530 zu Augsburg.

14) Die rührsame Geschichte vom Vogelsberger ist ebenfalls in manchen Volksliedern überliefert.

15) Zu Deutsch: „Derjenige soll als der Vater gelten, den der Ehevertrag nennt."

16) Die Kriege Karls V. mit Franz I. von Frankreich fallen in die Jahre 1521—26, 1527—29, 1536—38, 1542—44. Die beiden berühmtesten Ereignisse in diesen im Glück wechselnden Feldzügen waren die Gefangennahme Franz I. in der Schlacht bei Pavia (1524) und die Belagerung und Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg (1527).

17) Der Schmalkaldische Krieg endete mit der Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen durch den Herzog Alba im Jahre 1547.

18) Die Doppelehe des Landgrafen Philipp und namentlich die Stellung, die Luther dazu einnahm, bildet bis auf den heutigen Tag einen beliebten Zankapfel der Konfessionspolemik. — Die Geschichte von dem Grafen von Gleichen ist sagenhaft; gemeint ist

jedenfalls Ernst III., Graf von Gleichen, der in dem Kreuzzug 1228 gefangen genommen wurde.

19) Dieser Spruch ist eine der ältesten Proben makkaronischer Dichtung in Deutschland. Der Witz besteht darin, unter den lateinischen Text möglichst viele deutsche Wörter mit lateinischen Endungen zu mischen.

20) Das Reichskammergericht wurde 1495 von Maximilian zunächst für Landfriedensbruchangelegenheiten eingesetzt. Mit der Erweiterung seiner Kompetenzen steigerte sich auch die Besetzung. An der Spitze standen der Kammerrichter und zwei Kammerpräsidenten. Dazu kamen nominell fünfzig Assessoren, die teils vom Kaiser, teils von den Kurfürsten und Kreisen gewählt wurden, dreißig Prokuratoren und zwölf Advokaten. 1693 wurde der Gerichtshof nach Wetzlar verlegt, wo er bis zum Tode des heiligen römischen Reichs deutscher Nation (1806) unrühmlich weiter vegetierte und wo ihm u. a. auch der junge Goethe, im Sommer 1772, als Praktikant angehörte.

21) Die umfängliche Literatur über die Totentanzdarstellungen kennt eine große Anzahl solcher Verse in allen möglichen Variationen. Wer sich näher dafür interessiert sei auf das fesselnde und gründliche Werk von Künstle: Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz, Freiburg 1908, hingewiesen.

22) Das folgende Gedicht von Ludwig Uhland wir hier interessieren:

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da tät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!
Die Handschuh' hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh' hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

Er hat die Handschuh' angetan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh' wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag' an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag' an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den andern nach.
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! Vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinste
Und brauch' es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt! ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie."

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an,
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten."

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß,
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es tät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh' am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh' vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß sie geben auf ihre Handschuh' acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

Ueber die Entstehung der Chronik sind wir nur recht mangelhaft unterrichtet. Sachlich dürften das Meiste die Aufzeichnungen des Kammerrichters Grafen Wilhelm Werner von Zimmern beigetragen haben, während für die älteren Partien mündliche Überlieferung und chronikalische Aufzeichnungen als Quellen anzunehmen sind. Daß Legendäres, Halbwahres und auch tatsächlich Falsches hineinverwoben wurde, wird nur denjenigen wundern, der den Charakter der alten Geschichtswerke verkennt, die weit mehr als bloße Geschichte, als bloße nackte Tatsachen bieten wollten.

Was die Wiedergabe des Textes anbetrifft, so glaubte ich, ohne ängstliche philologische Bedenken vorgehen zu sollen; deshalb wurden auch Kürzungen und Streichungen nicht besonders angemerkt. Daß es sich aber dabei nur um formale Änderungen handelt und daß nirgends „purgiert" wurde, sei ausdrücklich versichert. Allerdings wurde von vornherein ausgeschlossen, was dem veränderten Zeitgeschmack unerträglich gewesen wäre.

Zu besonderem Dank bin ich Herrn Professor Dr. Joseph Sauer in Freiburg und der Direktion der Großherzoglichen Sammlungen in Karlsruhe verpflichtet; namentlich aber dem Herrn Dr. Hans Rott, der sich durch freundliche Überlassung von zwei Originalen aus dem Badischen Denkmalsarchiv um dieses Buch verdient gemacht hat.

Karlsruhe, im Januar 1911.

Bernhard Ihringer.

Die Bücher der Rose

In biegsamem Pappband 1.80 M., in Leinen mit Goldschnitt 3 M.

1. **Die Ernte** aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper. 100. Tausend.

2. **Alles um Liebe** Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Mit biographischen Verbindungen und sachlichen Erläuterungen von Ernst Hartung. 110. Tausend.

3. **Kügelgen** Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Ausgabe mit großer Schrift und vielen Bildern, z. T. nach Gemälden des Verfassers. 100. Tausend.

4. **Vom tätigen Leben** Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens. Mit biographischen Verbindungen und sachlichen Erläuterungen von Ernst Hartung. 65. Tausend.

5. **Der heilige Krieg** Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten. Herausgegeben von Hans Brandenburg. 30. Tausend.

6. **Menschen und Mächte** Ausgewählte Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. 31. Tausend.

7. **Über allen Gipfeln** Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens. Mit 30 Bildnissen. Auswahl und Anmerkungen von Ernst Hartung. 50. Tausend.

8. **Pitt und Fox** Die Liebeswege der Brüder Sintrup. Ein Roman von Friedrich Huch. 40. Tausend.

9. **Die Droste** Annette von Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte, Erzählungen. Biographisch verbunden und sachlich erläutert von H. Amelung k. 27. Tausend.

10. **Von Wald und Welt** Eichendorffs Gedichte und Erzählungen mit Bildern von Moritz Schwind. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. 40. Tausend.

11. **Feuertrunken** Eine Dichterjugend. Schillers Briefe bis zur Verlobung. Mit biographischen Verbindungen von Hans Brandenburg. 42. Tausend.

12. **Das zweite Buch** der Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper. 30. Tausend.

13. **Deutsche Märchen** Gesammelt durch die Brüder Grimm; mit 120 zum Teil zweifarbigen Bildern von Dora Polster. 60. Tausend.

14 **Ein Kampf ums Licht** Lenau. Sein Leben, Lieben und Leiden. Briefe, Aufzeichnungen, Gedichte. Ausgewählt und biographisch verbunden von Leo Greiner. 25. Tausend.

Schicksal und Abenteuer

Biegsam gebund. 1.80 M. oder steif gebund. mit Lederrücken 3 M.

1. **Eine preußische Königstochter** Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. 35. Tausend.

2. **Ein Mann** Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte, von ihm selbst erzählt. 34. Tausend.

3. **Aus der Chronika** derer von Zimmern. Historien und Kuriosa aus sechs Jahrhunderten deutschen Lebens. Herausgegeben von Bernhard Ihringer. 30. Tausend.

Die Sammlungen werden fortgesetzt

Eine preussische Königstochter

Denkwürdigkeiten

der Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Großen

Herausgegeben von Johannes Armbruster

Entrüstet oder ergriffen oder amüsiert, niemals aber gelangweilt, begleitet der Leser diese preußische Königstochter auf ihrem Lebenswege, die einen wundervollen Frauentyp des achtzehnten Jahrhunderts darstellt und deren künstlerische Gestaltungskraft stark genug ist, um die Personen und Zustände am Berliner Hofe wie in der kleinen fränkischen Residenz vollkommen lebendig werden zu lassen. Memoiren sind keine Geschichte. Später Geborene überblicken mehr. Der Markgräfin ist Friedrich Wilhelm I. der gefürchtete Vater, dessen Härte ihre Kindheit und Jugend zerstörte. Wir kennen den Polterer als einen der größten Erzieher zum Staate, der, den Künsten und Wissenschaften, aber auch allem Schein und Prunk gründlich abhold, im Willen zur Einfachheit den Weg zur Macht erkannte und beschritt. Wir wissen, daß der über alles geliebte Bruder der Markgräfin, Friedrich der Große, sein siegreiches Schwert diesem Vater verdankte, daß er ohne gerade dieses Vaters Schule und Erbe nicht der erste Diener seines Staates, der Philosoph auf dem Throne und der menschlichste der Könige geworden wäre, als den ihn nicht nur die deutsche Welt bis auf diesen Tag bewundert.

1.80 Mark in Pappband, mit Lederrücken Mark **3.00**

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 003 866 1

3 1158 01223 4083

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

RECEIVED
DEC 17 1987